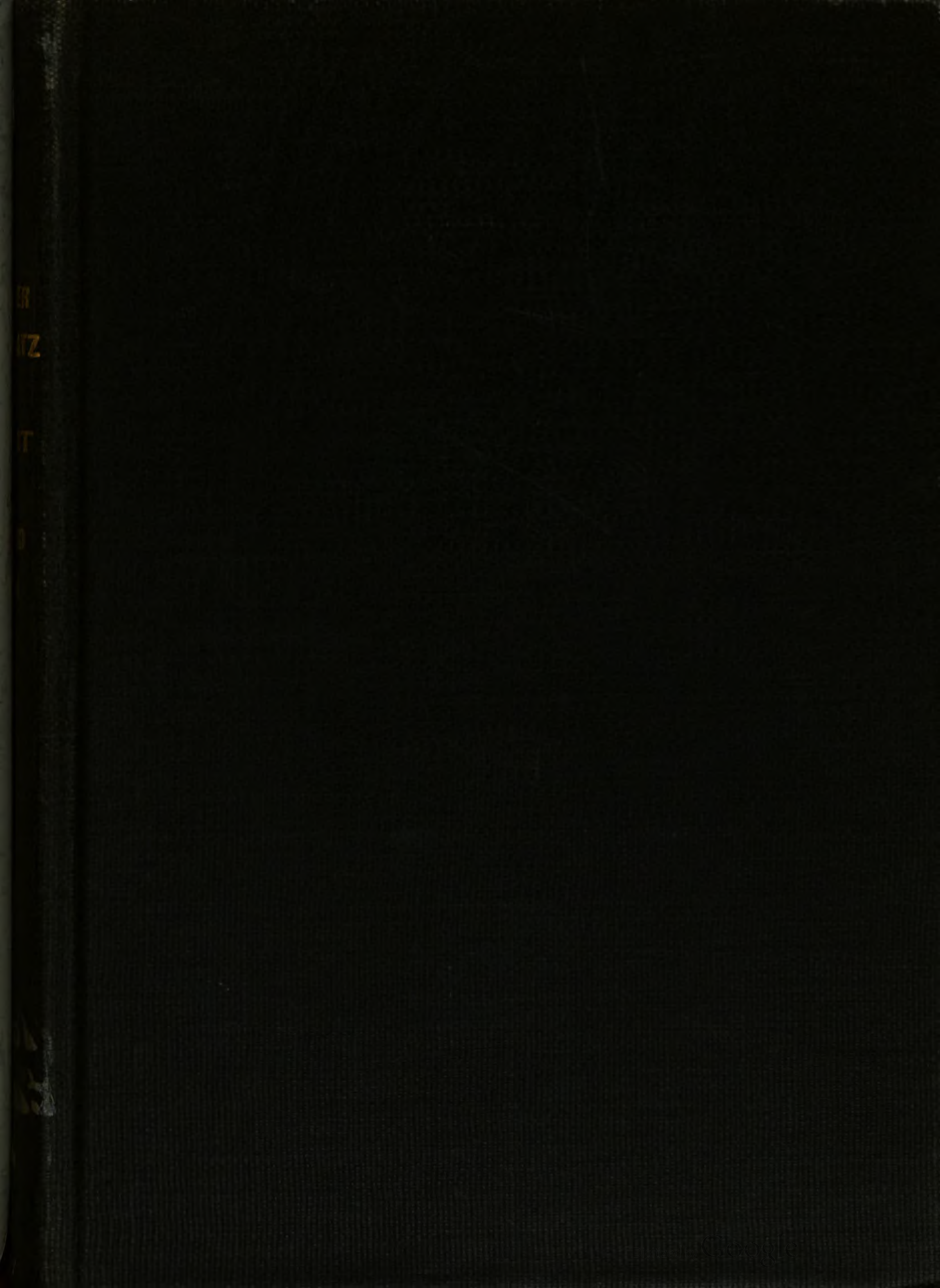






Burg Stahleck über Bacharach vor der Zerstörung im 17. Jahrhundert
Kpfr. von W. Hollar

Rheinland Sagen

Zweiter Band

Das Rheintal von Bonn bis Mainz · Volksglaube der Gegenwart



Mit 14 Tafeln und 26 Abbildungen im Text

Gesammelt und herausgegeben von Paul Zaunert

Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1924

Erstes bis fünftes Tausend

Altrheinland

Zweiter Teil

Das Rheintal von Bonn bis Bingerbrück

Der äußerste Pfeiler des Siebengebirges, der sich fast aus dem Strome erhebt, der Drachenfels, und gegenüber der Godesberg, bilden das Tor zu dem „rheinischen Paradiese"; von manchen wird freilich auch Bonn noch dazu gerechnet, das noch vor diesem Tore liegt. Die Stadt kommt an ehrwürdigem Alter Xanten und Köln gleich, und teilt mit ihnen auch eine Legende.

Das Münster zu Bonn

Bonns Patrone, Cassius, Florentius und Malusius, die zur thebaischen Legion gehörten, sollen am Kreuzberg den Märtyrertod erlitten haben, dort wurden später ihre Gebeine erhoben und feierlich in die Krypta der nach ihnen benannten Kirche übertragen. Die Stifterin dieses Münsters war der Sage nach die heilige Helena, die ihre Bauleute, in Ermangelung baren Geldes, mit Ledermünzen gelohnt haben soll. Die Glocken der Kirche hießen St. Cassius hunde, ein altes heidnisches Schimpfwort (von bellenden Hunden, durch die sie vertrieben seien, redeten z. B. die Hexen, wenn Glockengeläut sie hinderte, ein böses Wetter zu machen). Der wirkliche Gründer des Münsters war ein Propst des sehr vornehmen und reichen St. Cassiusstiftes. In den Tagen des Heisterbacher Gewährsmannes, Cäsarius, haben die Bonner Stiftsherren viel Stoff zu Klosterklatsch geliefert.

Stiftsherren

Aber es waren auch geistliche Herren darunter, die uns an den guten Ensfried zu Köln erinnern, so der Dechant Christian, ein sehr gelehrter Mann von gutem Lebenswandel, unter anderem auch besonders gastfreundlich. Einst hatte er den Abt Hermann von Himmerode, einen ebenso gelehrten als klugen Mann, zu Tisch geladen; da aber nur Fleischgerichte vorhanden waren, gab er seinem Diener heimlich den Befehl, er solle aus einem Erbsengericht den Speck herausnehmen und es so dem Abte vorsetzen. Dieser aß auch arglos von dem Gericht; ein Mönch aber, der nicht so arglos war, fand in der Schüssel ein darin gebliebenes Stückchen Speck und zeigte es sofort dem Abt, der nun begreiflicherweise die Schüssel nicht mehr anrührte; auf dem Heimweg aber machte der Abt dem Mönch Vorwürfe wegen jener Voreiligkeit und Naseweisheit: „Du hast nicht gut getan, daß du mich heut um mein Essen gebracht hast; hättest du geschwiegen, so hätte ich unwissend gegessen und nicht gesündigt."

Der Erzpoet

Die Bonner Stiftsherren haben einst auch ein gutes Wort eingelegt für

den berühmten Dichter des „Mihi est propositum“[1], Nikolaus heißt er bei Cäsarius von Heisterbach, Archipoeta, den „Erzpoeten“ nannten ihn jene fröhlichen Brüder, die Vaganten, Zecher und Spieler der Staufenzeit, denen er zuerst sein übermütiges Trinklied sang und die ihn damit als ihrer aller Meister anerkannten. Und um ihn hat sich dann noch wieder im Lauf des letzten Jahrhunderts unter den Akademikern eine förmliche Sage gebildet; in der gelehrten und halbgelehrten Bücherwelt ging er unter allen möglichen Namen und Gestalten um. Den einen war er ein Häuptling „fahrender Schüler“, verlaufener Kleriker und Bettelstudenten, die dazumal mitunter zur Landplage wurden; nicht bloß mit ihren lateinischen Liedern sich Gaben ersangen, sondern Klöster und Pfarren geradezu brandschatzten; die anderen hielten ihn für den Engländer Walter Mapes, einen geistlichen Satiriker, wieder andere für einen Franzosen Walter von Lille oder von Chatillon, der einen Alexander-Roman schrieb, und weiß Gott, für wen noch. Kein Wunder, schon einige Jahrzehnte nach seinem Tode ist er in der Überlieferung schon mit dem Kanonikus Primas zusammengewachsen, der sehr stark in witzigen Stegreifgedichten (lateinischen versteht sich) gewesen sein sollte; und Boccaccio hat dann von dem „Primasso“ eine Novelle erzählt. Der Erzpoet war aber weder ein Franzose noch ein Engländer noch ein Italiener, sondern wohl ein echtes rheinisches Gewächs, denn er lebte zeitweise bei Barbarossas Kanzler Reinald von Dassel, dem späteren Erzbischof von Köln; den gewann er sich zum Gönner, hat es ihm aber nicht leicht gemacht, das zu bleiben; die Umgebung Rainalds beschwerte sich des öfteren über ihn: Wein, Würfel und Liebesabenteuer ohne Ende. Es galt dem Erzpoeten wohl auch nicht als Höchstes, seine Beine unter des großen Herrn Tisch zu strecken, das war ihm im Winter wohl lieb, aber in der guten Jahreszeit schwärmte er lieber in Welschland, wo Rainald damals war, umher.

[1] Die erste Strophe des Liedes lautet:

Mihi est propositum
In taberna mori;
Vinum sit oppositum
Morientis ori;
Ut dicant, quum venerint,
Angelorum chori:
Deus sit propitius
Huic potatori!

(Mich soll einst der Tod in der Schenke finden; den Becher soll man mir noch an die Lippen halten, wenn ich sterbe. Daß die Engelchöre, wenn sie mich holen, für mich flehen: Gnade Gott diesem Zecher!)

Und so ist er auch einst, vielleicht war es schon in seinen alten Tagen, an die Pforte von Heisterbach gekommen, von einem heftigen Fieber befallen, so daß er zu sterben meinte. Und er bat und für ihn baten die Bonner Stiftsherren, daß ihn der Abt in seinen Orden aufnähme. Mit großer Reue über sein bisheriges Leben, so schien es wenigstens, zog er das Mönchskleid an, kaum aber war er genesen, so warf er es wieder von sich und lief lachend in die Welt hinaus.

Was dann aus ihm geworden ist, wie sein Ende war, wissen wir nicht. Ob es noch so wurde, wie er es sich in dem Liede gewünscht hat?

Maria und die Seele des Schülers

Das unbußfertige Weltkind hoffte doch noch auf seine Art selig zu werden; und wir glauben auch, daß er es geworden ist, denn er war ein ganzer, wahrhafter Mensch. Und so wird er wohl jenem frommen Schülerlein begegnet sein, von dem auch Cäsarius erzählt, und welches gerade das Widerspiel des Erzpoeten zu sein scheint. Aber sie waren beide Kinder einer Zeit, und einander nicht so fern, als man denkt. In Bonn lebte, so heißt es bei Cäsarius, eine Eingeschlossene, eine sehr fromme und andächtige Frau. Die sah einmal des Nachts durch die Ritzen ihrer Zelle helles Licht dringen, so daß sie meinte, es sei schon Tag und sie habe die Horen versäumt. Drum sprang sie erschrocken auf und öffnete das Fenster gegen den Kirchhof zu. Da sah sie am Kopfende eines Grabes, in dem jüngst ein Schüler beerdigt worden, eine wunderbar schöne Frau, von der kam all der Glanz her. Auf dem Grabe aber saß eine schneeweiße Taube; eben griff die Frau sie und barg sie an ihrer Brust. Die Klausnerin ahnte bereits, wer es sei, aber sie frug ehrfurchtsvoll: „Wer seid Ihr?" — „Ich bin die Mutter Christi," antwortete die Erscheinung, „und bin gekommen, die Seele dieses Schülers zu holen, der in Wahrheit ein Märtyrer gewesen ist."

Des Adelheidis-Pützchen bei Beuel

Dann ist noch von einem Wunder zu sagen, das in noch früherer Zeit in Bonns näherer Umgebung geschah. Im zehnten Jahrhundert war zu Vilich eine Äbtissin Adelheid von Geldern. Als einst große Dürre herrschte und Mensch und Tier verschmachteten, bewirkte sie durch ihr Gebet, daß ein frischer Brunnen der Erde entsprang, der bald als heilkräftig weit und breit berühmt wurde, und noch heute gegen Augenübel angewendet wird. Alljährlich am zweiten Sonntag im September wallfahrtet man zu diesem Adelheidis-Pützchen, das nahe der Straße von Beuel nach Siegburg fließt, und der Jahrmarkt, der dort gehalten wird, ist zu einem der größten Volksfeste am Rhein geworden.

Ein neuerer rheinischer Poet, ein Bonner Kind, nämlich Simrock, hat dann noch eine andere, etwas spitzige Klostersage überliefert:

Der Wind vor dem Jesuitenkloster

Vor dem Jesuitenkloster in Bonn, so sagt man, wehte beständig der Wind, und das kam daher: Einmal ging der Teufel dort mit dem Winde spazieren und sagte zu ihm, er wolle mal ins Kloster hineingehen und nachschauen, was die Jesuiten da drinnen anfingen, der Wind möge so lange warten. Der Wind war es zufrieden und der Teufel ging hinein. Drinnen gefiel es ihm aber so gut, daß er gar nicht wieder herauskam. Und der Wind wartet immer noch; wenn er mal ungeduldig wird, fängt er an zu heulen.

Agrippa von Nettesheim und sein schwarzer Hund



Bei der Kölner Sage von Albertus Magnus wurde schon eine Probe aus der „Occulta philosophia" des Agrippa von Nettesheim gegeben, der auch eine Art Dr. Faust gewesen ist. Sein genanntes Hauptwerk, das ihm einen großen Namen gemacht hat, begann er mit dreiundzwanzig Jahren, und begann in seinem Leben noch vieles andere, war Hauptmann unter Kaiser Maximilian, Doktor der Medizin und beider Rechte, Lehrer der Theologie, Stadtsyndikus von Metz, Leibarzt der Königinmutter von Frankreich. Da er sich geheime Kenntnisse und Künste zuschrieb, kam er bald in den Ruf eines Schwarzkünstlers. Auch in Bonn ist er gewesen, eine Zeitlang, denn lange hat er es nirgends ausgehalten, entweder trieb ihn seine eigene Unrast weiter, oder seine Gläubiger, oder die Mönche. Die haßten ihn grimmig, besonders seit er einem der ihren, dem Inquisitor zu Metz, ein Opfer entrissen hatte, ein Bauernweib, das der Hexerei beschuldigt war. Nachdem es ihm in Brüssel übel ergangen war, lud ihn der Erzbischof von Köln, Hermann von Wied, neuer Lehre und neuem Geiste zugetan, 1532 nach Bonn ein. Dort bewohnte Agrippa ein schönes Haus und lebte wie scheint sehr eingezogen mit seinem Famulus Johann Weyer. Aber auch hier wußte man bald das Allerschlimmste von ihm zu erzählen. Er hatte allezeit einen schwarzen Hund mit sich laufen — Monsieur rief er ihn — den er zuweilen geküßt, und gemeiniglich bei sich am Tische an seiner Seiten sitzen und nachdem er sein Weib, die Mechelerin zu Bonn verstoßen, bei sich in seinem Bette unterm Leiltuch des Nachts schlafen hatte, wie der Hund denn auch stets fast den ganzen Tag über in dem Gemach, da Agrippa seine Librarei hatte (die traun groß und herrlich war), auf dem Tische zwischen ihm

und seinem Schüler lag. Auch geschah es oft, daß der Doktor acht ganzer Tage nicht einen Tritt vors Haus tat und doch wußt er gemeiniglich alles, was in der Welt geschah; das trüge ihm der Monsieur zu, sagten die Leute, denn das sei niemand anders als der Teufel. Aber sein Schüler Johannes Wierus hat, wenn er mit Agrippa ausging, oftmals den Hund an einem hären Strick selbst daher geführt, und bezeugt, es sei ein rechter wahrhaftiger natürlicher Hund gewesen und zu Wahrzeichen ein Männlein, welchem sein Herr auch eine Hündin auferzogen, die an Farbe und Leibsgestalt dem Männlein gar ähnlich gewesen und auch mit französischem Namen: Mademoiselle geheißen. Und alles andere sei boshaftes Geschwätz.

Doch das war einmal der Leute gemeines Geschrei über Agrippa, und seine Widersacher sorgten dafür, daß diese Sage an ihm haften blieb, bis an sein Ende und auch nach seinem Ende. Als er drei Jahre danach arm und einsam zu Grenoble starb, da hieß es, bis an seinen letzten Seufzer sei jener schwarze Hund sein Gefährte geblieben — und eigentlich des Doktors Herr gewesen, weshalb der ihn ja auch Monsieur genannt. Als nun der Zauberer auf dem Sterbebett gelegen, da habe er das Halsband des Hundes gelöst, das mit magischen Zeichen geziert gewesen sei, und gesprochen: „Fort mit dir, verfluchtes Geschöpf, durch das ich meine Seligkeit verloren habe." Da sei das Tier vom Bette gesprungen, zur Saone gerannt und habe sich hineingestürzt, und zur selben Stunde sei auch Agrippas Seele in die Unterwelt gefahren.

In Bonn selbst weiß man wohl kaum noch etwas davon, es scheint überhaupt nicht viel, was die Stadt an neueren Volkssagen bietet; aber deren bedarf es hier auch nicht, denn Bonn schaut auf das Siebengebirge, das um so reicher daran ist; und hat den Godesberg in der Nähe, den uns eine auch vom Heisterbacher Mönch überlieferte Sage besonders ehrwürdig macht: Zu der Zeit, da Herr Dietrich, Erzbischof von Köln, der noch am Leben ist, das Schloß zu Godesberg (Gudinsberg) erbaute, kam auf dem Heimwege von Köln ein frommer Priester an dem genannten Berg vorbei und sah, wie der Erzengel Michael in bekannter Gestalt vom Godesberg mit ausgebreiteten Fittichen nach dem benachbarten Stromberg hinüberflog, auf dem der heilige Petrus der Apostelfürst verehrt wird. Zu gleicher Zeit sah ein Mann namens Dietrich, als er mit seiner Frau aus dem nächstgelegenen Dorf zur Kirche ging, wie ein Kästchen mit Reliquien, das er öfter gesehen hatte, durch die Luft vom Godesberg weg nach dem Stromberg geführt wurde. Beide haben dies gesehen und können heute noch für die Erscheinung Zeugnis ablegen. Willst du aber mir weniger

Der Godesberg



Glauben schenken, so frage Herrn Wilhelm, den Priester auf dem Stromberg, und er wird dir bezeugen, daß er alles aus dem Munde der Leute, die es gesehen, vernommen hat. Es hatte nämlich und hat noch der heilige Erzengel auf dem Gudinsberg oder, wie andere den Berg nennen, Wudinsberg eine auf seinen Namen geweihte Kirche. Obwohl nun dieser Berg ziemlich stark und für den Schutz des Landes höchst geeignet ist, hatte es niemand gewagt, darauf eine Feste zu errichten, denn die Leute der Umgegend sagten, auf der heiligen Stätte dürfe das nicht geschehen. Der Erzbischof Dietrich achtete jedoch nicht auf solche Reden, sondern begann dort ein festes Schloß zu erbauen; bevor er aber mit den Mauern fertig geworden, wurde er abgesetzt. Kein Wunder, wenn diesem Schloß der himmlische Beistand entzogen wurde, da fast der ganze Bau aus den Wuchergeldern eines Juden, den der Erzbischof gefangen genommen hatte, errichtet worden ist. –

Der Erzbischof hatte nämlich (so ist dem Bericht des Cäsarius noch hinzuzufügen), um seine Feste bauen zu können, die alte Michaelskapelle auf dem Godesberge abbrechen lassen; darüber allein wären freilich die Leute rings im ganzen Lande nicht so entrüstet gewesen, da die Kapelle weiter unten wieder aufgebaut wurde — aber die Heiligkeit jener Stätte war älter als die alte Michaelskapelle, St. Michael war hier an die Stelle Wodans getreten. Und darum hatte man dem Erzbischof seinen Frevel noch nach Jahrhunderten, als die Kölner Chronik geschrieben wurde, nicht vergessen.

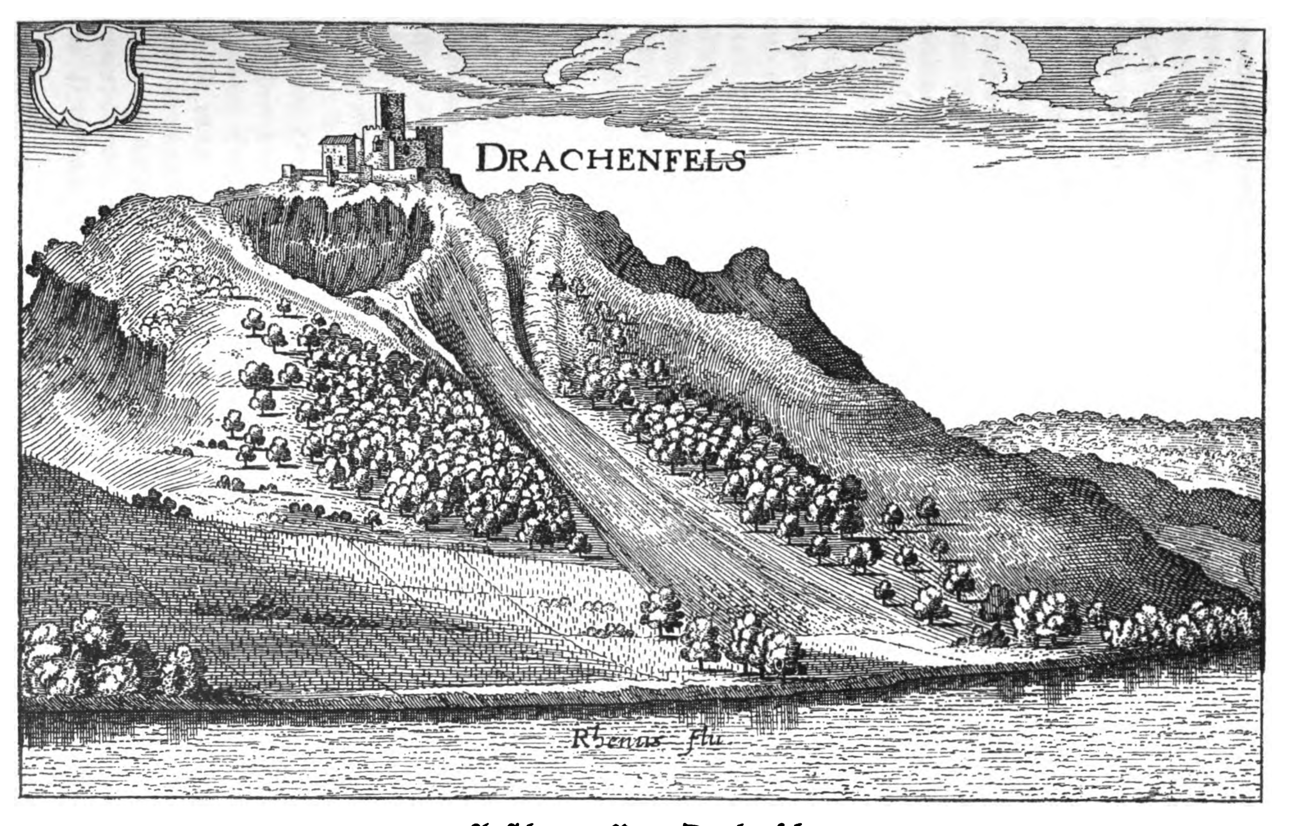
Das Siebengebirge

Die Entstehung des Siebengebirges

Wo nun die Berge Drachenfels und Rolandseck aufragen, war einst das Rheintal abgeschlossen; ein großer See breitete sich oberhalb Königswinter aus. Die Leute in der Eifel und dem Westerwald faßten nun den Plan, den See abzuleiten und zu diesem Zweck das Gebirge zu durchstechen. Da sie das aber nicht selbst konnten, sandten sie zu den Riesen und verhießen ihnen großen Lohn.

Sieben Riesen machten sich auch auf, sich den zu verdienen. Jeder nahm einen gewaltigen Spaten auf die Schulter und bald waren sie emsig an der Arbeit. In wenigen Tagen hatten sie eine tiefe Scharte ins Gebirge gegraben; das Wasser drang ein und arbeitete mit, bis die Lücke so groß war, daß der See bald abfloß. Die Leute freuten sich des errungenen Vorteils, dankten den Helfern und schleppten den versprochenen Lohn herbei.

Die Riesen teilten den Hort brüderlich und jeder schob seinen Anteil in seinen Reisesack. Dann brachen sie auf. Vorher jedoch klopften sie von



Ansicht von Burg Drachenfels
Kpfr. von M. Merian ca. 1650

ihren Spaten die Erde und die Felsbrocken, die daran klebten, ab. Davon entstanden die sieben Berge, welche noch bis auf den heutigen Tag am Rhein zu sehen sind.

Der „Mönch" am Drachenfels

Auf dem Drachenfels steht gegen Rhöndorf zu über einem verlassenen Steinbruch ein Felsen, der sieht aus wie ein Mönch, der den Berg hinanzuklimmen scheint. Es soll aber ein Riese gewesen sein, der sich mit einem Zwerge um den Besitz des Drachenfels stritt. Zuletzt machten sie eine Wette: sie wollten in der Frühe mit der Dämmerung bergan steigen und wer zuerst die Sonne oben aufgehen sehe, der solle Herr des Berges sein. Der Zwerg machte sich in aller Frühe auf, der Riese aber lag noch in guter Ruhe, streckte sich und dachte den kleinen noch einzuholen. Endlich erhob er sich und begann im Sturmschritt den Berg hinauf zu rennen. Aber als er fast oben angekommen war, krähte ihm der Zwerg schon lustig entgegen. Denn die Zwerge sind gewandt und schneller wie das schnellste Pferd und verstehen manchen Zauber. Und da eben in diesem Augenblick die Sonne aufging, hatte er den Berg gewonnen. Der Riese aber in seiner Wut verfluchte sich dermaßen, daß er auf der Stelle in Stein verwandelt wurde und noch bis auf den heutigen Tag dort steht.

Zwergenhöhlen

Daß es in den Sieben Bergen auch Zwerge gab, verstand sich ja von selbst, und in früherer Zeit hat man viel mit ihnen erlebt.

Wer in der Nähe ihrer Höhle am Drachenfels noch nach Feierabend draußen arbeitete, wurde durch Steinwürfe von unsichtbarer Hand nach Hause getrieben. Es ist ein alter Glaube, daß der Tag den Menschen, die Nacht den Geistern gehört und sie es nicht leiden, wenn die Menschen sie da mit ihrem Getriebe stören. — Es gab im Siebengebirge eine ganze Anzahl „Quergbrunnen", außer dem beim Drachenfels z. B. in der Heidenhecke, südöstlich von Breiberg, und am Steinsbusch bei Seelhof; in der „Goldenen Kist" hüteten sie einen Schatz und sie haben auch zuerst das Kupferbergwerk Virneberg ausgebeutet. Noch jetzt sollen da Gänge sein, so niedrig, daß unmöglich ein Mensch darin hat arbeiten können. Auch will man da öfters Stücke von winzigem Gezäh (Werkzeug der Bergleute) gefunden haben. Mit den Menschen entspann sich auch hier jener freundnachbarliche Verkehr, nur konnten die Leute ihre schlechten Streiche und die Zwerge das Kindervertauschen nicht lassen.

Timiönchen

Als die in den Höhlen der Schmerbach — nicht weit von der „Goldenen Kist" — es auch einmal wieder bei einem Bauern getan hatten, und das Kind nach Wochen und Monaten auch nicht einen Daumenbreit größer geworden war, machten die Bauersleute mit ihm einen Bittgang nach dem Petersberg. Unterwegs begegnete ihnen ein Zwerg, der sprach:

„Timiónchen, wo gehst du hin?" — „Nach Stromberg zu Gebitt." — „Dann geh dahin und besser dich nit." — „Geh du heim und sorg dafür nit." Da ging den Leuten ein Licht auf, einen Wechselbalg hatten sie da also! Wütend warfen sie ihn weitweg in einen Dornstrauch.

Und ein buckliger Geiger von Honnef, der nachts von der Kirchweih kam, verlief sich und rannte geradeswegs in jenes Grimmsche Märchen von den Tänzen des kleinen Volkes hinein, wo er auch noch mal aufspielen mußte und zum Lohn von seinem Buckel befreit wurde.

Der Drache

Unter den sieben Bergen hat die Sage dann besonders den Drachenfels erkoren, der von der Natur dazu bestimmt scheint, ein Sagenberg zu werden.

An der südlichen Seite des Drachenfels, in halber Höhe des Hanges über den Weinbergen, auf denen das sogenannte Drachenblut wächst, ist in dem Felsen eine kleine Höhle von unten schon zu bemerken, welche man das Drachenloch nennt. In dieser Höhle soll der Drache gewohnt haben, der dem Berge den Namen gab. Man sagt ferner, daß der Drache in dem Innern des Berges gewaltige Schätze aufgespeichert habe. Ein junger Bursche von Königswinter stieg einst zu nächtlicher Zeit durch die Weinberge nach der Höhle hinauf, um dort oben den Drachenschatz zu heben. Er kehrte am nächsten Morgen mit gebleichtem Haar, doch ohne Schatz, wieder zu den Seinen zurück; aber in seinem ganzen Leben war kein Wort aus ihm herauszubringen davon, was er in jener Nacht in der Höhle erlebt hatte.

Der Drache auf dem Fels, so heißt es in einer anderen Überlieferung, fiel die vorbeifahrenden Schiffe an. Die Schiffsleute aber pflegten sich zu verbergen und als Beute für den Drachen einen Strohmann herauszustellen.

Und — so spann sich in neuerer Zeit die Sage weiter — er trieb es so lange, bis einst ein mit Pulver beladenes Schiff vorbeikam. Sein Feueratem entzündete das Pulver; die Explosion zersprengte zwar das Fahrzeug, aber auch der Drache wurde zerschmettert.

Andere erzählen, das Ungetüm sei schon vorzeiten vertilgt. Man verehrte es, so sagen sie, in der Heidenzeit als göttliches Wesen und brachte ihm Menschenopfer, meist Kriegsgefangene. Einst hatten die Heiden auch eine Jungfrau aus edlem Geschlechte, die schon Christin war, gefangen aus dem Kriege mit heimgebracht; sie war wunderschön, und zwei Anführer kamen darüber aneinander, wem sie gehören sollte. Um den Streit zu schlichten, entschieden die Ältesten, sie sollte dem Drachen geopfert werden. In weißem Gewande, einen Blumenkranz im Haar, wurde sie den Berg

hinangeführt und in der Nähe der Felsenhöhle um den Leib an den Baum gebunden, der neben dem Altarstein stand. Viel Volk sah von weitem zu, die meisten voll Mitleid; die Jungfrau aber stand ruhig und schaute mit frommer Ergebung zum Himmel.

Als die Sonne hinter den Bergen hervorstieg und ihre ersten Strahlen an den Eingang der Höhle warf, kam der Drache hervor und zu der Stätte, wo er seine Opfer zu finden gewohnt war. Die Jungfrau erschrak nicht, — sie zog ein Kreuz mit dem Bilde des Erlösers hervor und hielt es dem Drachen entgegen. Dieser bebte zurück und stürzte mit fürchterlichem Fauchen und Brüllen in den nahen Abgrund und hat sich nie wieder sehen lassen.

Da trat das Volk voll Grauen und Staunen hinzu, band die Jungfrau los und sah mit Verwunderung das kleine Kreuz an. Die Jungfrau aber sprach zu ihnen von dem Sinn und der Wundermacht des Kreuzes, und alle fielen zur Erde und baten sie, zu den Ihrigen zurückzukehren und ihnen einen Priester zu schicken, der sie unterweisen und taufen möge. So kam das Christentum in die Gegend, und auf der Stelle, wo der Altar des Drachen gestanden, wurde eine Kapelle erbaut.

Geistervolk

Das Siebengebirge beherbergt aber zu alledem eine Menge Geister, sie sind gar nicht zu zählen. Da reitet nachts, besonders im Herbste, einer, als ob er vom Stromberg käme, nach dem Gipfel des Drachenfels zu, am Gucksteine vorbei; ein armer Eseltreiber hat einmal ein Hufeisen gefunden, das dem Pferde dieses Reiters abfiel, und das war von purem Golde. Der und der Alte auf der Teufelswiese im Wintermühlental gegen die Wolkenburg zu, ein langbärtiger Mann mit großem, breitrandigem Hut, zuweilen auch im Eisenhelm — sie gehören wohl zu den ältesten und vornehmsten unter dem Geistervolk dort — waren schon in der Heidenzeit bekannt als Herren und Führer der Totenseelen in den Sieben Bergen. Ähnlicher Art waren ursprünglich auch der ewige und der blechene Jäger, von dem im letzten Buch noch mehr die Rede sein wird; in der neueren Sage sind sie meist zu Toten geworden, die wegen eines Frevels oder aus anderem Grunde keine Ruhe haben. Und ruhelose Seelen gehen auch an den Stätten der früheren Burgen des Siebengebirges um, schatzhütende Jufsern mit glühendem Schlüssel im Munde, sie harren auf den Erlöser, der sich traut, ihnen den Schlüssel mit seinem Munde zu nehmen und den Schatz zu gewinnen; so auf dem Heidchen zwischen Drachenfels und Wolkenburg, auf der Löwenburg, auf der Rosenau. Von der Jungfrau auf der Löwenburg heißt es noch, sie warte auf ihren Ritter, der ins Heilige Land gezogen sei; von der weißen Frau im Klappersiefen (einem engen

Seitental am Ölberg), sie sänge zuzeiten so schön und wehmütig, daß jeder ihr nachgehen müsse, der es höre.

Außer diesen Geistern aber, die dort Heimatrecht haben, werden auch noch aus den rheinischen Nachbargauen einstweilen die armen Seelen in das Siebengebirge verbannt, die am Jüngsten Tage kein gutes Urteil zu erwarten haben. Ein kölnischer Wucherer geht dort in bleiernen Schuhen und bleiernem Mantel um, ein Bonner Minister aus der Kurkölner Zeit, der sein Amt unredlich verwaltet und die Untertanen des Erzstiftes arg geschurigelt hatte, als Feuermann. Jetzt fürchtet man ihn nicht mehr, ein Bauer bei Königswinter will sogar seine Pfeife an ihm angezündet haben. Wenn aus den Schlünden des Gebirges Nebelwolken aufsteigen und langsam um die Felsenköpfe ziehen, sagen abergläubische Leute: das sind Seelen, die nach Erlösung schmachten.

Es wurde mit dem Geisterspuk im Siebengebirge so schlimm, daß man mit allem Ernst daran denken mußte, sie wegzuschaffen. Es fand sich auch ein frommer Mönch, der es übernahm, die Gespenster zu bannen. Er dingte einen Schiffer, der ein größeres Fahrzeug besaß, und trieb durch seine Bannsprüche alle in das Schiff, das am Ufer vor Anker lag. Dann mußte der Schiffer abfahren, die Geister waren nicht zu sehen, aber das Schiff war so schwer mit ihnen beladen, daß sein Bord nur noch ein paar Finger breit über dem Wasser stand. Die Geister sollen dann ins Meer hinaus gebracht sein.

Der kostbare Stein

Als einst viele Ritter des Landes beisammen waren, zeigten sie einander auch ihre Ringe und jeder rühmte seine kostbaren Edelsteine, die er darin hätte. Da wies der Burggraf Johann von Drachenfels auch seinen Ring vor, darin hatte er ein Stückchen von den Hausteinen seines Berges fassen lassen, und er meinte, der könne es mit denen der anderen Herren an Wert aufnehmen. Alle lachten ihn aus, er aber fuhr fort: „Er glänzt nicht so wie eure; aber der bringt mir jährlich viele hundert Gulden ein von den kölnischen Domherren, die den Stein zum Kirchenbau brauchen; was nützen euch dagegen eure Steine?"

Der Stein vom Drachenfels war als Baustein sehr begehrt, sogar noch für die St. Viktorskirche in Xanten, noch viel weiter flußabwärts also, wurde er geholt.

Heisterbach

Die Gründung

Als die Mönche den hohen, unbequemen und rauhen Stromberg verlassen und sich im Tale an gelegener Stelle einen neuen Wohnsitz gründen wollten, gab Maria, die Himmelskönigin, dem Abt im Traume

ein, das Kloster dort zu erbauen, wo er einen blühenden Rosenstock fände. Trotz der winterlichen Zeit, in welcher das Tal noch voller Schnee lag, suchte der Abt und fand endlich den blühenden Rosenstock im sogenannten Berthenbusche, am Heisterbache.

Man erzählt auch wohl so: es kamen die Mönche unter sich überein, einen Esel mit ihren Reliquienschätzen zu beladen und den Ort zu ihrer Niederlassung zu wählen, wo dieser seine Bürde abwerfen würde. Der Entschluß wurde ausgeführt und, andächtig harrend, folgten sie dem Esel in die wilde Einöde. Als sie an einem Bache ankamen, wo eine schöne alte Heister (Buche) stand, setzte der Esel hinüber, stürzte aber und warf seine Bürde ab. Der Ort der Niederlassung war gefunden und wurde Heister am Bache, später kurzweg Heisterbach, genannt.

Maria von Heisterbach als Retterin

Zur Zeit, da Erzbischof Engelbert von Köln gegen Gerhard von Brubach das Schloß Fürstenberg erbaute, wurde ein junger Adliger, namens Theoderich, der sich auszuzeichnen gedachte, vor diesem Schlosse gefangen. Er wurde in den Turm geworfen; als er aber Lösegeld versprach, aus dem Kerker in das obere Schloß gesetzt. Er wurde in Bande gelegt und dazu noch unter Wächter gestellt. An den Füßen trug er Eisenringe, an den Händen Handschellen, die mit Ketten an der Wand befestigt wären. In einer Nacht, als er mit anderen Gefangenen unter Aufsicht von 5 Wächtern schlief, hatte er vorher sich der lieben Frau von Heisterbach empfohlen. Im Schlafe sah er sich vor das genannte Kloster versetzt. Er wollte einreiten, und saß dabei wie eine Dame zu Roß, da ihm die Füße gefesselt waren. Zwei seiner Verwandten, Mönche des Klosters, winkten ihm aber zurück und riefen: „Eile zurück, weil die Heilige dich befreien will.“ Da erwachte er und war voller Freude. Er versuchte, ob der Traum Täuschung oder Wahrheit sei und siehe, er konnte einen Fuß ohne Mühe aus dem Eisen ziehen. Ebenso leicht zog er die Hände aus den Schellen. Wie er den anderen Fuß lösen wollte, erwachte einer der Wächter durch das Klirren der Ketten. Erschreckt wollte er wieder in die Handschellen schlüpfen, vermochte es aber nicht. Jetzt begriff er erst, daß die Heilige Jungfrau ihn schützen wollte. Er hielt sich stille, bis der Wächter wieder eingenickt war, dann erhob er sich leise, hielt die eine Fußschelle am Bein, ließ sich an einem Laken aus dem Fenster nieder und entfloh. Der Wächter machte jetzt Lärm, daß man ihm nachsetzte; aber es war eine höhere Macht mit ihm. Er verbarg sich vor den Verfolgern im Gesträuche und gelangte, da sie ihn auf falschen Spuren suchten, glücklich nach Heisterbach.

Der äffende Teufel

Einst waren die Mönche des Klosters Heisterbach mit den Vorbereitungen für ein großes kirchliches Fest beschäftigt. Am Tage vor dem Fest waren ihrer fünfzig auf dem Chor versammelt. Sie wollten den Tonus quintus oder Peregrinus einstudieren. Aber ihre Stimmen waren vollständig verwirrt und sie vermochten den Tonus nicht zu finden. Endlich erscholl aus der Ecke des Gotteshauses eine Stimme im reinsten Tonus Peregrinus und sang: „Quinquaginta Monachi, non invenient tonum quintum," d. h. 50 Mönche finden den fünften Ton nicht. Es war aber ein Teufel, der die Mönche äffte.

Die frommen Störche

Auf dem Kloster nisteten viele Störche, welche die weite Gegend von Ungeziefer rein hielten. Einst, da der Winter kam und mit ihm die Wanderzeit der Vögel, setzten sie die Brüder, die im Felde arbeiteten, in die größte Aufregung. Die Vögel umkreisten die Mönche immer schreiend, ohne daß diese ahnten, was das zu bedeuten habe. Endlich hob der Prior an: „Mir ahnt, daß sie Urlaub von uns nehmen wollen." Damit hob er seine Hand und gab den Vögeln den Segen und, o Wunder, jetzt entflogen die Vögel augenblicklich, und beschämten so die Mönche, die den Segen nicht hoch anzuschlagen pflegten.

Der Schlafstein

Ein Ritter aus Bonn, namens Heinrich, machte einmal während der Fastenzeit im Kloster geistliche Übungen. Als er sie beendigt hatte und heimgekehrt war, begegnete er eines Tages dem Abte Gevard und sagte zu ihm: „Herr Abt, verkauft mir jenen Stein, der neben einer bestimmten Säule Eurer Kirche liegt; ich zahle auch dafür, was Ihr fordern werdet." Als der Abt erwiderte: „Was wollt Ihr denn mit dem Stein machen?" entgegnete der Ritter: „Ich will ihn an meinem Bette anbringen, denn er besitzt eine wunderbare Eigenschaft, wer nicht schlafen kann, der schläft sofort ein, wenn er seinen Kopf auf diesen Stein legt." Es hatte aber bei jenen Bußübungen der Teufel es dem Ritter angetan, daß der Ritter, so oft er sich in der Kirche an den Stein lehnte, um zu beten, alsbald vom Schlaf befallen wurde. — Der Mönch, der uns diese und viele

Wie Cäsarius ein Heisterbacher Mönch wurde

andere Wunder- und Geistergeschichten seiner Zeit aufbewahrte, hat uns auch erzählt, wie er selber nach Heisterbach kam: In der Zeit, als König Philipp das erstemal unser Erzstift verwüstete, ging ich mit dem Heisterbacher Abte Gevard von Walberberg nach Köln. Auf dem Wege redete er mir sehr zu, ich sollte doch Mönch werden, doch ich zögerte noch. Da erzählte er mir jene herrliche Erscheinung in Clairvaux, wie zur Erntezeit, als die Brüder im Tale Garben schnitten — wie da die heilige Gottesgebärerin, ihre heilige Mutter Anna und die heilige Magdalena vom Gebirge kamen und voll leuchtender Klarheit ins Tal stiegen, den Mönchen den Schweiß trock-

neten und Kühlung zufächelten, und was sonst noch geschrieben steht. Diese Erscheinung ergriff mich so, daß ich dem Abte versprach: wenn Gott mir überhaupt den Willen geben würde, so würde ich in kein anderes Kloster eintreten als in das seinige. Ich war damals noch gebunden, weil ich eine Wallfahrt zur heiligen Maria von Rocamadour gelobt hatte. Danach, als ich sie vollendet hatte, begab ich mich, ohne daß einer meiner Freunde davon wußte, zum Tale des heiligen Petrus nach Heisterbach.

Der Bausback

Unter den Trümmern der Klosterkirche befand sich lange Zeit eine mächtige Menschenfratze, ein Bausback mit breitem offenem Munde, einst mag er als Wasserspeier am Dachrande gedient haben. Diesen Bausback soll ein Schelm von Maurermeister in alten Tagen zum Spaß an einer Dachecke der Kirche eingemauert haben; es soll aber einem Abt gegolten haben, den Gott der Herr mit einem Bausback aufs Maul geschlagen hat, weil er eine hübsche Dirne hat notküssen wollen.

Grab der Herren von Löwenburg in Honnef

Auf dem Siebengebirge, wie wir sahen, gibt es viel Heidenspuk und Geistergesindel, das etwas auf dem Kerbholze hat. Um so Erbaulicheres erzählt man aber von den Herren auf der Löwenburg. Einige von ihnen liegen vor dem Hochaltar der Pfarrkirche zu Honnef in guter Ruh, sie sind im Rufe der Heiligkeit gestorben und ihre Leichen sind unverweslich. Es sind wohl dieselben, von denen erzählt wurde, daß sie die Gabe hatten, ihre Kleider an den Wänden aufhängen zu können, ohne daß sie einen Haken brauchten. Diese wunderbare Kraft verließ sie nur, wenn sie ohne Wissen und Wollen einen Unschuldigen verurteilt hatten. Kehrten sie dann von einer Exekution zurück und warfen wie gewöhnlich auf ungefähr den Mantel an die Wand, so haftete er nicht, sondern fiel zur Erde.

Dieselbe Gnade war übrigens auch den frommen Grafen von Rennenberg verliehen, die weiter aufwärts in der Gegend von Linz ansässig waren und sich durch geistliche Stiftungen besonders hervortaten, auch am zweiten Kreuzzuge teilnahmen. Ihnen taten gute Geister in der Burg alle Arbeit; und wenn sie heimkehrten, brauchten sie ihre Waffen und Kleider bloß abzulegen, unsichtbare Hände besorgten alles.

Die Hexe und der Glockenguß zu Honnef

Schon vorher bei dem Münster zu Bonn wurde der Haß der Hexen gegen die Glocken erwähnt, er zeigte sich auch einst bei einem Glockenguß in Honnef. Dort wird außer jener bekannten und bereits im ersten Kapitel besprochenen Sage von dem Glockengießerlehrling noch eine andere erzählt: Als auf der Au eine Glocke gegossen werden sollte, drängte sich unter anderem Volk auch eine Frau herbei, die der Meister aber zum Glück noch rechtzeitig erkannte; er hatte eben den Hahn ausstoßen wollen; wie er

das Weib aber nur von weitem herankommen sah, sagte er, erst müsse die fortgeschafft werden. Zwei Männer mußten sie wegführen und durften sie nicht aus dem Auge lassen, bis der Guß geschehen war. Während das Erz in die Form lief, zog ein schweres Gewitter vom Roderberg her über Honnef, so daß alle in Angst waren; aber der Meister beruhigte die Leute: jetzt, wo das Weib weggebracht sei, werde das Gewitter keinen Schaden tun.

Das Nachtigallenwäldchen

In einem Wäldchen bei Honnef sollen auch noch die Nachkommen jener Nachtigallen zu hören sein, die der hl. Bernhard einst aus dem Eifelkloster Himmerode verbannte. Freilich teilt Honnef diesen Ruhm mit dem Kloster Altenberg an der Dhün und dem Kloster Stuben an der Mosel.

Von Honnef zum Engersgau

Rolandseck

Ein Kloster, in dem man diese Nachtigallen könnte singen hören, ist aber auch hier in der Nähe, auf der Rheininsel Rolandswerth oder Nonnenwerth. Von ihm und von Rolandseck auf der anderen Rheinseite erzählte man sich vor hundert oder auch noch siebzig Jahren gern jene Liebessage, die dem damaligen Geschlechte als eine der schönsten am ganzen Rheine galt: Karls des Großen Paladin Roland sei von seiner Jugendliebe Hildegunde fort und mit dem König in den Krieg gezogen; auf ein falsches Gerücht vom Tode des Ritters habe die Jungfrau der Welt entsagt und in dem Inselkloster Nonnenwerth den Schleier genommen. Dann aber sei der Held aus dem Kriege wiedergekehrt, und wie ihm nun die Geliebte verloren gewesen, habe er als Einsiedler seine Tage vertrauert auf der Höhe, von der er nach dem Kloster hinabschauen konnte und die nach ihm Rolandseck genannt worden sei.

Wie die alte karolingische Sage, so widerspricht auch die alte Namensform dieser Erzählung; die Burg, die dort stand, heißt in den ältesten Urkunden Rulecheseck und die Insel Rulecheswerde, erst seit dem 14. Jahrhundert treten die Formen Rulansecke, dann Rolantzecke auf, noch im 18. Jahrhundert ist im Volke „Rülseck“ gebräuchlich. Nun liest man freilich in einem älteren kunstgeschichtlichen Werke, Kaiser Karl IV. habe in Rolandswerth zwei alte Elfenbeinhörner erworben, die für Stücke des Hornes Olifant gegolten, das der sterbende Held in der Roncevallesschlacht mit Allgewalt blies. Diese Hörner seien hernach im St. Veitsdom zu Prag aufbewahrt worden. — Danach wäre immerhin schon im 14. Jahrhundert der Name Rolandswerth mit dem Paladin Kaiser Karls verknüpft worden. Aber diese Angabe ist schlecht verbürgt.

Bohnenfeld und Unkelstein

In der Nähe von Oberwinter kommt bei niedrigem Wasserstand im Rhein eine Sandbank zum Vorschein, die heißt das Bohnenfeld. In Hon-

nef sagt man, dahin kommen die alten Jungfern und Junggesellen und kinderlosen Eheleute, und müssen die eiserne Egge ziehen, um das Bohnenfeld zu bebauen. Vielleicht hängt auch der Eheberg bei Oberwinter damit zusammen.

Mehr gefürchtet aber war wohl noch ein Riff im Strombette bei Unkel, der Unkelstein, jetzt ist er schon seit vielen Jahrzehnten weggesprengt; es soll früher da manches Schiff gescheitert sein; wenn aber gut Wetter und gut fahren war an der Stelle, so ist wohl in alten Zeiten des öfteren einer aus einer lustigen Gesellschaft im Vorbeifahren vorn aus dem Schiff auf diesen Stein gesprungen, hat darauf ein oder zwei Gläser Wein auf die Gesundheit seiner Reisegefährten getrunken und ist dann hinten in das Schiff wieder hineingestiegen.

Der Apollinarisberg bei Remagen

Remagen und Sinzig, zwischen denen die Ahr mündet, wecken wieder Erinnerungen an die ersten christlichen Jahrhunderte, die erstere Stadt mit dem Apollinarisberge, die letztere mit ihrer schönen Pfarrkirche. Apollinaris aus Antiochien, der ein Schüler der Apostel gewesen und als Bischof in Ravenna unter Vespasien den Märtyrertod gestorben sein soll, ist freilich nicht selbst bis Remagen gekommen, sondern nur sein Haupt, als Reliquie; als nämlich der Erzbischof Rainald die Häupter der heiligen drei Könige mit andern Heiltümern aus Italien nach Köln sandte, da hielt das Schiff mit der heiligen Fracht vor Remagen still und war nicht von der Stelle zu bringen. Erst als man das Apollinarishaupt ans Land brachte, konnte das Schiff weiterfahren. Das war ein Zeichen, daß der Heilige nicht mit nach Köln gebracht werden, sondern hier bleiben wollte.

Sinzig, Konstantins Kreuz

Die Sinziger Kirche soll von der hl. Helena erbaut sein, der wir hier am Rhein so oft begegnen, ja hier bei Sinzig hat einer allerdings noch nicht sehr alten Sage nach ihr Sohn Konstantin sogar das Zeichen des Kreuzes am Himmel erblickt, das er dann in sein Panier aufnahm, als er in die Schlacht gegen Maxentius zog, und die Stadt soll davon ihren Namen haben, den man als „Sinzeichen" hat deuten wollen.

Die Schloßjungfrau

Die Stadt hatte früher außerhalb ihrer Stadtmauern noch einen starken Wall, bei dem man auch den Wallgraben noch lange Zeit hier und da sehen konnte. Zwei Brücken führten hinüber in die Stadt und zum alten Schloß an der Ahr, das 1689 von den Franzosen zerstört worden ist. Auf diesen Brücken erschien vorzeiten die Schloßjungfrau, in der rechten Hand einen schweren Schlüsselbund; oft winkte sie den Leuten, die des Weges kamen, und manchen soll sie schon mitgelockt haben, doch keiner hat noch



ein Wort davon gesagt, was er da im Burggewölbe erlebt hat. Sie soll sich besonders vor großen Ereignissen gezeigt haben und schwebte dann von einer der Brücken um die Weiher durch den alten Schloßgarten und verschwand auf der anderen wieder; unter den Erlen und Weiden, die um das Wasser standen, ließ sich allemal ein tiefes Stöhnen und Seufzen hören. Als im Schloßgarten Kinder beim Spielen zu nahe an den Weiher liefen, ist sie gekommen und hat sie zurückgehalten, und einmal soll sie sogar drei Kleine, die draußen vor der Stadt von einem Sturm überrascht wurden, aufgehoben, über die Stadtmauer getragen und ganz behutsam niedergesetzt haben.

Die Schloßjungfrau hatte im Grabe keine Ruhe, weil sie bei Lebzeiten den Feinden das Schloß verriet, indem sie ihnen die Torschlüssel gab. Zur Strafe mußte sie nach dem Tode mit dem Schlüsselbund in den Schloßtrümmern umgehen, hundert Jahre erschien sie ganz schwarz, danach halbweiß und endlich ganz weiß; danach kam sie nicht mehr, denn nun hatte sie ihre Schuld gebüßt.

Linz und Andernach

Karl der Kühne — davon erzählte ich schon — der mischte sich einst auch in die inneren Streitigkeiten des Erzstiftes Köln, angeblich um dem abgesetzten Erzbischof Ruprecht, der ihn zu Hilfe gerufen, beizustehen, in Wirklichkeit aber, um sich am Rhein festzusetzen und seine alten Anschläge auf das linksrheinische Land auszuführen. Er lag aber bald vor Neuß, der Pforte zum Erzstift, fest, die Stadt wehrte sich tapfer. Nach langem Zaudern rückte auch Kaiser Friedrich III. zum Entsatz mit einem Reichsheer an, und die Andernacher zogen mit, während Linz zu Ruprechts Partei hielt. Die Stadt wurde aber nach mehrwöchiger Belagerung genommen und die Andernacher halfen dabei. Zwischen Karl und dem Kaiser kam es zum Waffenstillstand und der Herzog hob die Belagerung von Neuß auf. Der Kaiser entließ das Reichsheer und die Andernacher zogen rheinaufwärts nach Hause. Als sie sich aber am dritten Marschtage in der Ebene Linz gegenüber lagerten, wurden sie im Schlafe von den Linzern überfallen und viele erschlagen; der größte Teil ihres Lagers blieb den Linzern als Beute. Ein Zelt von den Andernachern wurde noch nach Jahrhunderten auf dem Rathause gezeigt. Die Andernacher nannten seit dieser Zeit die Linzer nie anders als „Totschläger“ oder „Totenbeincher“, diese gaben es ihnen zurück mit dem Spitznamen „Sieben- oder Langschläfer“. Und zum Andenken an dieses Unglück wurden von den Andernacher Bäckern Semmeln in der Form eines Knochens unter dem Namen „Totenbeincher“ verkauft. Der Kaiser aber stiftete eine ewige Seelenmesse für die im Kampfe gegen Karl und durch den

Linzer Verrat Gefallenen, und eine Vikarie, diese bestand bis Ende des 18. Jahrhunderts, und der 22. Mai, an dem die Seelenmesse gefeiert wurde, war immer ein Festtag für die Stadt, und nie unterließ der kaiserliche Vikar in seiner Predigt, der verräterischen Tat der Linzer Erwähnung zu tun.



Kriegsvolk

Die Bäckerjungen

Einst dachten die Linzer einen Hauptstreich gegen ihre alten Feinde zu führen und rückten in aller Frühe gegen die Stadt, denn sie wußten ja, die Andernacher lagen dann noch in den Federn. Nur die Bäcker mußten schon bei der Hand sein, denn die Bürger wären entrüstet gewesen, wenn sie nicht beim Frühstück schon ihre warmen Schößchen gehabt hätten. Die Linzer waren schon ganz nahe, und die Überrumpelung wäre ihnen sicher geglückt, wenn nicht zwei Bäckerjungen mit dem Semmelkorb schon pfeifend durch die Straßen gezogen, und, da sie vergebens an alle Türen geklopft hatten, zum Zeitvertreib einmal auf den Torturm am Rhein geklettert wären. Da sahen sie, wie die Linzer angerückt kamen. Die Jungen, nicht faul, nehmen die Bienenkörbe, die auf der Torbrüstung standen, werfen sie den Angreifern auf den Kopf, rennen dann zur Sturmglocke

und reißen dermaßen daran, daß im Nu ganz Andernach aufwacht und bald Mann bei Mann zur Abwehr bereit steht. Aber die Gefahr war schon vorüber, denn die wütenden Bienen stachen, daß kein Linzer mehr standhielt, sondern alles davonlief. Zwei roh in Stein gehauene überlebensgroße Figuren, Knaben in Kitteln, die im Rheintor zu sehen sind, nennt man noch heute die Bäckerjungen von Andernach. Für immer war den Linzern nun die Lust zu einem Angriff auf Andernach vergangen. Aber der alte Groll sitzt so tief, daß man noch in unserem Jahrhundert behauptete, kein heiratsfähiger und -lustiger junger Mann in einem der beiden Orte sei zu bewegen, in das Nachbarstädtchen auf die Freite zu gehen.

Die Reformation in Andernach

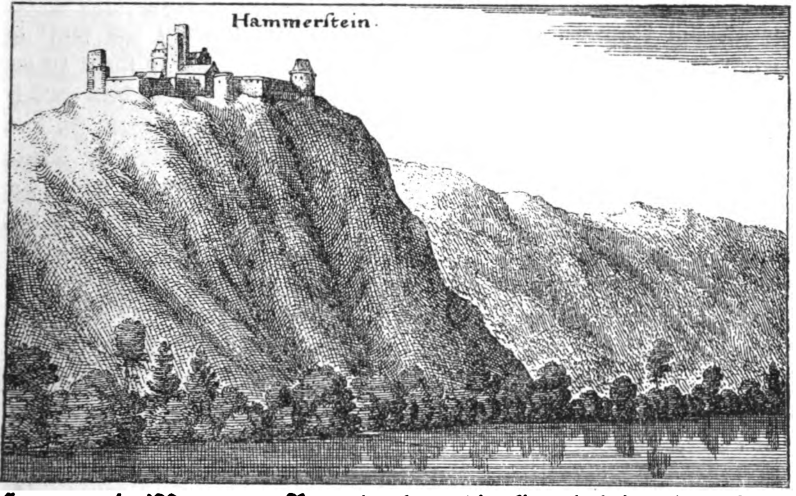
Zu der Zeit, als der Erzbischof Hermann von Wied sich der neuen Lehre zuwandte, fand das Luthertum auch in Andernach viele Anhänger und die evangelischen Prediger hatten immer eine gefüllte Kirche. Eines Tages, als wieder ein Lutherischer in der Hauptkirche vor einer großen Zuhörerschaft predigte, und so mächtig, daß alle hingerissen waren, trat plötzlich ein ehrwürdiger Antoniter-Mönch in die Kirche, fiel vor dem Hochaltare nieder und rief mit lauter Stimme den Himmel an, in inbrünstigem Gebet, den Bürgern Kraft zu geben, daß sie standhaft im alten Glauben blieben. Als die Gemeinde den frommen Alten sah und sein Gebet hörte, das ihm so aus dem Herzen kam, da mochte sie mit einem Male den Prediger auf der Kanzel nicht mehr hören, jagte ihn herunter und riß die Kanzel nieder. Es wurde eine andere auf der rechten Seite des Altars errichtet (die frühere hatte links gestanden), und zum Andenken an dies Ereignis der betende Mönch auf dem letzten und größten der sieben Fußfälle an der Landstraße nach Koblenz in Stein ausgehauen. Die neue Lehre fand auch seitdem gar keinen Eingang mehr.

Hammerstein

Auf dem Wege von Linz nach Andernach liegt links ein gewaltiger Grauwackenfels mit spärlichen Trümmern einer Burg, hier stand einst die stolze Feste Hammerstein. In den Zeiten des letzten Kaisers aus dem sächsischen Hause, des heiligen Heinrich, vermählte sich Graf Otto von Hammerstein mit seiner Muhme Irmgard, ohne vorher die päpstliche Erlaubnis dafür zu erwirken, was er nach dem Gesetz der Kirche bei einer so nahen Verwandtschaft hätte tun müssen. Der Erzbischof Erkenbold von Mainz, der dem Grafen schon lange gram war, rüstete nun gegen ihn, um ihn zum Gehorsam gegen die Kirche zu zwingen, und brachte sogar die Hilfe des Kaisers dafür zuwege. Aber die Burg war fest und der Graf mit seinen Leuten wehrte sich tapfer. Und der Kaiser sah, es werde ein hartes Stück Arbeit geben, bis er die Burg und den Trotz des

jungen Paares gebrochen hätte. Irmgard kämpfte sogar selbst mit; als Otto einen Ausfall unternahm, tat sie das eiserne Kettenhemd an und stritt Schulter an Schulter mit ihm, beide wurden verwundet und mußten blutend in die Burg zurückweichen. Als das dem Kaiser berichtet wurde, sagte er zu dem Bischof: „Der Teil von ihrem Blut, der gesündigt hat, ist geflossen und die Schuld ist gesühnt, nun laßt ab von Eurem Zorn! Voneinander trennen werdet ihr sie doch nicht, so befehle ich Euch, ihnen nach altem Brauch den Segen der Kirche zu geben." Der Bischof tat so, und die sich zuvor so grimmig bekämpft, feierten eine fröhliche Hochzeit; der Kaiser selbst drückte der streitbaren Braut, die doch schon eine Frau war, einen kaiserlichen Kuß auf beide Wangen.

Noch nicht ein Jahrhundert danach mußte ein Kaiser hier selbst Schutz suchen, Heinrich IV. auf der Flucht vor dem eigenen Sohn. Die Sage aber bringt ihn schon als Knaben auf dieser Burg mit einem Scholaren zusammen, der hernach sein größter Feind wurde:



Der Scholar Hildebrand

Es war ein Wagner zu Rom, der hatte die Gewohnheit, seinen Sohn immer mit zu seiner Arbeitsstätte zu nehmen, und wenn der Vater Holz schnitt, las der Knabe sich die abfallenden Stückchen auf und spielte damit; einmal legte er sie zu Schriftzeichen zusammen, die lauteten, ohne daß er es wußte: „Ich werde herrschen von Meer zu Meere." Das las ein Priester, der vorbeikam, und erkannte, der Knabe würde einst Papst oder Kaiser werden, und sagte dem Vater, er solle seinen Sohn in die Schule schicken. Das geschah, und als Hildebrand — so hieß der Sohn

des Wagners — herangewachsen war, wurde er durch des Kaisers Schreiber an den Hof gezogen, und dort hat ihn der Sohn des Kaisers, der damals noch ein Kind war, oft dermaßen gereizt und aufgebracht, daß die Kaiserin ihren Sohn manchesmal hart gescholten hat, wie aus einer Ahnung künftigen Übels, das der Scholar dereinst ihrem Sohne, wenn der Kaiser wäre, antun würde. Der Vater des Knaben aber, der Kaiser Heinrich III., hatte einst im Traume ein Gesicht, sein Sohn säße am Tisch, und dem Scholaren Hildebrand wüchsen zwei Hörner, mit denen er den Knaben Heinrich in die Höhe hübe und zuletzt in den Kot würfe. Als es die Kaiserin vernahm und bedachte, sprach sie, es könne nichts anderes bedeuten, als daß ihr Sohn dereinst durch jenen sein Reich verlieren solle. Da ließ der Kaiser den Scholaren auf Hammerstein in den Turm setzen. Nach Jahresfrist jedoch ließ man ihn frei und er ward ein Mönch, kam hernach mit seinem Abt nach Rom, wo ihn alle liebgewannen, und wurde endlich der Papst Gregor VII.

Der verschüttete Bergmann zu Wambach

Der Hammerstein liegt schon im alten Engersgau, zu dem die Täler der Wied und Sayn gehören mit den Stammsitzen der fürstlichen Geschlechter gleichen Namens sowie der Isenburg. Doch scheinen sich sonst in diesem Strich wenig Sagen erhalten zu haben, was um so mehr zu bedauern ist, da hier ein Gebiet alten Bergbaus ist. Schon aus dem zwölften oder dreizehnten Jahrhundert gibt es eine Erzählung davon. In dem Dorfe Wambach (in einem Seitental der oberen Wied) neben der Kirche arbeiteten zwei Männer in einer Silbergrube, der eine etwas tiefer, der andere etwas höher. Da stürzten die Seitenwände der Grube ein, und der, welcher tiefer gearbeitet hatte, wurde unter einem Haufen Erde und Gestein begraben; der andere kam zwar davon, hatte aber solche Verletzungen erlitten, daß er am dritten Tage nachher starb. Den Verschütteten hielt man für tot, und seine Frau ließ eine Seelenmesse für ihn lesen. Sie war zu arm, um noch weitere Messen für ihn zu bestellen, dagegen verbrannte sie jeden Tag für ihn in der Kirche etwas Weihrauch; nur an drei Tagen versäumte sie dies. So ging es ein ganzes Jahr fort. Da begannen die Leute des Verdienstes wegen jene Grube wieder in Stand zu setzen; als sie aber mit ihren Werkzeugen dem Verschütteten nahe gekommen waren, hörten sie rufen: „Nehmt euch in acht, nehmt euch in acht! daß ihr mir keinen Schaden tut.“ Die Bergleute glaubten, als sie die Stimme hörten, es wäre ein Gespenst, taten aber doch, wie ihnen geheißen worden war. Als sie aber glücklich allen Schutt weggeräumt hatten, fanden sie den Verschütteten lebendig und gesund; da standen sie ganz erstaunt und frugen ihn, wie er so lange Zeit habe leben können. Er antwortete: „Jeden Tag bin ich zu einer Zeit durch einen

Wohlgeruch so gestärkt worden, daß ich den ganzen Tag über keinen Hunger und Durst verspürte. Im ganzen Jahr entbehrte ich nur drei Tage den kräftigenden Wohlgeruch, da wäre ich beinahe doch Hungers gestorben." Er vermochte aber weder zu sagen, welcher Art der Geruch, noch woher er gekommen war. Die Frau jedoch wußt' es gleich und hat den Leuten erzählt, was sie für das Seelenheil ihres Mannes getan hatte.

Man wird früher hier auch viel Berggeister- und Zwergensagen erzählt haben; ganz vergessen hat man die letzteren auch heute noch nicht.

Willewechter-häuschen im Aubachtale

Im Aubachtale z. B. stehen Schieferfelsen, darin sollen die Wichtelmännchen wohnen, die Steine heißen heute noch Willewechterhäuschen. Früher sollen die kleinen Männer in ein bestimmtes Haus des Dorfes Hardert gekommen sein, die Leute im Hause hörten sie nachts die Treppe heraufstolpern und -kreksen, als ob sie schwere Lasten trügen, durften aber ja nicht nachsehen, solange die Männer noch oben waren. Am nächsten Morgen fanden sie dann Säcke mit Korn auf dem Speicher.

Aber das sind nur noch die letzten spärlichen Reste der alten Wichtelsage, und man sieht, wie hier wieder die eigentlichen Zwerge sich in die Angelegenheiten der Hausgeister mischen.

Die Teufelstreppe

Mit dem Namen eines andern Felsen hat sich noch eine Sage erhalten, die an die alten Geschichten von den Werken der Riesen erinnert: Nicht weit von Niederhonnefeld ist auf einer Höhe, die vom Forchenbachtal aufsteigt, die Teufelstreppe. Von hier aus wollte nämlich der Teufel eine Treppe in den Himmel bauen. Er brachte sie auch fertig bis auf den letzten Stein; als er den eben aufsetzen wollte, stürzte die ganze Treppe zusammen. Die Steine davon, große Quarzblöcke, liegen noch heute im ganzen Forchenbachtale herum. — Und an dem Wege von Ehlscheid nach Friedrichstal lag früher ein Stein, der glich einer umgestürzten „Lad" (einem Sarg), darunter sollte der Teufel begraben liegen, sie hieß darum die Teufelslad. Vor acht Jahren wurde sie bei Wegebauten beseitigt.

Die Teufelslad

Koblenz und Ehrenbreitstein

Der Rizzapfad

Auf ihrem Hofe Arzheim, nicht weit von Koblenz, aber rechts vom Rhein, wohnte vorzeiten eine Tochter oder nahe Anverwandte Ludwigs des Frommen, Rizza. Tagtäglich ging sie früh morgens nach Koblenz hinüber zum Beten, nach der Kirche der Märtyrer auf der Höhe, die jetzt die Karthause heißt, oder nach St. Kastor, und ihr Herz war so voll Glauben, daß sie trockenen Fußes über den Rhein und wieder zurück gehen konnte, als wenn der Fluß zugefroren wäre. Einst aber an einem stürmischen Morgen wurde ihr doch bange, und wie sie auf dem Heimwege



zum Rhein durch den Clausenberg kam, riß sie einen Rebenpfahl aus, der ihr als Stab dienen sollte. Als sie aber jetzt den Rhein betrat, trug das Wasser sie nicht wie sonst, und sie sank immer tiefer. Da rief sie in ihrer Not den Heiland an, der dem Sturm und den Wellen gebieten kann, warf in der Zuversicht auf ihn ihren Stab fort und konnte nun wieder wie früher über den Rhein gehen. Der Weg, den sie allmorgendlich von ihrem Gehöft aus ging, wurde der Rizzapfad genannt.

Fränkische Könige hatten sich, als sie die alte Römerfestung endlich genommen hatten, in den Mauern von Altkoblenz selbst einen Königshof eingerichtet; davon ist aber nichts geblieben als der Name der Straße „am Alten Hof".

Im alten Hofe

In einem alten Hause dort auf dem Königshofe hat man einst volle zwei Jahrhunderte die Türe zu dem geräumigsten und besten Zimmer sorgfältig verschlossen gehalten. Es geschah seit einer Hochzeitsnacht, welche die Braut, Frau Anna von Senheim, dort zugebracht hat. Nach der Sitte der Zeit war das prächtige Brautbett in dem Zimmer aufgeschlagen, wo die Gäste bewirtet wurden. Bei dem Schmause tat der Bräutigam des guten zu viel und mußte beiseite gebracht und in eine einsame Kammer gebettet werden, ehe noch die Frau Priorin zu St. Barbara das künftige Ehebett einsegnen konnte und die männliche Gesellschaft aufgebrochen war. Die Braut wurde allein zu Bett gebracht, die Lichter gelöscht. Wie lange sie schon gelegen, wußte sie nicht, da wurde sie durch hellen Lichterschein aus ihren Träumen gerissen, und wie sie den Vorhang ihres Bettes zur Seite schob, sah sie auf dem Tisch und an den Wänden wieder hell die Kerzen brennen, und es war ihr als wenn die Wände zitterten, der Fußboden sich höbe, die Zimmerdecke sich ineinander schöbe, und eine breite Treppe ging von dort oben herab, darauf bewegte sich langsam ein prächtig gekleidetes Paar herunter, die Frau trug ein Diadem von Diamanten, der Mann eine Krone, und in der Hand hatte er eine brennende Fackel. Ihre Gesichter waren von schwarzen Larven verdeckt, und so auch die der neun oder zehn Paare, die noch folgten; und alle starrten von Samt und Seide, goldener Stickerei und Edelsteinen. Ohne das mindeste Geräusch stiegen sie herab ins Zimmer, ordneten sich, eine wunderbare Musik begann, der mit der Krone schwenkte dreimal seine Fackel, verneigte sich tief gegen seine Dame, hielt ihre Hand in die Höhe und begann einen Tanz, langsam und zierlich, und die andern Paare folgten. Von Zeit zu Zeit wurden die Fackeln geschwenkt, endlich gelöscht und einem Zwerge übergeben, der zuletzt heruntergekommen war. Die Musik schwieg, die Damen wurden zu den Sitzen in den Fensternischen geführt,



Ältestes Stadtbild von Coblenz 1510
Im Vordergrunde die Heiligen Florin / Katharina und Castor
Wandgemälde in der Liebfrauenkirche zu Oberwesel

ein paar Herren gingen im Zimmer auf und nieder, einer kam dabei dem Bett nahe und faßte mit der Hand das Schlafhäubchen der Braut. „Was ist das?" rief er mit einer schirpsigen Stimme, „wer ist hier? Wer in des Königs Saal, in des Königs Lust eindringt, muß sterben!" Alle wiederholten das letzte Wort und stürzten sich auf das Bette zu. „Halt!" rief da einer, „erst müssen wir sehen, wen wir strafen." Die Decke wurde der jungen Frau vom Gesicht gezogen. Alle warteten auf das Wort des Gekrönten. „Sie mag leben," sprach der, „aber nie vergessen, daß ein jeder, der künftig es versucht, hier einzudringen, nicht lebend wieder hinauskommt." Damit schritt die ganze Gesellschaft wie sie gekommen wieder hinaus, die Treppe verschwand und alle Lichter waren mit einem Mal erloschen.

Das Zimmer blieb seitdem ein Jahrhundert und darüber verschlossen, bis im Jahre 1746 einmal viel Gäste ins Haus kamen, zuletzt auch noch ein künftiger Schwiegersohn; man wußte ihn nicht anders unterzubringen, und bot ihm, nicht ohne Bedenklichkeit, das Zimmer an, sagte ihm auch, was es für eine Bewandtnis damit hätte. Der junge Mann lachte, die Braut aber sah es nicht gern, daß er hineinkam. Er ging indessen wohlgemut schlafen, am andern Morgen aber fand man ihn tot im Bette.

Der Werwolf an der Kartause

Um das Jahr 1820 kehrte ein Offizier um Mitternacht von der Feste Alexander bei Koblenz zurück, wo er einen Kameraden besucht hatte. Der Freund hatte ihm für den Rückweg sein Pferd mitgegeben. Als er an den halbverschütteten Hohlweg kam, der zur Kartause hinaufführte, machte das Roß plötzlich einen wilden Satz und blieb dann unbeweglich mit gespreizten Vorder- und Hinterbeinen stehen. Etwa 20 Schritte vor ihm erhob sich turmhoch ein schwarzes zottiges Wesen, das mit einem Satz zum Felsen sprang und unheimlich schnell hinaufkletterte. Als der Spuk vorüber war, raste das Pferd, noch zitternd an allen Gliedern, mit seinem Reiter bis zum Quartier und hatte sich noch am folgenden Mittag nicht beruhigt. An derselben Stelle kam etwa 50 Jahre früher ebenfalls um Mitternacht Herr Joh. Nikolaus Keller, Kanonikus zu St. Kastor vorbei auf dem Rückwege von der Kartause, wo er mit dem Prior lange beim Wein gesessen hatte. Als er unterhalb des weißen Herrgottes (eines Wegkreuzes) war, hörte er auf einmal ein wildes Traben und Schnauben, und gleich darauf rannte etwas zwischen seinen Beinen hindurch; ehe er sich recht besann, saß er hoch, nicht zu Pferd, sondern zu Wolf, und das Untier machte mit ihm kehrt und jagte dem Steckenwäldchen zu immer bergan in das dichteste Holz hinein. Was da alles mit ihm geschehen, wußte er nicht mehr, die Sinne schwanden ihm. Als er wieder zu sich

kam, saß er in der gabelförmigen Spitze einer hohen Eiche an der Brodenbach. Auch ein Kartäuserpater Vincenzius hatte, schon viele Jahre vorher, ein Abenteuer dort, als er eines Tages über die Grenze ging, welche die Mönche des Klosters nicht überschreiten durften. Schon nach einer Viertelstunde hatte er seinen Weg verloren und irrte bis in die Nacht hinein umher. Da kam auf einmal der Wolf und verfolgte ihn auf Schritt und Tritt, bis er endlich die Klosterpforte wieder erreicht hatte. Er erhielt für sein Vergehen die gehörige Strafe, erkrankte aber außerdem so schwer, daß kein Arzt ihm helfen konnte. Da wurde endlich der Scharfrichter von Wetzlar geholt und der verordnete ihm das Herz eines Wolfes in Butter gebraten. In der Klosterrechnung von 1664 heißt es u. a.: „Pro corde alicuius lupi ad usum fr. Vincentii 8 alb" (für das Herz eines Wolfes, das Bruder Vincentius brauchte, 8 Weißpfennige).

Dieses Wolfsgespenst spukte schon seit dem Dreißigjährigen Kriege. Als im Juni 1632 die Schweden vor Koblenz erschienen, lagen auf der Kartause 60 Merodische Musketiere unter dem Leutnant Peter Junglas. Die Klosterbrüder aber waren außer dem Pater Schaffner und zwei anderen nach der Stadt gezogen. Die Schweden suchten die Kartause zu stürmen, wurden aber dreimal zurückgeschlagen. Da traf den Leutnant Junglas eine Kanonenkugel; und gerade in dem Augenblick wurden die Verteidiger auch im Rücken angegriffen. Es war ein gefürchteter Schnapphahn der Gegend, Steine Gehannes, auch der Werwolf von Godramstein genannt, der mit seiner Bande durch die Weinberge hinauf in den Klostergarten gestiegen war und den Schweden half, die Besatzung, die sich tapfer wehrte, niederzumachen. Den Pater Schaffner erschlug er selber mit einem Hellebardenschaft und die anderen beiden Kartäuser wurden im Priorat hingeschlachtet. Als sie alle Menschen, die sie fanden, totgeschlagen hatten, verlangten die Schnapphähne auch ihren Anteil an der Beute. Da gab's bald böse Worte und die Schweden fielen über die Räuber her; die fochten tapfer, mußten aber der Übermacht erliegen. Weil man sie für gefroren (d. h. fest gegen Hieb und Schuß) hielt, so wurden sie mit Kolben totgeschlagen. Ihren Hauptmann und noch einige von der Bande stürzte man den Felsen hinab. Noch im Sturz hielt er im linken Arm einen Topf mit Geld; in der Rechten ein Stück seiner Hellebarde. Sechs Männer und zwei Weiber von der Bande wurden lebendig gefangen und gefoltert. Sie sagten aus, der Werwolf, dessen eigentlicher Name Johannes Wolf war, habe sich dem Teufel verschrieben; hierfür die Gabe bekommen, sich nach Belieben in einen Wolf zu verwandeln. Zwölf Mädchen habe er schon erwürgt und gefressen, dazu unzählige andere Mord-

und Freveltaten begangen. Bei seinen Teufelsstücken sei der Moses von Edenkoben sein Helfer gewesen, ein gefährlicher Gauner und Zauberer, noch viel schlimmer als der Werwolf; aber den hatten sie nicht gefangen. Er hatte schon bei Beginn der Schwedenschlacht das Weite gesucht. Am anderen Morgen hing er an einem wilden Birnbaum nahe bei der Weißen Hohl; entweder hatten schwedische Marodeure ihn gefaßt und aufgeknüpft oder er hatte sich selbst erhängt. Dieser Birnbaum soll noch in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gestanden und unheimlich häßlich ausgesehen haben, auch stets später als alle anderen Bäume grün geworden und schon vor Mitte August besenkahl gewesen sein. An der Stelle aber, wo der Werwolf zerschmettert liegen blieb, soll man in neuerer Zeit einen Topf mit Geld ausgegraben haben.

Geisterkirche und Vorgeschichte in Ehrenbreitstein

Auch das alte Schloß in Ehrenbreitstein, die Philippsburg, beherbergte in kurtrierischen Zeiten mancherlei Spuk; besonders vor dem Tode der Kurfürsten oder auch ihrer Verwandten regte und zeigte sich der. Und die vielen Geistererscheinungen sollen mindestens ebensosehr wie die Feuchtigkeit der Gebäude den letzten Kurfürsten, Clemens Wenzeslaus, bestimmt haben, seine Residenz nach Koblenz zu verlegen. Ebenso wie dies alte Spukschloß, steht auch die Schloßkirche nicht mehr, in der einst der Kurfürst Johann Hugo eine Vorgeschichte erlebte.

Es war am Dreikönigsabend, die vierzigstündige Andacht hatte, nach altem Herkommen, nachmittags um 4 Uhr ihren Anfang genommen, der Kurfürst hatte diesmal nicht, wie er sonst tat, der ersten dieser Betstunden beiwohnen können, es verzog sich bis Mitternacht, ehe ihm ein freier Augenblick zu Paß kam, das Versäumnis einzubringen. Wie er in das Oratorium hinüberkam, brannten drunten auf dem Hochaltar die Kerzen, die ganze Kirche war hell beleuchtet, der Betstuhl stand vor dem Altar, aber der Kaplan, dem die Stunde zugeteilt war, hatte ihn noch nicht eingenommen. Indem ging die Türe der Sakristei auf und es trat heraus einer, zwei, drei Priester, nicht in Chorhemden, sondern kostbar in pontificalibus, nur daß allen dreien die Infuln fehlten. Der Kurfürst erinnerte sich nicht, jemals die drei Herren gesehen zu haben. Sie machten vor dem Altar ihre genuflexiones (Kniebeugungen), und setzten sich dann auf die Stufen nieder. Stumm sahen sie zu ihm herauf, und endlich rief er ihnen ungeduldig zu, sie sollten anfangen. „Wir warten noch auf einen", erwiderte der in der Mitte.

Dem Herrn kam es wunderlich vor, daß in seiner Gegenwart noch auf jemand sollte gewartet werden, auch machte ihn die ganze fremdartige Erscheinung der Drei neugierig; er stieg in die Sakristei hinab. Auf dem dritten oder vierten Treppling angekommen, sah er unter sich eine Hellung, und

wie er schärfer zusah, ging jemand einige zehn Stufen unter ihm, gerade wie er selbst unter dem linken Arm ein Buch, in der rechten Hand einen silbernen Handleuchter, und war genau von seiner Größe und Gestalt, auch bekleidet wie er selbst, mit einem violettfarbenen Talar. Der Kurfürst war überrascht, auf diesem für jeden andern ungangbaren Weg — denn er trug den Schlüssel der Sakristei in der Tasche — einer lebendigen Seele zu begegnen, er ging schneller und schier hatte er seinen Vordermann erreicht, da wendete sich der, und wie in einem Spiegel trat dem Kurfürsten sein eigenes Bild vor die Augen; sogar das karmesinrote Unterfutter des Talars fehlte nicht. Unbeweglich stand der geistliche Herr auf seinem Treppling, die Gestalt drehte sich wieder abwärts, machte die Türe auf, als wäre sie unverschlossen gewesen, und warf sie hinter sich zu, daß die Fenster klirrten. Im Augenblick war Johann Hugo an der Türe, sie war fest verschlossen, und der Schlüssel wollte nicht greifen. Es überlief ihn, er stieg eilig die Treppe wieder hinauf. Da standen an der Türe zu seinem Zimmer zwei wachhabende Trabanten und präsentierten; als er aber zwischen ihnen durchgehen wollte, hielten sie ihm stumm die Wehren entgegen. Halb von Sinnen vor Schrecken wandte er sich nach der Balustrade, da sah er, wie die Kirche sich mit Menschen füllte. Auf dem Betstuhl kniete die Gestalt, die er auf der Treppe gesehen hatte, neben ihr standen zwei Prälaten, und gleich ihnen mit der Inful bekleidet, saß ein Dritter vor dem Altar. Jetzt erkannte er die drei Bischöfe, die ihn vor 25 Jahren geweiht hatten. Sie begannen alsobald seinem Ebenbilde denselben Dienst zu erweisen. Auch in der Gemeinde entdeckte er nach und nach manchen längst verstorbenen Bekannten. Jetzt war die Zeremonie zu Ende, es gab ein dichtes Gedränge, bis eine Gasse inmitten der Kirche wurde, und es kamen der Kammerportier und der Hoffourier, hinter ihnen der frühere Hofmarschall, dann schöner wie der hellste Sommertag, ein Mädchen von höchstens 15 Jahren, es war seine Schwester Evchen, mit einer Brautkerze; ebenso und mit einem Palmzweige in der andern Hand sein Bruder Damian Adolf; wunderlich und herrlich zumal war der anzusehen: um den bloßen Hals, der wie ein Kristall durchsichtig, trug er ein schmales rotes Bändchen, und sein Ordenskreuz blinkte wie ein Sonnenstrahl. Das Brautpaar, dem die beiden die Kerzen vortrugen, waren sein Vater und seine Mutter. Ihnen folgten die andern Kinder, die verstorbenen nicht allein, sondern auch die noch lebenden zwei Schwestern, mit deren einer er erst eben zu Nacht gegessen hatte; die eine wie die andere sehr ernsthaften Angesichts, während das ganze übrige Hochzeitsgefolge Entzücken ohnegleichen in seinen Mienen zeigte. Das Brautpaar

wurde zum Betstuhl geführt, und der Bischof, der eine stille Messe las, war jetzt das Ebenbild des Kurfürsten selbst. Wie das Ite missa est gesprochen war, trat der Offiziant vor das Brautpaar, faßte die Hand der Mutter, nahm ihr den Ring vom Finger, umschlang sie wie den Bräutigam mit der Stola — in demselben Augenblick war alles in der Kirche verändert. Gelbe Kerzen brannten auf dem Altar, die Wände waren schwarz ausgeschlagen, das Dies irae tönte; es war ein Traueramt um eine sehr vornehme Leiche. Anfangs konnte Johann Hugo vor der großen Zahl der Ministranten nicht sehen, wer im Sarge lag, endlich gab es eine Lücke und in dem Sarge da unten erblickte er sich selbst, angetan mit allen bischöflichen Insignien. Er sah nur noch, wie der Sarg erhoben und in die an der Epistelseite geöffnete Gruft herabgelassen wurde, wie ihm ein zerbrochener Wappenschild nachgeworfen wurde, dann verlor er das Bewußtsein, und wie er wieder zu sich kam, war es um ihn still und nichts mehr von allem zu sehen. Mühsam schleppte er sich nach seinem Schlafzimmer. Als am Morgen danach der Kammerdiener auf des Herrn Bett zuschritt, kam er zu straucheln, bückte sich, und es fiel ihm ein Ring in die Hände. Es war der Trauring von der Mutter, den der Kurfürst seit zwanzig Jahren schmerzlich vermißte. Johann Hugo hat seit dieser Epiphaniasnacht, die er nie vergessen konnte, für die heiligen Drei Könige eine besondere Andacht bezeigt, ihnen zu Ehren den einen der Altäre geweiht, die er in der Domkirche erbaut hatte, und bestimmt, daß er zu Füßen dieses Altars begraben werde. Und genau zehn Jahre nach jener Dreikönigsnacht, am 6. Januar 1711, starb er.

Stolzenfels und Lahnstein

Hexenunfug beim Königsstuhl

Weder Stolzenfels noch der Königsstuhl bei Rhense haben eine Sage, wie man sie vielleicht ihren klingenden Namen nach erwartet. Dagegen stand der letztere einst in dem Rufe, daß sich da allerlei Geister- und Hexengesindel herumtriebe. Heute kann man es sich kaum denken, früher mag es da einsamer und wirklich nicht geheuer gewesen sein. Einer der Koblenzer Amtmänner auf Stolzenfels, Anton Kratz von Scharfenstein, hat wenigstens dort dergleichen Abenteuer erlebt, wir haben sogar einen Bericht darüber von ihm selbst: „Anno 1589 auf Allerheiligenabend war ich ziemlich ermüdet von der Jagd heimgekommen und letzte mich bei einem guten Becher Wein, als mit Ungestüm an die Schloßpforte geklopft wurde; die Brücke bleibt gewöhnlich unaufgezogen. Gleich darauf trat der Türmer ins Gemach, meldend, wie daß ein Bote von der Frau Meisterin zu Marienrot abgeschickt, ihren Wunsch ausgedrückt habe,

mich sofort im Kloster zu sehen, mit dem ausdrücklichen Zusatz, es würde keine Entschuldigung, auch nicht die des guten Abends, angenommen werden. Gelegen kam mir die Einladung im geringsten nicht, aber der Frau Meisterin etwas abzuschlagen, wollt' ich mich nicht unterfangen, ließ daher meinen Gaul satteln und begab mich, begleitet von dem Reitknecht, ebenfalls zu Gaul, auf den Weg. Der Mond war jung und trat, als wir im halben Berg, gar hinter die Wolken, daß ich kaum mehr meines Pferdes Kopf erkennen konnte, doch trabte ich unverdrossen, und, Gott sei Dank, ohne Unfall vorwärts. Den Saum des Waldes ungefähr erreicht zu haben, vermeint' ich, und es wurde zwischen den Bäumen ein großes hell erleuchtetes Gebäude sichtbar. „Was ist das?“ fragt' ich, die Zügel anhaltend. „Was soll es anders sein, als das Kloster,“ entgegnete der Knecht. Daß wir so weit sein könnten, schien mir eine Unmöglichkeit. „Tut alles nichts,“ versetzte wiederum der Knecht, „wir sind da.“ Die Klosterpforte wurde geöffnet, ehrerbietig drückte der alte Martin sich zur Seite, ich ritt zum vordern Hofe ein, und schon stand, eine Leuchte in der Hand, Huberta, die Laienschwester, unter der Türe, mich zu empfangen. Vor dem Absteigen blickte ich in die Höhe, in Verwunderung schaute ich die lange Reihe der erleuchteten Fenster, dann warf ich mich aus dem Sattel, die Zügel dem nächsten Klosterknecht hin, in Eile schritt ich die Stiege hinan, dem Refektorium zu.

Das hatte ich noch nicht erreicht, und ich vernahm wie eines Bienenschwarms Summen, riß die Tür auf, und ganz eigentümlich überrascht war ich durch das bunte fröhliche Getümmel, das in dem weiten Raume sich bewegend, wie die Schale den Kern, so ganze Gruppen von Tänzern und Tänzerinnen umschloß. Meines Hauskleides mich schämend unter den vielen geputzten Leuten, war ich nur bedacht, die Meisterin zu erreichen und zu vernehmen, was sie von mir begehre, um demnächst so geschwind als möglich mich von dannen zu machen. Damit hat es mir aber nicht recht glücken wollen. Jedesmal, wenn ich vermeinte, die Frau Meisterin anzureden, wälzte sich zwischen uns ein solches Gedränge von Menschen, daß ich alle Mühe hatte, mich auf den Beinen zu erhalten, das letztemal wurde ich vollständig fortgerissen, daß ich erst im Nebenzimmer zum Stehen kam. Da ging es etwas ruhiger, wiewohl ebenfalls lustig genug her. Eine zahlreiche Gesellschaft saß um einen langen Tisch herum, der Tisch war mit allerhand köstlichen Speisen, dergleichen ich kaum an fürstlichen Hofhaltungen erblickt, besetzt, und trefflich schien es den Leutchen zu schmecken. Dazu kreisete der Becher und den wollte eben die Jungfrau von Merl erfassen, als sie, meiner ansichtig werdend, das Getränk hinsetzte, von der Bank aufsprang, und mit den Worten: „Willkommmen

mein Kratzgen", auf mich zukam, als wolle sie mir um den Hals fallen. Nun wäre mir das, unter anderen Umständen, so unlieb nicht gewesen, aber vor den vielen Leuten mich küssen zu lassen, das wollt mir doch nicht recht anstehen. Hielt ihr also die rechte Hand abwehrend entgegen, indes ich mit der Linken, warum weiß ich nicht, in die Tasche fuhr, und einen Büschel welke Kräuter, Raute und dergleichen, so ich darin trug, erfaßte.

In dem Augenblick verwandelte sich alles, was ich vorhin gesehen. Auf dem schmutzigen Tisch stand an der Stelle der schönen großen Tischleuchte eine schmutzige Öllampe, Pferdeäpfel, Pflastersteine ersetzten die leckeren Speisen, die ekelhaftesten Fratzen grinsten mich an, und statt meiner schönen jungen Merl stand die abscheuliche Jüdin Abraham von Boppard vor mir, sehnsüchtig die Arme nach mir ausstreckend und allen Ernstes bemüht, die blauen Lippen, den zahnlosen Mund zu dem meinen zu erheben. „Fort Scheusal", sagt' ich in dem Übermaß des Abscheues, und das Scheusal ließ von mir ab, Basiliskenblicke auf mich schleudernd. „Das will ich dem gedenken, ihm das Gelüsten nach Nonnenfleisch vertreiben", brummte sie hinter mir drein, während ich den Kräuterbündel von mir warf, und wiederum dem Refektorium mich zuwendete. Seine Schwelle hatte ich kaum überschritten, und die Merl stand abermals vor mir, lieblicher anzuschauen denn jemals und mit den süßesten Worten sich mir an den Arm hängend. Mit sanfter Gewalt, immer kosend, zog sie mich zum nächsten Fenster hin, das riß sie auf, eine Hand legte sich auf meine Schulter, und das kleine Nönnchen, urplötzlich dergestalten sich streckend, daß es mit der Stirne des Gemachs Träven hätte berühren können, faßte mich im Nacken, erhob und warf mich hinaus als einen Federball in die schwarze Nacht. Im Fallen machte ich ein Kreuz, ich empfahl mich der gnadenreichen unbefleckten Mutter, und es schwand mir die Besinnung, nur daß es mehrmalen mir vorkommen wollen, daß ich über ein ungeheures Wasser schlich, in steter Gefahr, darin zu versinken.

Wie ich aber aus meiner Betäubung erwachte, die Sonne wollt' eben aufgehen, befand ich mich in einer mir wildfremden Gegend auf einer nur mit Ginster bewachsenen Heide, die von der einen Seite von Bergen eingefaßt, so mit den Bergen am Rhein keine Ähnlichkeit haben, und von oben herab, bis wohl in die Hälfte durchaus kahl waren. Weil ich aber zwischen diesen Bergen Rauch aufsteigen gesehen, hab' ich nach einigem Bedenken dahin meine Schritte gerichtet. Nicht weit war ich gekommen, und ich sah einen Trupp Reiter auf mich zujagen. Den vordersten, ein stattlicher Mann, stattlich, doch mir befremdlich gekleidet, anzureden, drängte ich mich an sein Pferd; er blieb die Antwort meiner Frage schul-

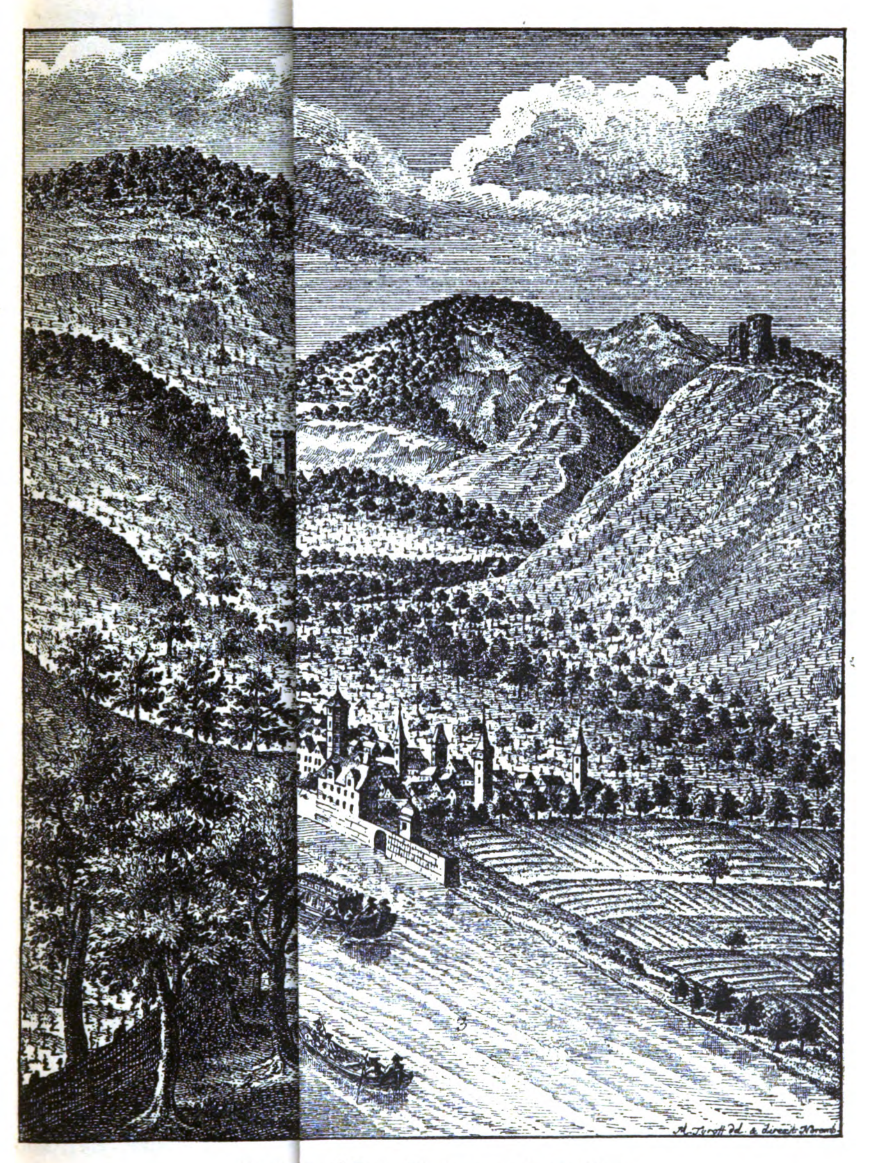
dig, aber schon hatten zwei seiner Begleiter sich von den Gäulen geworfen, die fielen über mich her, schlugen mich zu Boden, mißhandelten mich auf das ärgste, ließen endlich für tot mich liegen. Dabei wurde kein Sterbenswörtchen gesprochen, nur daß ich einigemal den Ruf Gaur! vernahm." Der Ritter erzählt dann weiter, wie er zu Leuten gekommen, deren Sprache er nicht verstand, dann unter die Räuber gefallen sei, in deren Höhle erst die niedrigsten Dienste verrichten mußte; dann ihr Koch wurde, dabei Türkisch lernte — denn unter die Türken war er geraten — bis eines Tages das ganze Nest ausgehoben und er allein verschont, als Sklave nach Konstantinopel gebracht und schließlich Obergärtner beim Großwesier wurde. Hier gewinnt er die Gunst einer Haremsdame, einer geborenen Christin, sie wollen zusammen entfliehen, der Plan wird aber verraten und dem Ritter nur die Wahl gelassen, entweder ein Muselman oder gespießt zu werden. Er bedenkt sich keinen Augenblick, er will lieber sterben. Nachdem er ein herzliches Gebet gesprochen, legt er sich, in schweren Ketten, auf den feuchten Stein seines Kerkers nieder und schläft fest und tief, bis ein scharfer Luftzug und Pferdegewieher ihn weckt. Und, kurz und gut, er liegt, wie er aufwacht, auf dem Königsstuhl, um den Hals einen breiten Eisenring; den Gaul findet er an einem Pfeiler angebunden, aber so heruntergekommen, daß er ihn kaum wiedererkennt. Und wie er nach Stolzenfels zurückkehrt, ist es gerade Allerseelen 1590, genau ein Jahr, nachdem er von der Burg fortgeritten war.

Er kam noch eben recht, um seinen Knecht vor dem Halsgericht zu retten. Der war an jenem Abend, nachdem er den Herrn bis zur inneren Klosterpforte geleitet, in der Gesindestube so betrunken geworden, daß er in tiefen Schlaf fiel. Als er erwachte, fand er sich zu Bubenheim unterm Galgen, das Pferd graste neben ihm. Die Schöffen wollten aber dieser Aussage nicht glauben, sondern bezichtigten ihn des Mordes an seinem Herrn; er entsprang, wurde wieder gefangen und peinlich gefragt, da kam zum Glück der Amtmann selbst wieder zum Vorschein.

Dessen plötzliches Verschwinden und ebenso unerwartetes Wiederkehren erregten natürlich großes Aufsehen. Er selbst erstattete gleich nach seiner Heimkehr dem Kurfürsten-Erzbischof, Johann von Schönenburg, Bericht, und die strengen Maßnahmen des letzteren gegen Hexenwesen und Zauberei sind wohl mit darauf zurückzuführen.

Das Kloster in der Bächershell

Nicht weit von Niederlahnstein stand in einer Schlucht, der „Bächershell", der Sage nach in alten Zeiten ein Frauenkloster. Die letzten Nonnen führten ein recht unheiliges Leben. Wenn die Glocken zur Hora und Vesper läuteten, kam nur eine einzige Nonne in die Kirche. Die anderen



Ansickein / Im Hintergrund Coblenz

ließen des Nachts oft heimlich die Mönche vom Nachbarstift ein. In einer solchen Nacht klopfte einmal ein alter Klausner an die Pforte, der hatte sich im Gewitter verirrt. Erst hörte ihn niemand, denn an dem Tage war gerade Lahnsteiner Kirmes und da ging es auch im Kloster hoch her. Als man aber endlich merkte, wer draußen war, da machte man ihm erst recht nicht auf, um nicht über den verbotenen Freuden von ihm ertappt zu werden. Da verwünschte der Alte das Kloster samt allen seinen sündigen Insassen. Seitdem ist es bis auf den letzten Stein vom Erdboden verschwunden. Jedes Jahr aber, wenn in Lahnstein Kirmes ist, geht dort in der Schlucht, wo einst das Kloster gestanden haben soll, ein greulicher Spuk los, ein feuriges Rad rollt dem Bach zu, man hört Gekreisch und wüste Lieder und dazwischen die süßen Töne des Salve Regina.

Die eine fromme Nonne, deren Stimme man so zwischen dem Lärm hört, soll sich auch sonst zeigen; in heiligen Nächten sieht man sie weiß gekleidet am Bache hinwandern, oder an dem verwitterten Bildstock lehnen und in einem Buche lesen. — Nach einer anderen Überlieferung soll diese umgehende Nonne mit dem Buch die Äbtissin sein, die der Zuchtlosigkeit nicht zu wehren vermochte; als ihr aber der Erzbischof riet, ihr Amt niederzulegen, dem sie nicht gewachsen sei, war sie zu stolz dazu und wurde so mitschuldig an dem völligen Verfall des Klosters.

Von der Schweden- und Kroatenzeit in Lahnstein, von der Hungergasse bei Horchheim und dem Schwedenschatz und Spuk auf Lahneck ist schon an anderer Stelle (Bd. 1, S. 35 und 37) erzählt worden.

Boppard und Bornhofen

Das Franziskanerkloster zu Boppard

Das Bopparder Lehrerseminar ist in einem früheren Franziskanerkloster eingerichtet worden, das bei einem Besuch des hl. Bernardin in Boppard entstanden sein soll. St. Bernardin von Siena, ein echter Jünger des heiligen Franziskus und gewaltiger Prediger, kam, nachdem er die Alpen überstiegen und einen großen Teil von Deutschland durchzogen hatte, bei Kamp an den Rhein und wollte sich von dem Fährmann übersetzen lassen. Doch der verlangte erst das Fährgeld. Das konnte ihm nun Bernardin nicht geben, denn als Franziskaner, der es mit dem Gelübde der Armut ernst nahm, hatte er nicht Geld noch Geldeswert bei sich. Als ihn nun der Fährmann ohne Geld, bloß um Gottes willen, nicht mit hinübernehmen wollte, da nahm Bernardin seinen Mantel, legte ihn auf den Spiegel des Stromes, bauschte das eine Ende als Segel in die Höhe, gebrauchte den anderen Zipfel als Ruder und fuhr so in Gottes Namen hinüber nach Boppard. Die Bopparder schauten das Wunder vom Ufer her und knie-



ten voll Ehrfurcht nieder und geleiteten den heiligen Mann, als er glücklich gelandet war, nach dem Hospital, hier erwies man ihm alle erdenkliche Gastfreundschaft und bat ihn, dies Haus zu einem dauernden Wohnsitz für sich und seine Brüder anzunehmen.

Als Andenken an den ehrwürdigen Gast bewahrte man dort lange den Sessel und die Bettstatt, die er benutzt hatte; bis zum Jahre 1632, da wurden sie von schwedischen Soldaten verbrannt.

Bornhofen und die feindlichen Brüder

Über dem Kloster Bornhofen, einem Wallfahrtsorte, der früher wohl noch mehr besucht wurde, liegen die beiden Burgen Sternberg und Liebenstein, dort lebten einst zwei Brüder und eine Schwester, die sollten das Erbe miteinander teilen. Die Schwester aber war blind und wurde von den beiden Brüdern betrogen. Sie maßen das Geld mit Scheffeln, und jedesmal wenn es für die Schwester war, kehrten sie den Scheffel um und belegten ihn nur obenhin mit Goldstücken, und die Blinde, der man ihn dann zu betasten gab, hielt ihn für voll. So kam sie um den größten Teil ihres Erbes, aber mit ihrem Gelde war Gottes Segen, sie stiftete drei Andachten, Bornhofen, Kidrich und Not Gottes; die Brüder dagegen gerieten miteinander in Streit, und ihr unrechtes Gut war wie gewonnen, so zerronnen. Als sie ihr Geld vertan hatten, versöhnten sie sich zwar wieder, es war aber auch bei ihrer Freundschaft kein Glück. Einst verabredeten sie miteinander, daß sie frühmorgens auf die Jagd gehen wollten, und wer zuerst aufwachte, sollte den anderen wecken. Da nun der eine früher wach wurde und den Laden in der anderen Burg noch verschlossen sah, schoß er, den Bruder zu wecken, einen Pfeil dagegen. In demselben Augenblick aber öffnet ihn jener und wird von dem Geschoß ins Herz getroffen. Der unglückliche Schütze, wider Willen zum Brudermörder geworden, wanderte zum Heiligen Grabe und starb dort, das Erbe beider Brüder kam an Fremde. — Eine andere Sage läßt keinem der beiden Brüder eine solche Gnadenfrist zur Reue und Buße. Sie hatten, weil sie gar nichts mehr miteinander zu tun haben wollten, eine Mauer zwischen den beiden Burgen errichtet. Während unten im Tal die Andacht zu Bornhofen, das Werk der Schwester, immer mehr gedieh, gab es oben bei den Brüdern keinen Sonn- und Feiertag. Einmal aber, als der Andrang zu der Kirche besonders stark war, an Marien Verkündigung, wurden beide doch neugierig und kamen, ohne einer vom anderen zu wissen, auf verschiedenen Wegen, gleichzeitig in die Kirche. Sofort aber fuhr auch der alte Haß wieder in beiden auf, im Gotteshause kämpften sie, bis der eine tot, der andere tödlich verwundet war. Die blinde Schwester beerbte nun beide und ließ die entweihte Kirche von Grund auf neu bauen.

St. Goar und die Lorelei

Nahe bei St. Goar, etwas rheinabwärts, doch mit der Stadt noch verbunden, stand einst eine starke Feste, wie man noch an den mächtigen Trümmern sieht, der Rheinfels. Im alten Reich gehörte er gleich der Stadt zu der niederen Grafschaft Katzenellenbogen und kam mit dieser an das Haus Hessen, von dem besaßen ihn nacheinander mehrere Linien, zuletzt Hessen-Kassel; die bauten ihn nach und nach zu einer förmlichen Festung aus. Im Pfälzischen Erbfolgekrieg oder dritten Raubkrieg Ludwigs XIV. rückte der französische Marschall Tallard mit vielen Bataillonen und starker Artillerie vor Rheinfels-St. Goar; aber die Festung erhielt den besten Kommandanten, den man nur wünschen konnte, in dem Generalmajor von Schlitz, genannt von Görtz. Der Feind versuchte zuerst einen Handstreich gegen die Stadt, wurde aber zurückgeschlagen, und als Tallard danach das Gelände des verfehlten Angriffs besichtigen wollte, traf ihn vom Turm der Stiftskirche aus ein St. Goarer, der Drechslermeister Kretsch, mit einem Doppelhaken in die linke Schulter, so daß er das Kommando an einen anderen maréchal-de-camp abgeben mußte. Der glückliche Schütze hatte den General mitten unter seinem Gefolge an dem großen Federhut erkannt; noch nach Jahrhunderten erzählte man von dem guten Treffer und zeigte die Stelle, wo Tallard sein Teil bekam. Der Drechslermeister wurde Hauptmann der städtischen Schützenkompagnie, und der Landgraf stiftete eine kleine Rente, damit alljährlich die St. Goarer Schützen das Gedächtnis dieses Tages feiern könnten.

Rheinfels

Der Rheinfels aber hat damals über 14 Tage die heftigsten Angriffe der Franzosen aushalten müssen; es war um Weihnachten, und der französische General hatte gesagt, er wolle die Schlüssel der Festung noch als Neujahrsgeschenk in die Hände seines Königs liefern. Besonders am dritten Feiertage wurde heiß gekämpft. Nach einem rasenden Geschützfeuer drangen die Franzosen in die inneren Werke ein, viermal wurden sie bis zum Rande der Contrescarpe zurückgeworfen, jedesmal gingen sie mit doppelter Wut vor; in mörderischem Handgemenge mit Bajonett, Sense und Morgenstern wurden sie endlich doch wieder hinausgetrieben. Der Kommandant selbst, Görtz, an der Spitze der hessischen Leibkompagnien, tat es allen zuvor, stach drei Franzosen auf der Contrescarpe nieder, verwundete noch mehrere, blutete dabei selbst aus vier Wunden. Von Pulverdampf geschwärzt, Haar, Augenbrauen, Uniform verbrannt, den von Feindesblut roten Degen schwingend und selbst blutbespritzt, war er „schreckbar und grauserig anzusehen“.

Nach Neujahr zogen die Feinde ab, ohne den Schlüssel. Der Landgraf ließ

die Werke wiederherstellen und ein neues, sehr starkes Bollwerk anlegen, das die Görtzenschanze genannt wurde. Der Kommandant starb einige Jahre danach an den vielen bei der Verteidigung empfangenen Wunden. Als er den Tod herannahen fühlte, ließ er sich nach der hohen Ernstschanze tragen, um, wie er scherzend sagte, dem Feinde gegenüber zu sterben; von dort aus hatte er die Verteidigung geleitet, dort starb er, den Blick nach Frankreich gerichtet.

Der heilige Goar

In den Tagen der Frankenkönige Chilperich und Sigebert lebte der ehrwürdige Goar, ein Aquitanier von Geburt, der Sohn Georgs und der Valeria. Von stattlicher Gestalt, demütigen Sinnes, keusch an Leibe, fest im Glauben, tüchtig in Werken, war er begabt mit Wunderkraft und Wissen um himmlische Geheimnisse und künftige Dinge. Auf seinen Wanderungen durch das deutsche Land gelangte er zu der Stelle, wo der Bach Worica oder Wochara in den Rhein mündet, und erbaute da eine Kapelle und Klause, um darbende Arme, reisende Pilgrime und verunglückte Schiffer zu pflegen und die benachbarten Heiden zu bekehren. Seine Klause lag 25 Fuß hoch über dem Strom, und in der Tiefe hatte er in den Felsen ein bedecktes Badebecken ausgehauen und Wasser vom Rhein eingeführt für die Taufe der Bekehrten; auch wurden in dem Bade viele Aussätzige geheilt. Viele Menschen von nah und fern suchten und fanden bald bei St. Goar Trost, Rat und Hilfe. Und die Fischer brachten ihm zum Dank Fische, die Hirten brachten Milch, Butter und Käse, die Ackersleute Obst, allerlei Kraut, Rüben und Eier. Davon unterhielt er seine Herberge. Damals lebte in Trier Bischof Rusticus, der tat sehr ehrbar und fromm, innen aber war er voll Unsauberkeit. Den ärgerte es, daß man von Goar so viel Rühmens machte, auch fürchtete er des Heiligen Gabe, in den Herzen zu lesen und Künftiges zu schauen. Darum suchte er ihn zu verderben und schickte einen seiner Höflinge, eine Gelegenheit dafür auszuspähen. Dieser üble Gast, Adalwin genannt, kam zu Goars Zelle, gab vor, er litte an der Gicht und bat um ein Bad. Der fromme Mann bereitete es ihm sogleich sorglich und voll Mitleid. Kaum aber war Adalwin in die große Steinwanne gestiegen, in der das klarste Rheinwasser spielte, da war sie auf einmal voller Kröten, Molche und Wasserschlangen, so daß er auf den Tod erschrak und splitternackt davonlief. Rusticus sandte aber noch einen zweiten, der hieß Albiwin und war der Vertraute aller heimlichen Sünden des Bischofs. Der kam mit Spottreden zu dem Gottesmann, verlangte aber dabei Essen und Trinken. Und Goar setzte ihm gelassen und freundlich einen Lammsbraten und weiße Rüben vor und stellte einen großen Holzkrug mit frischem Wasser dazu. Da sprach

Albiwin: „Wein will ich haben, du kannst ja Wunder tun, so verwandle auf der Stelle dies Wasser in Wein." Damit faßte der Elende den Krug, erschrak aber nicht wenig, wie ihm daraus ein guter Wein entgegenduftete. Doch setzte er ihn an den Mund und wollte einen tiefen Zug tun, da war aber das Wasser zu siedendem Pech geworden und seine Hand klebte am Krug, bis der zu Kohle gebrannt war. Da schrie er laut und rannte fort.

Eine andere Legende weiß nichts von diesem verdienten Empfang der beiden Späher, es heißt da: nachdem die zwei genug herumgespürt, hätten sie ihrem Bischof hinterbracht, Goar habe schon morgens unmäßig getafelt und getrunken und dergleichen Verleumdungen mehr. Darauf schickte sie Rusticus wieder hin, den Heiligen nach Trier vorzuladen. Ehe Goar mit ihnen aufbrach, wies er seinen Knaben an, aufzuladen, was das Haus vermöchte an Speise und Trank, für die Reise und für Bedürftige, die ihnen etwa begegneten; die Boten aber schalten ihn darum. Es kamen darüber noch zwei Pilgersleute, und der fromme Mann tischte ihnen mit Freuden auf, wie er gewohnt war, und hielt mit ihnen einen rechtschaffenen Morgenimbiß. Die Boten aber sahen tückisch und ingrimmig zu und wußten, wie sie es beim Bischof anbringen wollten, sattelten ihre Pferde und trieben zur Eile. Nun sputete sich auch St. Goar, bestieg seinen Esel, hieß seinen Knaben sich auf das Maultier setzen, und so machten sie sich auf. Als sie nun sechs Meilen Weges zurückgelegt hatten, klagten die Boten mehr und mehr über Hunger und Durst und griffen nach ihren Schläuchen, aber die waren leer und Wasser rings nirgends zu finden. Da fiel Albiwin zuletzt wie ein Toter vom Pferde, und Adalwin rief den Goar um Hilfe an, der sprach: „Das hat der Herr getan, euch zu strafen; heute früh, als ich für die Bedürftigen vorsorgen wollte, die des Weges kämen, habt ihr es nicht gelitten."

Während sie so sprachen, kamen drei Hirschkühe von wunderbarer Größe, gleich als wenn sie die hl. Dreifaltigkeit vorstellten, und blieben in der Ferne stehen. Als Goar sie sah, rief er die hl. Dreifaltigkeit an und befahl den Hindinnen, stehen zu bleiben. Sie gehorchten, und er nahm sein Trinkgefäß und melkte sie. Als dies geschehen war, ließ er sie gehen, mit der Milch aber bestrich er die Glieder der Gefährten, und alsbald fühlten sie keinen Schmerz mehr. Nun griffen sie wieder nach ihren Schläuchen und fanden Speisen und Getränke zum Überfluß und auch Wasser. Da fürchteten sie sich so, daß sie kein Wort zu sagen wagten. Als sie nun in Trier ankamen, ging St. Goar zuerst zu den heiligen Stätten, da zu beten, die Boten aber eilten zum Bischof und berichteten ihm alles, was

sie den Goar hatten tun sehen. Da sprach der Bischof voll Zorn: „Das ist nichts als Blendwerk; wir müssen ergründen, ob er, der da in der Frühstunde schmaust und der die Tiere der Wildnis melkt, solches alles im Namen Gottes oder des bösen Feindes vollbringt."

Eben wie er dies geredet hatte, kam Goar in das Haus des Bischofs. Beim Eintreten schaute er sich um, wo er seinen Mantel aufhängen und wo sein Schüler stehen bleiben könnte, und er sah aus einem Fensterchen in der Ecke des Hauses einen Sonnenstrahl hervorgehen, glaubte aber, es sei eine Latte von Eichenholz; daran hängte er seinen Mantel und da gebot er seinem Schüler stehen zu bleiben. Alle die zugegen waren, sahen es und der Bischof ereiferte sich darüber, meinte, solches Werk sei nicht von Gott, und forderte von Goar Rechenschaft über all sein Tun und Treiben. Wie Goar sich noch verantwortete und Gott zum Zeugen anrief, daß er keinerlei Zauber triebe, kam ein Chorknabe herein mit einem Kind in seinen Armen, das war drei Nächte alt und in die marmorne Urne vor dem Kirchentor gelegt worden, wie es damals zu Trier Brauch war, daß an solchem Ort arme Dirnen ihr Neugeborenes aussetzten, und wenn ein solcher Findling irgendeinem Pflegevater übergeben wurde, mußte er erst vor den Bischof gebracht werden, daß dieser seine Genehmigung dazu gäbe. Wie Rusticus das Kind sah, sprach er zu dem Heiligen: „Wenn mit dir die Wahrheit ist, so gebiete diesem Kinde, daß es uns seinen Vater und seine Mutter angebe. Wenn du das vermagst, so wollen wir an dich und deine Sendung glauben." Der fromme Mann seufzte und seine Augen wurden ihm naß über ein so törichtes Gebot seines Bischofs. Dann trat er zu dem Kinde, rief die heilige Dreieinigkeit an und beschwor es in ihrem Namen, daß es seinen Vater und seine Mutter nenne. Da begann das Kind zu sprechen und antwortete: „Bischof Rusticus ist mein Vater und Aflaja heißt meine Mutter." Als der Bischof dies hörte, fiel er nieder zu den Füßen des Heiligen, bat ihm das Unrecht ab und bekannte seine Schuld. Goar aber stand wie betäubt, daß gerade er das hatte an den Tag bringen müssen, dann ermahnte er den Rusticus zu harter und aufrichtiger Buße und kehrte heim in seine Klause.

Ein Felsen oberhalb St. Goar wird noch heutigentages St. Goars Bett oder Kanzel genannt, denn das darin eingehauene viereckige Loch soll der Heilige anfänglich bewohnt haben. Die Zelle und das kleine Gotteshaus, die er dann erbaute, lagen, der Legende nach, in der Gegend der späteren Stiftskirche. Auch nach seinem Tode wirkte der gastliche und menschenfreundliche Heilige noch viele Wunder. Einst fuhr Kaiser Karl von Ingelheim, wo er sich die Pfalz erbaut hatte, den Rhein hinab nach Koblenz

und dachte dort zu übernachten und diesmal nicht bei St. Goar einzukehren. Doch gab er, als der Abt ihn einlud, seinem Sohne Karl einen Wink, daß er dort anlegen und in der Kirche ein Gebet sprechen solle. Er selbst fuhr weiter. Der junge Karl stieg aus, und sein Bruder Pipin, der in einem dritten Nachen folgte, meinte, seines Vaters Schiff halte am Ufer, ging auch an Land und traf in der Kirche unverhofft mit seinem Bruder zusammen. Im ersten Augenblick wollte er ihn mit der Waffe anfallen, denn beide waren schon seit Jahren miteinander verfeindet gewesen, aber in dem Hause Goars und durch seine Fürbitte kam auf sie die göttliche Gnade, daß sie wieder zueinander fanden und versöhnt und einträchtig nach Koblenz weiterfuhren.

Wunder mit Karl und seinen Söhnen

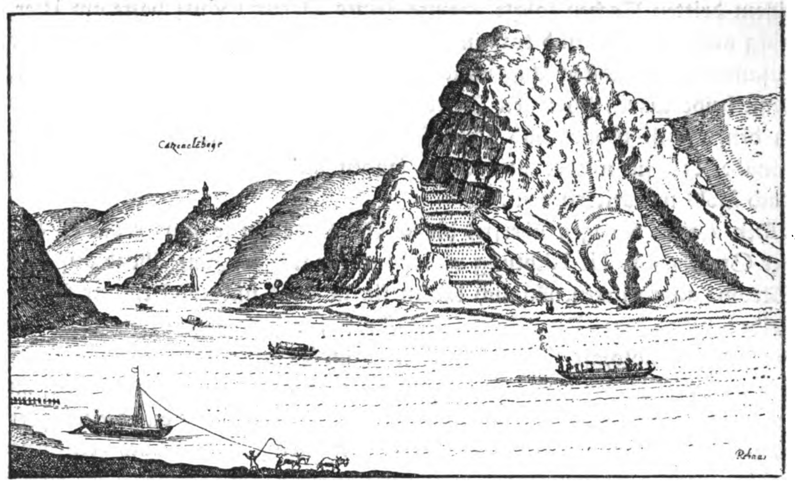
Den Kaiser dagegen überfiel hinter St. Goar ein so starker Nebel, daß der Steuermann die Richtung verlor und sie sich bis zum Abend auf dem Strome abarbeiteten. Endlich kamen sie an Land und mußten auf freiem Felde übernachten. Da erkannte der Kaiser, daß er unrecht getan hatte, die Gastfreundschaft St. Goars zu verschmähen, und bat es dem Heiligen demütig ab. Und gelobte künftig niemals, bei noch so großer Eile, an seiner Zelle vorüberzufahren, und bekräftigte das Gelübde durch ein Opfer von 20 Pfund Silber und zwei seidenen Mänteln, hielt es auch zeitlebens heilig.

Bei dem starken Zustrom von Pilgern brauchte St. Goars Zelle, wie zu denken ist, viel Wein. In einem schlechten Jahre nun hatten sie gegen Herbst nur mehr ein einziges Faß, und das war auch schon auf die Hälfte oder gar ein Drittel leergezapft, da auf einmal in einer Nacht füllte sich das Faß von selbst wieder, und so reichlich, daß der Wein überlief und der ganze Boden schwamm. Ein andermal hatte Horduinus, der Kellner, als er noch spät abends zapfte, den Kran nicht ordentlich zugedreht, war vielleicht in Gedanken gewesen. Als er am anderen Morgen wieder zum Fasse kam, fand er das Scheibenloch offen, aber es war ein Spinnweb davor gezogen, und so künstlich, daß nicht ein Tropfen hatte auslaufen können.

Wunder im Weinkeller

St. Goar, der freundliche Helfer und Wirt verunglückter Reisender und Schiffer, hatte den Ort für seine Zelle sehr wohl und mit Bedacht gewählt, denn mancher, der zutal fuhr, kam nicht glücklich und heil durch die Werb hindurch, einen verborgenen Strudel oder Fall etwas rheinaufwärts von St. Goar; besonders damals zu den Zeiten der alten Frankenkönige, wo das Wasser lange noch nicht so fahrbar war, mag es ein wilder und schauerlicher Ort gewesen sein. Dieser gefährliche Wirbel war bei einem Riff, das „die Bank" hieß und bei kleinem Wasser deut-

lich zu sehen war, und man hat früher sogar gemeint, der Rhein habe dort einen heimlichen Gang, der bis zum Binger Loch führe; das Wasser, das bei Bingen verschwinde, laufe unterirdisch bis zur Werb und ströme dort wieder heraus, und daher komme der Strudel.



Die Lorelei

Der fromme Mann und Streiter Gottes wollte also nicht bloß mit dem Heidentum und mit der Scheinheiligkeit der Rusticusse, sondern auch mit den Gewalten der Wellen und Wetter und Klippen des Rheins um Menschenseelen und Menschenleben kämpfen. Die Nachbarin des Heiligen war ja nicht nur die schlimme Werb, sondern, wenig weiter aufwärts, die viel schlimmere Heidin Lorelei, die der Schiffer und Flößer mehr fürchtete als alles sonst auf der Rheinfahrt, mehr auch als das Binger Loch. Gefährlicher war sie auch darum, weil sie durch wunderbare Stimmen vom Felsen her den Schiffer irrte und lockte, daß er die Vorsicht vergaß und mit dem Widerhall spielte. Der einzigartige Widerhall und die rasende Strömung an den tiefliegenden Felsen, von diesen beiden Dingen melden etwa seit dem 16. Jahrhundert Reiseschilderungen in Poesie und Prosa. Von dem Echo meinten freilich schon vor 150 Jahren die alten Leute dort, früher sei es viel deutlicher und klarer und mehr als fünffach gewesen, von den Wasserwirbeln erhielt sich bei den Schiffern lange der Glaube, es sei dort eine grundlose Tiefe.

Was wir heute von der Lorelei singen und sagen, dazu finden wir vielleicht die ersten Vorklänge bei gelehrten Humanisten des 16. und 17. Jahrhunderts, wo es bei der Schilderung des Echos an der Lorelei heißt,



Der Loreleifelsen
Lithogr. nach einer Zeichnung von G. Howen

„früher habe man geglaubt, dort hausten Pane, Sylvane und Oreaden", d. h. also Feld- und Waldgeister und wilde Frauen. Von diesen letzteren, z. B. von den saligen Fräulein Tirols, erzählt ja nun auch noch die neuere Volkssage, daß sie zuzeiten vor ihren Felsenwohnungen sitzen, ihr schönes langes Haar kämmen, ihren Schatz sonnen und durch ihren wundervollen Gesang die Menschen unwiderstehlich anlocken. Dazu würde dann auch der alte Glaube stimmen, der Felsen der Lorelei sei hohl (womit man freilich zunächst nur das Echo erklären wollte); doch spricht auch noch die neuere Volkssage von „Hanselmännchen", d. h. Heinzelmännchen, die dort in der Höhle hausen. Oder ist die Lorelei eine Nixe? Denn auch von den Wasserfrauen sagt man Ähnliches wie von denen, die in den Felsen und Wäldern hausen. Es wird wohl so sein, daß uns das Wesen der Lorelei wie ihr Name ein Geheimnis bleiben soll, an dem wir also nicht mehr deuteln und rätseln wollen.

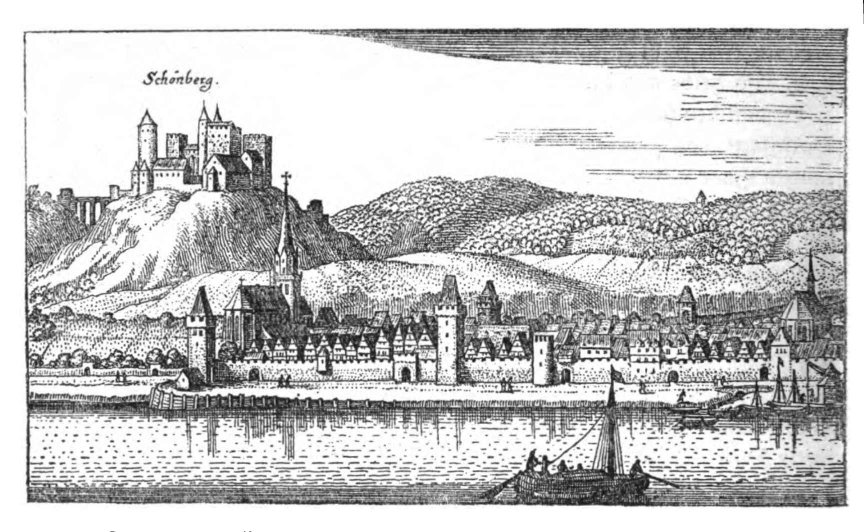
Die Hexe von Bacharach

Zu dieser Lorelei kommt nun noch eine andere — oder eigentlich müßte man sagen, sie geht ihr voraus, denn der sie schuf, Brentano, war unser erster Loreleidichter. Seine Lorelei nun ist ein menschlich Weib, eine Hexe zu Bacharach, die alle Männer bezauberte, nur den einen, den sie selber lieb hatte, konnte sie nicht halten. So schön war sie, daß selbst der geistliche Richter, der Bischof, ihr nicht das Todesurteil sprechen mochte, und sie nur ins Kloster verwies, wiewohl sie selbst zu sterben verlangte. Auch die drei Ritter, die sie dahin geleiten sollten, verfielen ihr, und wie sie unterwegs auf den hohen Felsen am Rhein steigen und nach dem ungetreuen Liebsten schauen will, der unten fährt, da müssen sie es geschehen lassen, die Lorelei stürzt sich hinab, die drei müssen ihr nach.

Wenn ein junges warmes Menschenkind aus Liebesgram und anderem übergroßen Schmerz in den Tod geht, so bleibt dem Ort, wo es geschah, ein Grauen; wer des Weges kommt, den rührt, den weht es an, denn nach altem Volksglauben, der auch heute noch fortlebt, ist die arme Seele noch nicht zur Ruhe gekommen, man hört, man sieht sie zu gewissen Zeiten an der Stätte. Ja zuweilen geschieht es, daß die Tote bei den Wasserfrauen selber zur Nixe wird. Und wer will, mag sich nun selber die Fäden hinüberspinnen von dieser Lorelei Brentanos zu jener anderen.

Der Teufel und die Lorelei

Als der Teufel einst den Rhein hinauf kam, da ärgerte er sich über den herrlichen Felsen dort am Strom, denn alle Menschen preisen in diesem Schöpfungswunder den Schöpfer selbst, und er wollte ihn darum zerstören. Mit den Fäusten brachte er ihn nicht von der Stelle, da stemmte er sich mit dem Rücken dagegen. In dem Augenblick jedoch hörte er die Lorelei singen und war festgebannt; ihr Lied drang ihm ins Mark, ohne



einen Funken von Kraft war er und konnte sich nicht vom Fleck rühren, solange sie sang. Sowie sie aber schwieg, riß er sich los und fuhr ab. Der Abdruck seiner Hinterseite soll im Felsen geblieben sein.

Oberwesel / Kaub und Bacharach

Die sieben Schwestern von Schönberg

Auf dem Schloß Schönberg bei Oberwesel haben einmal sieben Schwestern gewohnt, die hat man nur die sieben schönen Gräfinnen geheißen. Da sind von weit und breit die jungen Ritter gekommen, bloß um sie einmal zu sehen. Wer sie aber gesehen hat, der hat sich auch in sie verliebt, und so war immer ein ganzer Hofstaat von Freiern um sie, doch keine von den sieben heiratete, sie führten die Herren immer nur an der Nase herum. Jahrelang ließen es sich die Freier gefallen, aber am Ende wurden sie es leid und redeten miteinander ab, wenn nicht die sieben Schwestern in vier Wochen sieben von ihnen das Jawort gäben, wollten sie allesamt fortziehen und auch keinen anderen Freier mehr auf das Schloß lassen. Das verdroß nun die Gräfinnen sehr und sie machten miteinander aus, die Herren zuguterletzt noch einmal gehörig zu foppen.

An einem Morgen, als die Ritter alle im Saale beisammen waren, kam eine Magd herein mit der Botschaft, ihre Herrinnen hätten sich nun entschlossen zu heiraten, wenn die Freier alle um sie losen wollten. Das war allen recht und sie setzten fest, wann das geschehen sollte. Wie der Tag nun herangekommen war, erschien wieder die Magd im Saale und hatte einen silbernen Teller mit grad so viel Losen darauf, als Ritter da waren,



und jedes hatte die Farbe von einem der Ritter; und grad wie die Schwestern es sich gedacht hatten, griff nun jeder gleich nach seiner Farbe. Und die sieben häßlichsten Freier bekamen die Lose, auf denen die Namen der sieben Gräfinnen standen. Da war nun eine große Verwunderung im ganzen Saale, die einen lachten und rissen Witze, die anderen ärgerten sich.

Die sieben aber gingen geschwind ihre Bräute abzuholen; doch wie sie in das Zimmer kamen, fanden sie weiter nichts als sieben lebensgroße Bilder der Gräfinnen. Und wie sie noch mit langen Gesichtern dastanden, kam vom Rhein herauf das helle Gelächter der sieben Schwestern, die fuhren eben im Nachen hinüber ans andere Ufer. Und dort bestiegen sie die Esel, die schon bereit standen, und ritten nach ihrem Schloß an der Lahn und sind niemals wieder auf Schönberg gekommen. Die Ritter aber und alle Leute haben geglaubt, sie wären in den Rhein gesprungen und dringeblieben. Als bald danach gleich unter Wesel die sieben Felsen im Rhein zum erstenmal auftauchten, hat man sie die sieben Jungfern geheißen, und so nennt man sie heute noch. Wenn einst ein Fürst diese Felsen aus ihrer Lage heben und das Gestein zu einer Kapelle weihen wird, dann werden, so sagt man, die sieben Jungfern erlöst sein.

Hufeisen und goldener Pfropfenzieher

Auf dem Marktplatz des nahen Städtchens wurden dem Fremden, wie der Rheinische Antiquarius sagt, die Fußstapfen von des hl. Hubertus Pferd gezeigt. Welche Bewandtnis es damit hat, war nicht mehr zu ermitteln. Aber ein richtiges Hufeisen lag jedenfalls früher dort im Pflaster und galt als ein Wahrzeichen von Oberwesel. Man hat vermutet, daß

hier eine Quelle verborgen liege. Besser bezeugt und verbürgt aber ist eine gute Quelle, die der „Goldene Pfropfenzieher“, ein Gasthaus nahe bei dem alten Ochsenturm, erschließt. Hier kehrten nämlich die älteren Düsseldorfer Maler gern ein, besonders hatte Adolf Schrödter da sein Hauptquartier aufgeschlagen und unternahm von dort seine Streifzüge. Er liebte dies Zeichen so sehr, daß er es zum Malerzeichen auf seinen Bildern nahm.

St. Theonest in der Kufe

Im benachbarten Kaub aber empfängt der Wein, den man dort trinkt, nicht bloß durch das Andenken an einen höchst weltlichen wenn auch berühmten Wirtshausgast eine Art Weihe, sondern sogar durch die Legende eines Ortsheiligen, den man dort aber wohl, seit die Stadt protestantisch wurde, fast vergessen hat. Das älteste Stadtsiegel zeigt nämlich den hl. Theonestus in einer Kufe sitzend; im Mittelalter leitet Kaub sich selber sogar von „Kufe“ ab. Der hl. Theonest war mit St. Alban nach Mainz gekommen zu der Zeit, als dort die Arianer gegen die Rechtgläubigen wüteten. Dem Gefährten des Theonest schlugen die Ketzer das Haupt ab, ihn selber aber warfen sie nach grausamer Marter auf ein durchlöchertes Schiff oder in eine Kufe und überließen das weitere dem Rhein, der aber trug ihn durch das Binger Loch an Rüdesheim, Lorch und Bacharach vorbei und setzte ihn unversehrt bei Kaub ans Land; dort soll er mit dem Christentum auch die ersten Reben gepflanzt haben.

Die Spanier in Kaub

Mitten in Kaub stehen noch einzelne alte Wachttürme mit dicken Mauern und unregelmäßigen Fenstern, die früher als Schießscharten dienten. Einer davon hat einmal im Dreißigjährigen Kriege einer spanischen Kriegsmacht wochenlang standgehalten.

Es war in den ersten Jahren des Krieges, die Stadt selbst wurde von den Spaniern in wenigen Tagen genommen, da der Kommandant eine rasche Übergabe einer langen Belagerung vorzog. Nur einer der Türme mitten in der Stadt wurde nicht geöffnet. Vergebens waren alle Aufforderungen des Feindes, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben, und ebenso vergebens auch alle Versuche, zum Angriff näher heranzukommen; die kleine Besatzung sparte zwar das Pulver sehr, aber jeder Schuß aus den Schießscharten des Turmes war ein Treffer, und dabei war die Besatzung fast unsichtbar. Nur selten und vorsichtig spähte oben über die Brüstung für einen Augenblick ein Kopf. Stürmen konnten die Spanier nicht, die Eingangstür war zwanzig und mehr Fuß über dem Erdboden. Da hätten sie Leitern anlegen müssen, und dazu kam keiner; die da oben schossen jeden, der es probierte, vorher ab. Schweres Geschütz hatten die Spanier auch nicht bei sich, und so waren sie vier Wochen

lang im Besitz der Stadt, ohne sich des Turmes bemächtigen zu können, und jeder machte einen großen Bogen um ihn.

Endlich nach vier Wochen erschien eine weiße Fahne am Turm; eine Trompete schmetterte, und als die Spanier durch Gegensignale zu verstehen gegeben hatten, daß sie verhandeln wollten, kam oben an den Zinnen ein bärtiger Landsknecht zum Vorschein, und gleichzeitig verschwanden die drohenden Musketenläufe aus den Mauerluken. Die Besatzung erbot sich gegen freien Abzug den Turm zu räumen. Den Turm mußten die Spanier haben und außerdem war die Verteidigung ja glänzend und ehrenvoll gewesen, also man nahm es an. Und neugierig standen sämtliche Spanier unten am Turm, um endlich die geheimnisvolle tapfere Besatzung zu sehen. Die Turmtür oben ging auf, eine Leiter wurde heruntergeschoben: der alte bärtige Feldwebel von vorhin erschien, hinter ihm sein Weib und hinter ihr eine dürre Ziege — weiter niemand. Oben auf dem Turme war ein Grasfleckchen und an der Mauer wuchsen ein paar Sträucher; von dem Grase und dem Laube und aufgesammeltem Regenwasser lebte die Ziege, und von der Ziegenmilch nebst einigem Proviant das Ehepaar. Nun war Gras und Laub abgeweidet, die Milch versiegt, das Pulver fast verschossen und so hißte man die weiße Flagge. Die Spanier wußten anfangs nicht, ob sie lachen oder beleidigt sein sollten, daß sie so genarrt waren, aber ihr Oberster war ein spanischer Edelmann; sein Wort mußte er halten und litt nicht, daß den drei Braven ein Haar gekrümmt wurde.



Der Pfalzgrafenstein

Von der Inselburg bei Kaub im Rhein, der „Pfalz" (oder dem Pfalzgrafenstein, wie sie urkundlich heißt), geht die Sage, die Pfalzgräfinnen, oder gar die deutschen Kaiserinnen (was einigemal zusammenfiel) hätten sie bewohnen müssen, wenn sie sich in andern Umständen befanden — als das Reich, fügt ein Spötter hinzu, nämlich in gesegneten.

Einige haben versucht, diese Sage mit der Geschichte von dem Welfen Heinrich dem Langen, dem Sohne Heinrichs des Löwen, und der Staufin Agnes in Verbindung zu bringen. Das ist aber keine Sage, sondern geschichtliche Überlieferung. Agnes, die Erbtochter des Pfalzgrafen Konrad, eines Halbbruders vom Kaiser Barbarossa, war schon als Kind mit dem Heinrich von Braunschweig verlobt worden. Als sie herangewachsen war, warb aber der König Philipp II. August von Frankreich um sie, und Kaiser Heinrich VI., der Nachfolger des Barbarossa, sah diese Verbindung sehr gern. Aber Agnes wollte von der Heirat mit dem König Philipp nichts wissen, und ebenso deren Mutter. Die berief heimlich den jungen Welfen her und ließ die beiden vom Burgkaplan noch denselben Abend zusammengeben; am andern Tag als der Pfalzgraf kam, waren sie schon Mann und Frau, der war anfänglich darüber sehr aufgebracht. Noch mehr der Kaiser, der zuerst auf Trennung der beiden drang. Doch das war dem alten Pfalzgrafen gegen die Ehre. Der Kaiser besann sich und fand nun den Handel ganz vorteilhaft für eine Aussöhnung mit dem alten Löwen, und daran war ihm seiner großen Pläne in Italien wegen viel gelegen. Dieser welfisch-staufische Roman, den hier einmal die Geschichte selbst gedichtet hat (oder auch die tatkräftige Pfalzgräfin-Mutter) spielte sich aber auf der Burg Stahleck über Bacharach ab.

Der Elterstein bei Bacharach

Wenn Kaub einen Weinheiligen hat, den man sogar in einen Weingott, nämlich Dionysos, hat umdeuten wollen, so hat Bacharach angeblich sogar einen richtigen Altar des Bacchus aufzuweisen. Bis in das vorige Jahrhundert haben nämlich die Gelehrten einer dem anderen nachgeschrieben, im Rhein bei Bacharach sei ein großer viereckigter Stein, der nur bei kleinem Wasser zu sehen sei, und darauf viele alte Inschriften und Namen eingehauen, aber altershalber unleserlich seien, darauf hätten zur Römerzeit die Bewohner dieser Gegend dem Bacchus geopfert. Der Stein komme aber nur sehr selten und bei heißen und trockenen Jahreszeiten zum Vorschein, da es dann für eine Anzeigung eines ungemein guten Weinjahres gehalten werde. Der Stein wird der Altar- oder Elterstein genannt und Bacharach demgemäß als Bacchi Ara, Altar des Bacchus gedeutet. Wiewohl das ganze eine Gelehrtenfabel ist, haben doch die Bacharacher

es sich als Ehrung ihres Weines und Weinbaues gern gefallen lassen, und auch als Bacharacher Gewächs, d. h. dort selbst gewachsene Ortsüberlieferung sich einbürgern lassen. Und wenn jener Fels zutage trat, übten die Schiffer den Brauch, eine Figur aus Stroh und Lumpen zusammenzuflicken und als Bacchus an eine Stange befestigt daraufzustellen.

Kaiser Wenzel und der Bacharacher

Die Bacharacher also sind stolz auf ihren Wein, und dort auf dem Kühlberge und besonders auf dem Vogtsberge, so schreibt der Rheinische Antiquarius, wächst ein vortrefflicher Muskateller, der wegen seines anmutigen Geruchs und lieblichen Geschmacks sehr bekannt ist. Er muß auch schon dem Kaiser Wenzel sehr wohl geschmeckt haben. Als nämlich nach seiner Absetzung im Jahre 1400 die Stadt Nürnberg, worinnen er geboren war, sich von der Pflicht gegen ihn lösen wollte und ihm dafür zwanzigtausend Gulden bieten ließ, lachte er ihre Gesandten darüber aus und begehrte hingegen, die Stadt solle ihm weiter nichts als vier Fuder guten Bacharacher Wein schicken, dann wolle er sie ganz gerne und ohne weiteres Bedenken ihrer Pflicht ledig sprechen.



Der Kreuzfahrer Wickher

Ein guter Jahrgang war auch jener Bacharacher, von dem eine Kreuzzugsgeschichte erzählt: Als Gottfried von Bouillon, der Herzog von Niederlothringen, das große Kreuzfahrerheer nach dem Heiligen Lande führte, war unter vielen anderen Rittern und reisigen Knechten vom Rhein auch Wickher mitgezogen, ein Bacharacher Kind. Einst als sie schon im Morgenlande waren, wurde es ihm zu heiß in seiner Rüstung, er stieg vom Pferde, dachte eine Weile zu rasten und abends, wenn es kühler geworden wäre, das Heer wieder einzuholen. Eben hatte er sich's bequem gemacht, da hörte er ein furchtbares Brüllen, und wie er aufblickte, wurde sein Pferd von einem wilden Tier angefallen. Er sprang auf, nahm Schwert und Schild, lief hin, da ließ das Tier von dem Rosse

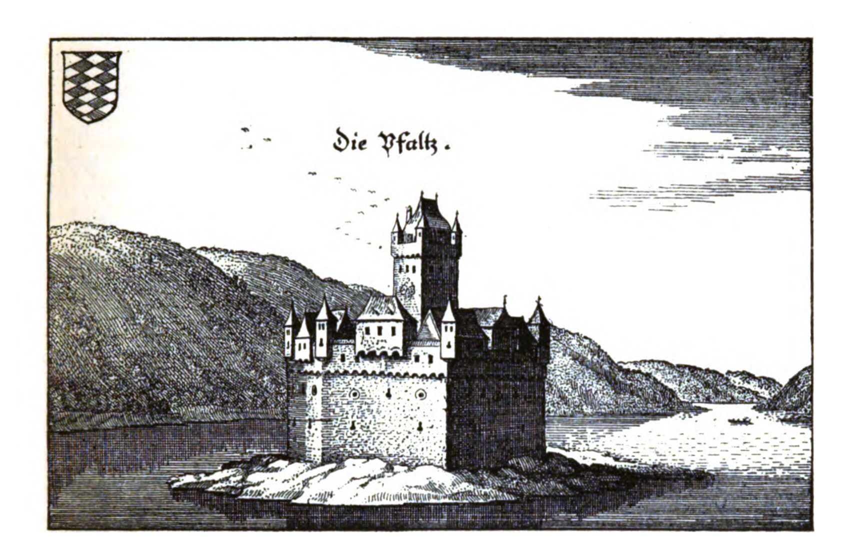
ab und kam auf ihn los. Doch er traf es mit einem guten Hieb, daß es genug hatte und mit gespaltenem Schädel zusammenbrach. Der Pelz schien ihm mitnehmenswert, er trennte ihn mit dem Schwerte sauber ab, band ihn auf sein Pferd, und als es gegen Abend ging, ritt er weiter. Wie er nun durch ein Dorf kam, liefen von allen Seiten die Leute herbei, staunten das Fell an und schrien vor lauter Freude und jubelten ihm zu, daß er ihren furchtbarsten Feind, den König der Tiere, erschlagen habe. Wickher war fast nicht minder erstaunt, denn er meinte, es wäre bloß eine große Katze gewesen, und zog guten Mutes seinen Gefährten nach.

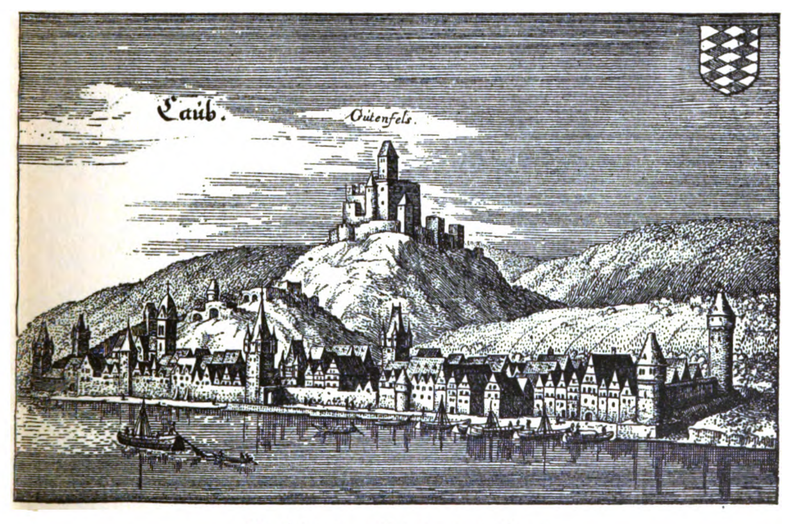
Sooneck / Reichenstein und der Alte Zollhof

Kaiser Rudolfs Strafgericht

Die Burg Sooneck, am äußersten Vorsprung des Soonwaldes auf hohem Felsen über dem Rhein, und der benachbarte Reichenstein waren in alter Zeit berüchtigte Raubnester, mit einer Handvoll Leuten ließ sich von da aus Handel und Wandel des schmalen Rheintales beherrschen und schatzen. Als das Unwesen überhand nahm, kam Kaiser Rudolf von Habsburg mit einem Reichsheer in den Rheingau, brach die Festen der Wegelagerer und gebot, alle die überm Landfriedensbruch ergriffen oder desselben überwiesen seien, wie gemeine Diebe zu hängen, gleichviel ob es ritterbürtige Leute seien oder nicht. Auf Sooneck hausten damals die Waldecks, die Familie gehörte zu den angesehensten und mächtigsten des Gaues. Und als nun Rudolfs Heer vor den beiden Burgen lag, kam einer aus der Sippe, der Erblandmarschall vom Rheingau, mit noch mehreren zum Kaiser und bat ihn inständig, er möge die angedrohte Strafe nur an den Knechten und Bauernsöhnen vollziehen lassen, die vom Adel aber mit Geld büßen, zum mindesten sie nicht eines so schmählichen Todes sterben lassen. Aber der Kaiser gab ihnen zur Antwort: „Das sind keine Ritter, sondern die verworfensten Diebe und Räuber. Wahre Ritterschaft hält Treu und Glauben und schirmt das Recht. Und wären sie auch dem Kleide nach Grafen und Herzöge, solange ich Richter bin, sollen sie der verdienten Strafe nicht entgehen.“ Die auf Sooneck wurden beim Sturm gefangen genommen und auf Rudolfs Befehl an den Ästen der alten Eichen aufgehängt, die auf einem Ufervorsprung am Rhein standen, denn das war die Stelle, von wo aus sie die Schiffer zu überfallen pflegten.

Auch Philipp von Bolanden auf Reichenstein, so geht die Sage, fiel in die Hände des Kaisers samt seinen neun Buben, die er alle schon, auch den jüngsten, mit auf seine Raubzüge genommen hatte. Als er den Galgen aufgerichtet sah, warf er sich vor dem Kaiser auf die Knie und rief dessen Gnade an, nicht für sich, sondern für seine Söhne, zumal den jüng-





Ansicht der Pfalz bei Caub
Kpfr. von M. Merian ca. 1650

sten, der noch fast ein Knabe war. Und die neun Söhne, schöne stattliche Burschen, knieten gleichfalls vor dem Richter nieder. Da sagte Rudolf: „So mögt Ihr, Philipp von Bolanden, ritterlich durchs Schwert sterben, und könnt Ihr gerichtet hauptlos an der Reihe Eurer Söhne herschreiten, dann soll ihnen, soweit Ihr noch gehen könnt, das Leben geschenkt sein."

Der Ritter schied von seinen Söhnen und der Henker tat seine Arbeit an ihm, dann aber richtete sich der Enthauptete auf und ging die Reihe der jungen Bolanden hinab, immer weiter, bis er den jüngsten erreicht hatte; da sank er nieder.

Die Klemenskirche

Nicht weit von Reichenstein zwischen der Landstraße und dem Strom ist schon in alten Zeiten ein Gotteshaus erbaut worden, die Klemenskirche, doch soll schon lange vor ihr ein Heiligenhäuschen gestanden haben, bei dem besonders die Schiffer beteten; denn St. Klemens ist neben dem hl. Nikolaus ihr Beschützer und Fürsprech, und so liest man auch vielfach, die Kirche sei von einem Schiffer oder Flößer gestiftet, einem Gelübde zufolge, das er im Bingerloch bei großer Gefahr getan habe. Sie ist aber wohl erbaut von jenem Rittergeschlecht der Waldeck, deren mehrere auf Befehl Kaiser Rudolfs gehängt wurden; für sie wurde mit dem Gotteshause eine Seelenmesse dort gestiftet. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts kam die damals einsame Gegend um die Klemenskirche wieder sehr in Verruf wegen der vielen Überfälle, und das Abenteuer, das der Pastor von Perscheid mit den Räubern dort hatte —es ist schon im ersten Kapitel davon gesprochen worden — das soll noch eins von den harmlosesten gewesen sein.

Eine Räubergeschichte vom Zollhof

Noch weiter nach Bingen zu, hart unter dem Faitzberg, wurde das Rheintal so eng, daß dies der günstigste Platz für den alten Zollhof war, der nun schon lange abgebrochen ist; zugleich aber für allerlei Raubgesindel, denn früher war hier wilde Einöde; und der Hofpächter mußte es sich sogar gefallen lassen, daß sie bei ihm aus und eingingen, wie wenn sie da zu Hause wären. Zu der Zeit ist einmal ein Binger Hutmacher vom Jahrmarkt zu St. Aldegund heimwärts dahergekommen mit einem guten Geld im Sack und einem guten Wein im Leib. Kurz vor dem Zollhof hört er lustigen Gesang aus Weinkehlen und denkt, da muß ich auch hin. Da stößt er mit dem Fuß an eine über den Weg gespannte Schnur, ein Schuß knallt, Räuber kommen vom Zollhof, er kann sich gerade noch in ein Weidendickicht retten. Nach einer Weile, als sie wieder fort sind, geht er, ganz nüchtern geworden und behutsam weiter, da kommt noch jemand von Bingen herab, was Vornehmes scheint es, denn der Filz, den der trägt, ist erster Güte und mit goldener Schnur, und einen goldbordierten

Rock hat er an, blendendweißes Jabot, gestickte Atlasweste und gar zwei goldene Uhrketten. Und bietet freundlich dem Binger aus goldener Dose eine Prise. Der warnte ihn vor dem Zollhof und erzählte sein Abenteuer, sie kamen ins Gespräch, der Fremde kannte sogar dem Hutmacher sein Geschäft, und als sie sich trennten, es war schon um Mitternacht, gab ihm der gemütliche Herr noch ein Wort mit auf den Weg als Losung, falls er an der Bingerbrücke angehalten würde. Der Hutmacher sagte das Wort immerzu vor sich hin, um es ja nicht zu verlieren, und wahrhaftig, kurz vor dem Brückenaufgang kommen zwei und fordern ihm sein Geld ab. „Michel," ruft er laut. „Das hat dir der Teufel gesagt!" und damit verschwinden die beiden im Gebüsch, kommen aber im nächsten Augenblick noch mal zum Vorschein und fragen, wo er die Losung herhätte. Er erzählte es und sie sagten: „Da bist du an den rechten geraten, das war unser Hauptmann."

Mosel und Saar

Die Miseräbelchen

Als Christus noch mit seinen Jüngern auf der Erde wanderte, ist er auch einmal an die Mosel gekommen. Aber die Sonne schien so heiß und die Berge waren so steil, daß die Wanderer arg schwitzen mußten. Wie sie sich nun einst unter einen Baum in den Schatten gelegt hatten, sagte der Herr zu Petrus: „Geh doch einmal in das Dorf da und hol einen Trunk Wein." Petrus hatte auch großen Durst und ging hin, so schnell er noch konnte; trank erst aber selber einen großen Holzbecher voll, dann ließ er nochmal einschenken, aber geschwibbelt voll, und machte sich auf den Rückweg. Im Gehen schlappte nun immer der Wein heraus, da dachte Petrus: dem will ich abhelfen, und trank was ab. Damit man es aber nicht merkte, zog er geschwind sein Messer aus dem Sack und schnitt von dem Becher rund herum etwas ab, so weit wie er leer war. Nun fing aber der Wein wieder an herauszuschlappen. Da trank Petrus wieder ab und schnitt auch wieder ab. Und so ging das weiter, bis er zu dem Herrn kam; da hatte er nur noch einen ganz kleinen Becher. Und sagte, hierzulande wären die Schöppchen nicht größer. Da sprach der Herr zu ihm: „Behalt du das Miseräbelchen, ihr andern aber sollt hernach mit mir einen rechtschaffenen Trunk tun, und Petrus soll nicht mit dabei sein." Seitdem heißen an der untern Mosel die kleinen Schöppchen Miseräbelchen.

Von der untern Mosel

Der Dieblicher Berg

Die Strecke von Dieblich bis Gondorf, ein Stück weiter aufwärts von dem durch seinen Weinbau bekannten Winningen, hieß früher das Pfaffenland, denn hier hatte die Geistlichkeit von nah und fern Güter, der trefflichen Weinlagen wegen. Der Dieblicher Berg aber wie auch die Blaufüßerley und Blumsley bei Winningen waren in alter Zeit verrufen, weil da die Hexen und Hexenmeister mit dem Teufel zusammenkommen sollten. Der Dieblicher Berg galt geradezu als der Blocksberg des Mosellandes, und besonders gegen Ende des 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts sind dort viele Menschen wegen Zauberei verbrannt worden; die Angeberei griff immer mehr um sich, sie war auch ein einträgliches Geschäft. Als aber im Jahre 1659 wieder ein wohlhabender Bürger, Friedrich Mölich, als Hexenmeister angeklagt wurde, blieb er

Arbeit im Weinberge



standhaft dabei, er sei unschuldig, und lasse sich eher die Haut in Riemen vom Leibe schneiden, als daß er bekenne; er hat sich dann auch dreimal foltern lassen, ohne eine Träne zu vergießen oder am Leibe zu schwitzen. Da standen die Richter in großer Verlegenheit, ohne ein Geständnis konnten sie ihn nicht verurteilen. Schließlich schlug der Markgraf von Baden als Herr von Winningen den Prozeß nieder und verbot dann solche Gerichte überhaupt.

Das Wahrzeichen von Kobern

Im benachbarten Kobern weiß man von einem Wahrzeichen in der Kirche zu erzählen, einer Quelle, die unter dem Hochaltare floß und in das Messelesen des Priesters hineinmurmelte. Ein Kriegsknecht aus Kobern hatte einst in einer Schlacht den Feldherrn aus dem wildesten Handgemenge herausgehauen. Als der Kampf zu Ende war, besann sich der Anführer, wer ihm das Leben gerettet habe, konnte sich aber nur noch erinnern, daß es einer aus Kobern gewesen war, und rief nun laut vor versammeltem Kriegsvolk, der möge vortreten. Ein stattlicher Reiter kam hervor, und eben sollte der den Dank empfangen, da drängte sich ein kleiner stämmiger Bursch durch den Haufen und rief: „Du willst ein Koberner sein? Gut, dann nenne mir das Wahrzeichen von Kobern!“ Das wußte der andere nicht, aber der Koberner sagte es und setzte hinzu, der Herr möge nur nachfragen, ob es das sei. Alle Koberner bestätigten es, und so kam die Wahrheit durch das Wahrzeichen an den Tag.

Der rote Ärmel zu Gondorf

Die Gondorfer zieht man noch heute mit dem roten Ärmel auf. Damit verhält es sich so. Die Gondorfer Schöffen übten vor Zeiten auch das Halsgericht aus, und wenn sie in solcher hochnotpeinlichen Sache zu Gericht saßen, hatten sie blutrote Talare an. Auch war es Sitte, daß der Schultheiß das Urteil aus dem Rathausfenster verkündete. Nun war seit langer Zeit kein Verbrecher gerichtet worden, und wie nun eines Tages ein Roßdieb vom Büttel eingebracht worden war, da entdeckte man, daß

von all den roten Amtsröcken nur noch ein Ärmel vorhanden war; alles andere hatten die Motten und Mäuse gefressen. Und vor dem Rathause stand schon ganz Gondorf und wartete auf den Urteilsspruch und die roten Röcke; drinnen aber beratschlagte man stundenlang nicht über den Dieb, sondern nur über den roten Ärmel. Denn ohne rote Röcke kein gültiges Urteil. Endlich hatte der Schultheiß es gefunden: die Schöffen mußten einer nach dem andern den Ärmel überziehen und so ans Fenster treten, so daß die draußen nur den roten Ärmel und das Gesicht sahen. Und zuletzt stellte er sich selbst auch so vor das Fenster und verkündete das Urteil. Die Gondorfer aber waren überzeugt, daß ihr ganzer Rat ordnungsgemäß in roten Talaren getagt habe.

Die Belagerung von Thurant

Bei Alken liegen hoch oben in den Weinbergen die Ruinen der Burg Thurant mit den zwei Türmen, die daran erinnern, daß die Feste einst Doppelbesitz von Köln und Trier war. Erbaut wurde sie aber von jenem jüngern Heinrich, dem Sohn des Löwen, von dem wir bei Kaub und Bacharach bereits gehört haben. Diese Moselburg gründete er nach der Heimkehr vom Heiligen Lande und gab ihr den Namen nach der syrischen Burg Thuron, vor der er mitgekämpft und viel dort ausgestanden hatte. Unter seinen Nachfolgern aber wurde sie im Lande als ein schlimmes Raubnest verhaßt. Wenigstens sagen die trierischen Chronisten dem pfälzischen Marschall Zorno, der einige Jahrzehnte später dort als Burggraf saß, die ärgsten Greuel nach. Pfaffen und Laien warf er in sein Burgverließ. Schwangere Weiber sogar hielt er in so grausamer Kerkerschaft, daß sie in den Wehen umkamen. Da bot der Erzbischof von Trier ergrimmt alle Freunde, Magen und Lehnsleute auf und rückte vor die Burg. Da aber der Burggraf auch pfälzische Hilfe bekam, rief der Trierer noch den Kölner Erzbischof, Konrad von Hochstaden, mit dazu. Doch die Burg war so fest und so wohl mit allem versehen, daß sie mit Gewalt nicht zu nehmen war, und die Erzbischöflichen haben zwei Jahre davor gelegen. Dabei verloren sie viele Mannschaft, verbrauchten 1 000 0co Malter Frucht und tranken 3000 Fuder Wein. Und warfen natürlich ungezählte Steinkugeln gegen die Mauern, von denen man später viele wieder ausgegraben und als Zier weißgetüncht dem Mauerwerk eingefügt hat. Die Belagerung endete damit, daß Zorno gegen freien Abzug die Burg räumte, ohne daß deswegen sein Herr, der Pfalzgraf, endgültig Thurandt aufgab, denn dazumal hielt man dergleichen fest, solange man nur noch ein Titelchen Recht hatte, oft sogar noch länger.

Ein Ritter der Burgmannschaft, Brenner mit Namen, von dem gewalt-

tätigen Zorno vielleicht wider seinen Willen zum Dienst gepreßt, versuchte den Belagerern durch einen geheimen Anschlag gegen den Burggrafen zu Hilfe zu kommen. Doch wurde es dem hinterbracht, und er ließ den Brenner, da er ja zu den erzbischöflichen Bannern gewollt, in eine Blide (Wurfmaschine) laden und hinüberschleudern. Der Brenner aber hatte zuvor ein Gelübde zur heiligen Muttergottes getan, falls er sonder Gefährde drüben ankäme, wolle er ihr da eine Kapelle erbauen. Und das Wunder geschah, er fiel in das Gestrüpp am Abhange des Bliden- oder Bleidenberges und konnte sich daran anklammern. Auf diesem Berge hatten die Belagerer ihre Bliden aufgestellt, und davon soll der Höhe noch der Name geblieben sein. In Alken war früher ein altes Gemälde zu sehen, darauf war diese Begebenheit mit dem gewippten Ritter gemalt, doch müßte sie sich danach etwas anders abgespielt haben, denn man will darauf ein vom Burgturm aus nach dem Bleidenberg hinübergespanntes Seil gesehen haben und einen daran hingleitenden geputzten, aber nicht rittermäßig gekleideten Mann. Und man erzählt demnach, es sei nicht ein Ritter, sondern der Dorfvogt von Alken gewesen, der habe den Kölnern und Trierern Spionendienste getan, und sei dann nachher zur Strafe an dem Seile hin- und hergewippt, aber durch das Gelübde mit dem Leben davongekommen.

Bischofsstein

An die Herrschaft des Krummstabs hierzulande erinnert ferner der Bischofsstein, oberhalb Hatzenport gelegen; der runde Bergfried leuchtet weithin, denn mitten um ihn herum läuft ein breites Band weißen Kalkanstrichs. Wahrscheinlich ging in dieser Höhe eine Galerie um den Turm herum, die Sage aber hat dafür mancherlei andere Deutungen versucht. Der Erzbischof von Trier habe adlige Schnapphähne um den Turm aufhängen und das Gemäuer dahinter weiß grundieren lassen, damit man sie in ihren schwarzen Rüstungen besser sähe; oder: die Raubritter hätten die Burg einst überfallen und die Besatzung niedergemacht, dann aber habe der Bischof sie zurückerobert und die Räuber hinrichten lassen, und das weiße Band bedeute den Bischofsring, den habe er um die Burg legen lassen, zum Zeichen, daß er wieder Herr darüber sei. Dann wieder heißt es, ein französischer Bischof habe ein wunderschönes Fräulein dahin entführt, die Ritterschaft des Mosellandes sei herangerückt, dem Ärgernis ein Ende zu machen, doch habe sie nicht hindern können, daß er sich mit ihr vermählte, ja recht zum Spott habe er noch den weißen Ring um den Turm gelegt als einen Brautring. Endlich, was am wenigsten zu glauben ist, soll der weiße Streif die Höhe anzeigen, bis zu der einmal die Mosel gestiegen sei.

Ein wenig weiter aufwärts bei Moselkern mündet ein Seitental, das der Eltz, das in dem Schloß gleichen Namens eine der gepriesensten Schönheiten des Mosellandes besitzt.

Der durchlöcherte Harnisch zu Eltz

Im Schloß Eltz wird unter andern Waffen auch ein weiblicher Brustharnisch aufbewahrt, der an der Stelle des Herzens von einem Schuß durchlöchert ist. Es wird davon erzählt, ein Fräulein von Eltz sei schon in der Wiege mit einem Junker von Braunsberg verlobt worden; als sie aber herangewachsen seien, habe sie ihn gar nicht gemocht, der Junker dagegen habe auf seinem Recht bestehen wollen und einst im Beisein der gesamten Sippschaft und Ganerbenschaft mit barschen Worten einen Kuß von ihr gefordert. Wie er den nun nicht bekommen und es unter den Muhmen und Basen ein Gekicher gegeben hat, ist er wütend fortgegangen und hat denen von Eltz aufgesagt. Nachdem sich beide Parteien schon das gebrannte Herzeleid angetan hatten, ist er eines Nachts unversehens in die Burg eingefallen. Die wenigen Mannsbilder, die gerade in der Burg waren, warfen sich ihm entgegen, und allen voran ein junger Ritter; auf den brannte der Junker von Braunsberg gleich sein Pistol ab und durchschoß seine eigene frühere Braut, denn die war der geharnischte Ritter gewesen.

St. Castor zu Carden

Wie Koblenz so hat auch Carden seine St. Castorkirche, und auf der Bergfahrt sieht man vom Schiff aus schon vor Carden den Heiligen buntbemalt in einer Felsennische stehen. Zur Zeit des Bischofs Maximin II. um die Mitte des dritten Jahrhunderts kam St. Castor nach Trier und wurde dort zum Priester geweiht, ging dann aber moselabwärts und lebte als Einsiedel hier bei Carden in einer Felsengrotte dicht über der Mosel. Er bekehrte das ganze Land ringsum und tat viele Wunder. Einst kam ein Moselschiffer mit einer Fracht Salz an Castors Klause vorbei, und der Heilige bat um etwas von der Würze für sich und seinen Gefährten, aber der Schiffer wurde sackgrob, schimpfte und lästerte; da faßte auf einmal ein starker Wind das Fahrzeug und trieb es gegen einen Felsen, daß es versank. Aber der hl. Castor segnete mit dem Zeichen des Kreuzes, die ihm geflucht hatten, und da hob sich der Nachen wieder unversehrt aus der Flut.

Oliver Tempel vor Clotten

Als nach der Enthauptung der Grafen Egmont und Horn der große Krieg in den Niederlanden entstand, hat auch dieser Landstrich an der Mosel viel zu leiden gehabt. Unter anderm kam Oliverius Tempel, ein Parteigänger Oraniens und trefflicher, wohlerfahrener Soldat, mit einer Schar Kriegsvolks, das er um Aachen geworben, unversehens an die



Mosel, nahm Carden und das gegenüberliegende Treis, und plünderte beide Orte ganz aus. Die ganze Mosel war in großem Schrecken. Deshalb warfen die Clottener unter ihrem Ort, gegen Carden zu, eine Schanz von Erde auf, füllten große Fässer mit Stein und Erde, setzten die darauf, und hielten sehr starke Wacht, Tag und Nacht. Jung und alt mußt ins Gewehr. Der Oliverius schreibt von Carden, die Clottener sollten ihm dreiundzwanzighundert Reichstaler geben, wegen der Soldaten, die zu Bimagen erschlagen worden. Die Clottener schlagen es ab. Gleich kommt er des Nachts mit seinem Volk, geht heimlich selbst voran, meint die verlorne Schildwache niederzumachen. Die aber stößt den ankommenden Offizier mit der Hellepart nieder. Hierauf erhebt sich ein Tumult, die ganze Wacht kommt, der Feind läuft Hals über Kopf Fellerbach und Carden zu. Die Stelle hieß auch später, als das Bollwerk von den Franzosen niedergeworfen war, noch immer „an der Schanz".

Oliverius war aber bei dem Nachtgefecht doch am Leben geblieben; denn er wandte sich plötzlich über das Gebirge gegen Andernach. Ein Bote wurde eiligst von Carden abgesandt, die Andernacher zu warnen; aber der geriet unterwegs in eine Schenke, holte sich einen Rausch, schlief auf offenem Felde ein, so daß der feindliche Haufe an ihm vorüberzog und die Warnung zu spät kam. Der Handstreich mißlang indessen doch, die Andernacher schlugen den Feind tapfer zurück, wobei wieder die Bäcker das beste taten.

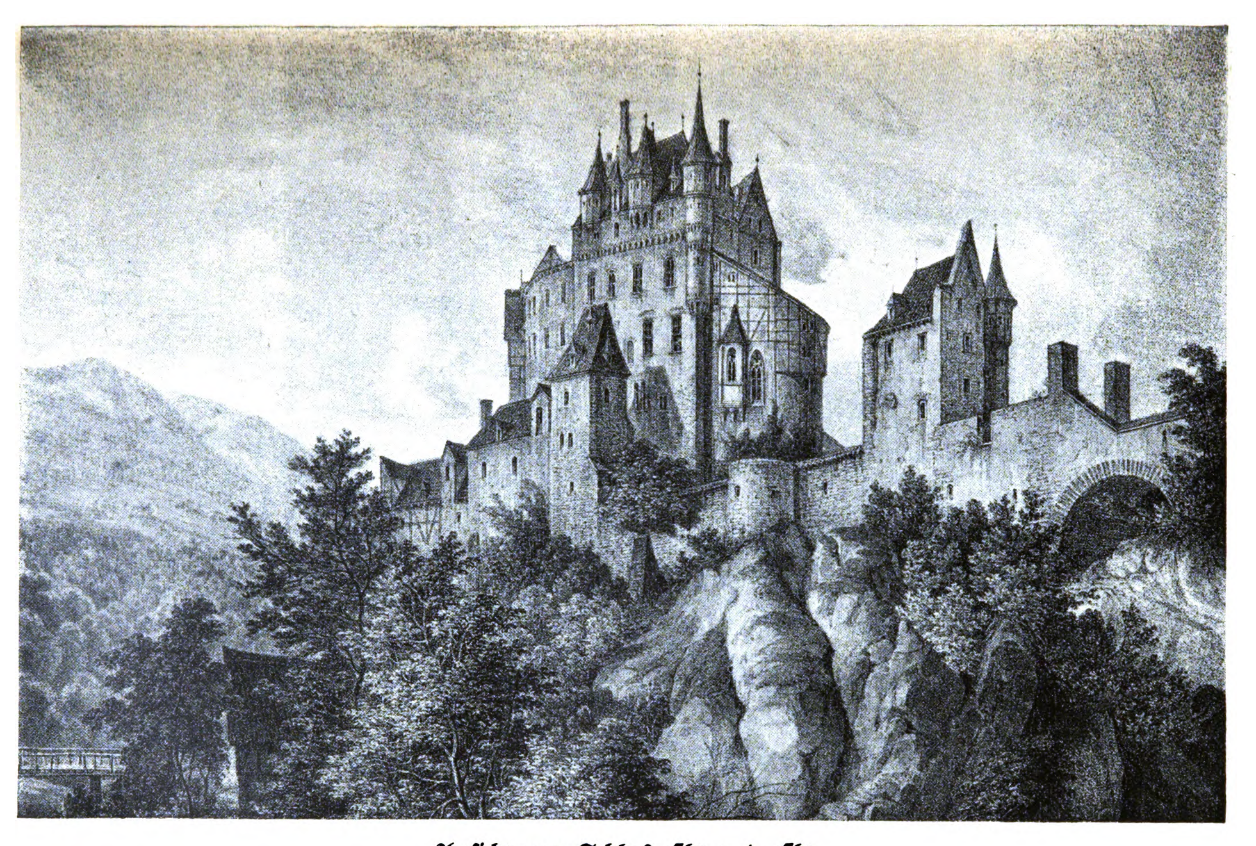
Kochem



Das alte und lustige Kochem hat früher auch als Handelsplatz mehr bedeutet. Seine Jahrmärkte waren weit und breit berühmt, vielleicht noch mehr weil es da lustig zuging, als wegen des großen Umsatzes. Die Nachbarstädte an Rhein und Mosel sandten zu solchen Gelegenheiten förmliche Abordnungen, so die Bopparder und Oberweseler in himmelblauen Wolkenperücken, die Koblenzer als Chinesen usw. Und keinem andern Ort an Rhein und Mosel hat man wohl so viele Schildbürgergeschichten angedichtet, als Kochem. Es sind aber nicht bloß die alten, von der Kuh, die das Gras auf der Stadtmauer fressen sollte, und von dem Maulwurf, den man zum Lebendigbegrabenwerden verurteilte, und dergleichen.

Die Erschaffung der Kochemer

Als unser Herrgott, so erzählen die Nachbarn der Kochemer, die Menschen schon erschaffen hatte, wollte sich der hl. Michael auch noch in solcher Kunst versuchen. Der Herr erlaubte ihm denn auch, einen Menschen aus



Ansicht von Schloß Eltz a. d. Eltz
Lithogr. nach Dom. Quaglio

Lehm zu formen; wenn er ihn fertig hätte, solle er ihn nur herbringen, er wolle ihm dann Leben einhauchen. St. Michael ging ans Werk und stellte dann seinen Lehmmann zum Trocknen an die Sonne, ließ ihn aber zu lange stehen, so daß er was arg schrumplig wurde. Da klagte er dem Herrn sein Leid, wie es ihm so schlecht geraten wäre, aber der sprach: „O der ist noch gut genug für einen Kochemer.“ Daher gibt's so viel bucklige Leute da.

Die geborgene Stadtkasse

In Kriegszeiten hatten sie natürlich, wie andere gescheite Bürger, den Einfall, die Stadtkasse in die Mosel zu versenken, und merkten sich die Stelle, indem sie in den Nachen, den sie dabei benutzten, eine Kerbe schnitten. Ein andermal aber wollten sie es noch besser machen und verbargen ihren Schatz hoch oben im Kirchturm (oder banden ihre Kasse an der Turmspitze fest), doch als das fremde Raubgesindel abgezogen war, fand man kein Geld mehr in dem Kasten, sondern nur einen großen Kuhfladen. Nun wunderte und kopfschüttelte ganz Kochem, aber nicht über das verschwundene Geld, sondern, wie bloß die Kuh da oben habe hinkommen können.

Der vergeßliche Ratsherr

Einmal im Winter, als Tauwetter eingetreten war, hatte der Rat angeordnet, daß sogleich aller Schnee aus den Gassen fortzufegen sei, der Ratsherr aber, dem die Ortspolizei oblag, hatte die Verordnung drei Wochen lang in der Tasche seines guten Rockes stecken lassen. Und wie nun seine Frau das Schriftstück entdeckte, da ließ er den Befehl noch Hals über Kopf ausschellen. Inzwischen war es aber Frühling geworden und die Bürgerschaft kam in große Verlegenheit, wie sie den Befehl ausführen sollte. Da hatte zum Glück ein Frühlingswind Dächer und Straßen über Nacht mit Kirschblüten überschüttet, und um das Ansehen des Bürgermeisters zu retten, kehrte man eifrig den Blütenschnee zusammen, und fuhr ihn karrenweise zur Mosel.

Burg Arras

Zur Zeit des Königs Heinrich I., als in Trier der Erzbischof Ruotbert regierte, kam eine Ungarnhorde bei Koblenz über den Rhein und drang bis in die Gegend von Kaisersesch und Lutzerath vor. Dort im entlegenen Tal der Alf an der Mündung des Uesbaches, wo später die Burg Arras stand, war damals noch lauter Wald, dort wohnte nur ein Köhler mit seinen zwölf Söhnen. Als der von dem Anrücken der wilden Horde hörte, sandte er seine Söhne ins Gebirge und ließ alle Freunde und Verwandten zu sich entbieten. Bald war eine Schar rüstiger Männer beisammen, und als er ihnen die Not des Landes schilderte und sie aufrief sich den Feinden entgegenzustellen, folgten ihm alle, und besetzten nach seinen Weisungen die Höhen. Wie nun die Ungarn kamen, wurden sie von den tapferen Wald-



leuten empfangen und festgehalten, bis die Grafen und Herren des Landes zur Stelle waren und sie vollends in die Flucht schlugen. Viele von den Mordbrennern wurden niedergehauen und die Sieger reich belohnt. Der Pfalzgraf Hermann schlug den Köhler und seine Söhne zu Rittern, Erzbischof Ruotbert aber erbaute ihnen auf dem Felsengipfel eine stattliche Burg, von der noch heute die Ruinen stehen, es ist die Burg Arras und der tapfere Köhler der Stifter des Geschlechtes, das dort saß.

Der Reiler Hals

In der Gegend der Moselschleife, die oberhalb Alf beginnt, steigt auf dem linken Ufer das Gebirge steil an, eine Einsattelung dort heißt der Reiler Hals, dort hinüber führt eine vielbenutzte Straße nach Alf, an einem Kapellchen vorbei. Die Stelle war gegen Ende des 18. Jahrhunderts, als die Höhen dicht bewaldet waren, verrufen als Sammelplatz der Moselräuberbande, deren eigentliches Haupt der Schmied Bast Nikolei in Krinkhof bei Bertrich war, zu der ferner der Metzger Bruttig aus Bertrich, der Tuchhannes, der Iltis-Jakob, der Müller Hoscheid aus Reil und andere gehörten. Nach anderen hat auch der Schinderhannes in der Gegend eine Zeitlang gehaust. Noch heute soll es nachts zuweilen dort unheimlich zugehen, man will da Waffenklirren, Aufschrei und Röcheln gehört haben.

Die drei Zecher von Bullay

Auf der Kirchweih zu Bullay, Alf gegenüber, soll es in alten Zeiten hoch hergegangen sein. Einmal, im Jahre 1360, saßen dort mit andern die Heimbürgen (Ortsvorsteher) von Neef und Aldegund, zwei benachbarten Moselorten, beim Wein; da kam noch der Ritter Zant von Merl dazu und brachte als Gast Herrn Friedrich von Hattstein mit, einen Hauptmann der Stadt Limburg, von dem sagt die dortige Chronik: er war groß und so stark, daß er eine ganze Ohm Weins für sich aufhob und trank aus der Pfunten (dem Spundloch). Das tat er auch hier wieder. Da standen die beiden Heimbürgen auf, erhoben auch jeder ein Faß und tranken auf das Wohl der Äbtissin von Marienburg und des Kurfürsten von Trier.

Von Trarbach bis Pfalzel

Lauretta von Starkenburg

Hoch oben an dem Berge zwischen Enkirch und Trarbach am rechten Moselufer liegt das Dorf Starkenburg, auf den kaum noch erkennbaren Resten der Burg gleichen Namens. Zu der Zeit, als in Trier der Erzbischof Balduin regierte, als einer der Mächtigsten im ganzen Reiche, wohnte dort auf dem Schloß die Gräfin Lauretta von Sponheim. Ihr Gemahl war von einer Wallfahrt ins Heilige Land nicht wiedergekehrt, und die Gräfin hatte Mühe, sich gegen den kriegerischen Erzbischof, der ihrem Hause feindlich war, zu behaupten. Eben war durch Vermittlung von Verwandten eine Waffenruhe zuwege gebracht worden, da wurde

ihr verkundschaftet, daß Balduin zu Kahn mit wenig Begleitern die Mosel herab nach Koblenz wolle. Am Fuße der Starkenburg springt ein mit Buschwerk bestandenes Vorland in die Mosel, von einem steilen Schieferfelsen überragt. Von der Landzunge aus ließ die Gräfin mit einer starken eisernen Kette, die unter dem Wasser verborgen war, die Mosel sperren. Als nun der Erzbischof, nichts ahnend, herangefahren kam, wurde plötzlich mit Winden die Kette straff gespannt und das Boot angehalten, Reisige auf Kähnen brachen aus der Bucht, und Balduin, wiewohl ein tapferer und waffengeübter Herr, mußte sich der Übermacht gefangen geben und auf die Burg führen lassen. Hier wurde er von der Gräfin in Haft gehalten, bis er sich dazu verstand, einen Sühnebrief zu unterschreiben; darin verpflichtete er sich, die Burg, die er zu Birkenfeld auf Sponheimer Grund hatte bauen lassen, aufzugeben, mit der Gräfin ein Bündnis zu schließen und elftausend Pfund Heller Lösegeld zu zahlen. Er hielt alles getreulich, verwandte sich sogar beim Papst dafür, daß der Bann, der über sie verhängt war, aufgehoben würde; freilich mußte sie nebst den Vasallen, die sich mitschuldig gemacht hatten, eine schwere Kirchenbuße auf sich nehmen. Von den elftausend Pfund Hellern erbaute die Gräfin das Schloß Frauenberg an der Nahe bei Oberstein.

In neuerer Zeit erst kam wohl die Sage auf, sie habe das Geld zu dem Bau der Grevenburg bei Trarbach verwandt und diese müsse also eigentlich Gräfinburg heißen.

Solange die Burg stand, war Trarbach in ihre Ummauerung mit eingeschlossen und bildete mit ihr eine Festung, hat darum auch viel leiden müssen. Erst als die Burg in Trümmer sank, blühte die Stadt recht auf, und wurde zu dem ansehnlichen Weinhandelsplatz. Denn hier beginnen erst die besten Weinlagen an der Mosel.

Martyrium des hl. Cuno auf der Urley

Die Weinberge, die unterhalb Uerzig steil über der Landstraße ansteigen und zum Teil zu dem gegenüberliegenden Dorf Erden gehören, werden durch eine steile Felswand unterbrochen; es ist die Urley, von der die Legende erzählt: Nach dem Tode des Erzbischofs Eberhard verschaffte Anno von Köln dem Grafen Konrad (Kono) von Pfullingen, der mit ihm verwandt und Propst zu Köln war, beim Könige Heinrich IV. die Belehnung mit Ring und Stab. In Trier aber geriet alles über diesen aufgedrungenen Bischof in helle Empörung, und der bischöfliche Haushofmeister Theoderich, ein rascher und gewalttätiger junger Ritter, tat einen Schwur, Kono solle keinen Fuß in die Stadt setzen. Und als dieser mit einem ansehnlichen Gefolge zu feierlichem Einzuge herannahte, kundschaftete Theoderich seine Herberge aus, raffte eilig Gewaffnete zusam-

men, soviel er konnte, und überfiel den Kono. Seinen Leuten hatte er befohlen, sich grüne Zweige vorzuhalten, damit ihre Wehr sie nicht vorher verriete, und so zersprengten sie leicht das Gefolge des Erzbischofs, raubten dessen sämtliches Gewand, Gepäck und Pferde und schleppten ihn selber auf eine Burg bei Uerzig. Nachdem er dort 14 Tage im Kerker gelegen hatte, befahl Theoderich vier Knechten, ihn heimlich abzutun. Der Befehl wurde noch grausamer ausgeführt, als er gegeben war. Sie schleppten ihn auf einen steilen Felsen — der Sage nach ist es die Urley bei Uerzig — rissen ihm die Kleider ab, umhüllten ihm den Kopf und sprachen: „Nun wollen wir sehen, ob es Gottes Wille ist, daß du erhöht und zum Bischof von Trier gemacht wirst. Wir zweifeln nicht mehr daran, wenn du von dem Felsen herabstürzest, ohne dich zu verletzen." Und stießen ihn hinab. Er schlug mehrere Male hart auf, kam aber unverletzt unten am Berge an. Obwohl sie es als ein Zeichen vom Himmel hätten erkennen müssen, taten sie das dreimal mit ihm, aber es geschah ihm nichts. Da schreckte einer von ihnen doch vor fernerem Frevel zurück, und erbat und erhielt Verzeihung von ihm. Die andern drei aber trieben es zu Ende und hieben ihn mit ihren Schwertern nieder. Dann kamen sie zum Grafen Theoderich. „Wo ist unser Bischof?" fragte er. „Wir haben ihm die Bischofsmütze aufgesetzt, aber den Stuhl wird er nie besteigen", antworteten sie. Aber keiner von ihnen ist eines natürlichen Todes gestorben, zwei bissen einander tot wie reißende Tiere, der Dritte erwürgte sich beim Essen an einem Bissen, den er nicht hinunterschlingen konnte.

Die Leiche Konos, die sie mit Laub bedeckt hatten, lag 40 Tage unbestattet, dann wurde sie von Leuten aus Lösenich gefunden, noch unverwest, und vor der Kirchentür begraben; später wurde sie im Kloster Tholei bei St. Wendel beigesetzt. Am Grab des Kono geschahen bald viele Wunder, und das ganze Land erzählte davon. Als König Heinrich von der Untat erfuhr, drohte er im ersten Zorn, ganz Trier zu vertilgen, doch besänftigten ihn seine Räte, daß er davon abstand.

Theoderich, der dem Kono noch Sühne schuldete, hörte viel von den Wunderdingen an dessen Grabe, wollte aber nichts von alledem glauben; endlich machte er sich selber auf, zu sehen, was an der Sache Wahres wäre, und kam stolz heran, doch an der Schwelle der Kirche hielt ihn eine geheime Macht zurück, er vermochte nicht einen Schritt hinein zu tun und mußte wieder umkehren. Nicht lange danach wurde er vom Könige aus dem Lande verbannt, und er machte eine Bußfahrt nach Jerusalem. Als er aber mitten auf dem Meer war, kam er mit seinem ganzen Gefolge in einem furchtbaren Sturm um.

Nikolaus von Kues

An der nächsten Moselbiegung liegt Kues, daher ist Nikolaus Cusanus, der große Denker und Forscher; er war der Sohn eines dortigen Schiffers namens Crifftz oder Chrypffs (Krebs) und sollte das Gewerbe seines Vaters lernen. Da er aber wenig Lust und Geschick dazu zeigte, bekam er von dem Vater oft Prügel; und einmal wurde der Alte so wütend, daß er den Jungen, als sie gerade abfahren wollten, nahm und wieder ans Land schmiß; es war etwas unterhalb vom Ort, wo jetzt das Hospital steht. Der Junge stand aber mit heilen Gliedern wieder auf, lief fort und kam, nachdem er eine Zeit umhergeirrt war, zu dem Grafen von Manderscheid, studierte dann, wurde ein großer Gelehrter und Prälat, und starb zu Todi in Welschland. Sein Geburtshaus steht noch im Dorfe und trägt ein Wappen mit einem Krebs in silbernem Felde, ebenso steht an der Brücke das Hospital, das er später in seiner Heimat stiftete für 33 Arme, nach der Zahl der Jahre, die Christus auf Erden gelebt hat. Ein schöner Kreuzgang verbindet es mit der Kirche, in der unter einer Metallplatte das Herz des Nikolaus von Kues ruht.



Die Ärzte mit dem Harnglas

Der kranke Erzbischof zu Bernkastel

Kues ist durch eine Brücke mit Bernkastel verbunden, das auch einen berühmten Doktor hat, der wächst moselabwärts an einem Südhang, und soll durch eine Begebenheit mit dem Erzbischof Boemund II. seinen Namen bekommen haben. Der Erzbischof, der sich gern in Bernkastel aufhielt, erkrankte einst schwer, und die Ärzte hatten ihn schon aufgegeben. Da kam ein Bernkasteler Bürger mit einem Fäßchen auf der Schulter in die Burg und sagte, er sei der rechte Doktor. Er wurde auch vorgelassen und zapfte

aus einem Faß dem Kranken einen Becher voll, der nippte und kostete erst davon und spürte, daß es ihm gut tat; da trank er ihn dann herzhaft aus, ließ sich noch einmal einschenken und wurde wieder gesund. Seitdem heißt diese Weinlage Bernkasteler Doktor.

Der wildernde Kellermeister

Viele hundert Jahre später war einmal zu den Zeiten des Kurfürsten Franz Georg von Schönborn ein kurtrierischer Kellermeister in Bernkastel, der hat in den herrschaftlichen Forsten gewildert und einen Kapitalhirsch geschossen. Es kam aber unter die Leute, und der Kellner hatte heillose Angst, der Kurfürst werde ihn beim Kopf nehmen.

Da entschloß er sich rasch und ritt nach Koblenz, und ließ sich im Schloß bei seinem Herrn melden; er müsse, sagte er, eine schwere Sünde beichten, von der nur ein Bischof lossprechen könnne. Der Kurfürst ließ ihn dann auch zur Beichte vor, und da sagte der Kellermeister frei heraus, was er getan hatte. Der Erzbischof zog wohl die Stirne kraus, aber er mußte ihn schon absolvieren, und was er als Beichtvater verziehen hatte, dafür konnte er ihn als Landesherr nicht noch strafen; er ließ ihn also in Frieden ziehen, rief ihm nur noch nach, er solle es aber nicht wieder tun.

Der böse Maurus

Nicht bei allen Leuten hatte der Moselwein so gute Wirkung wie bei dem Erzbischof Boemund, das sieht man an dem bösen Maurus, der in Kues vorzeiten lebte, das war ein versoffener Lump, der im ganzen Dorf verschrien war; und weil niemand mit ihm zu tun haben wollte, ließ er dann gewöhnlich seine Wut an seiner Frau aus. Einmal aber am Pfingsttage, als er auch wieder voll war, fiel er in eine Grube und brach sich den Hals. Die Frau richtete ihm eine anständige Beerdigung aus, als aber die Leichenträger nach Hause gingen, da lag der böse Maurus wieder in seiner Wohnung, schaute zum Fenster hinaus und schnitt Gesichter. Seit der Zeit ließ er sich immer wieder sehen und kein Mensch konnte es im Hause aushalten. Da wurde er von einem Geisterbanner in den Wald hinaus verwiesen, und seitdem spukte er dort, warf Steine den Berg hinunter nach den Leuten, hängte sich den Weibern auf die Traglast, rief des Nachts dem Fährmann „Hol über!" und wenn der kam, lachte es höhnisch aus dem Wald.

Der Treuring

Dem ebenfalls weinberühmten Brauneberg gegenüber mündet das Veldenztal, weiter aufwärts in diesem liegt die Ruine der Burg Veldenz.

Ein Ritter von dort war in den Krieg gezogen und hatte beim Abschied seiner Braut einen Treuring gegeben. Wie er aber gar nicht wiederkam und das Mädchen so viel um ihn weinte, da wollte die Mutter sie trösten und sagte: „Gib mir den Ring her, da ist ein Zauber drin, der Ritter ist tot und du sollst nicht dein ganzes Leben um ihn vertrauern." Und die

Mutter nahm den Ring und warf ihn in den Brunnen. Aber nach ein paar Tagen, als die Magd daraus Wasser schöpfte, da war der Ring wieder im Eimer. Da sagte die Mutter: „Bricht das Wasser den Zauber nicht, so tut es die Erde", und vergrub den Ring im Garten. Aber im Sommer, als die Bohnen im Garten aufgingen und wuchsen, sah ihn das Mädchen eines Tages an einer Bohnenranke glitzern und steckte ihn wieder an den Finger. Da wurde die Mutter ganz böse und sagte: „Feuer löst auch den stärksten Zauber; gib, wir wollen ihn ins Herdfeuer werfen." Aber die Braut wollte ihren Ring nicht lassen und lieber zeitlebens weinen. Da wollte die Mutter ihn mit Gewalt nehmen, ehe sie aber dazu kam, ging die Tür auf und der totgeglaubte Bräutigam trat herein, und alle Traurigkeit hatte ein Ende.

Das Gnadenbild zu Klausen

Nicht weit von dem langgestreckten Brauneberg, näher noch dem Moselflecken Piesport liegt der Wallfahrtsort Klausen; hier ist noch einmal von Nikolaus Cusanus zu erzählen. Zu der Zeit, als er schon ein großes Licht der Kirche und Wissenschaft war, lebte im Dorfe Esch an der Salm ein frommer Bauer namens Eberhard, der hatte eine besondere Andacht zur Muttergottes, so daß ihm dreimal träumte, er müsse ihr ein Haus bauen. Man schenkte ihm denn auch in Trier ein Bild der schmerzhaften Mutter Jesu, ein Glöckchen und einen Leuchterstock. Da baute er ein Heiligenhäuschen und sich selbst eine Hütte dabei. Bald erzählte man auch von allerlei Wundern und Heilungen, die dort geschehen seien, der Gnadenort bekam Zulauf und Eberhard begann eine kleine Kirche zu bauen. Eben damals kam auf einer Reise durch Deutschland der Kardinal Cusanus nach Trier; er meinte, es ginge bei den Wundern in Eberhards Klausen nicht mit rechten Dingen zu, reiste hin, schalt den Bauern gehörig wegen seines törichten und abergläubischen Treibens und verbot ihm, mit dem Bau fortzufahren.

Als aber der Kardinal weitergereist und in Koblenz bei seiner Schwester war, wurde er schwerkrank. Da stellte ihm seine Schwester vor, daß er vielleicht die Jungfrau Maria unwillig gemacht habe, indem er dem Klausner verbot, die Kirche auszubauen. Es fiel dem Kardinal schwer aufs Herz, er schickte Boten aus und ließ dem Eberhard sagen, er solle nur weiter bauen; ja er versprach ihm noch Beihilfe dazu. Nicht lange danach wurde der Kardinal wieder gesund und konnte seine Reise fortsetzen. Auch der Klausner Eberhard setzte sein Werk fort, und die Bauern aus der Nachbarschaft halfen ihm eifrig dabei.

Nun wollte ihnen Eberhard auch etwas zugute tun, und ließ, da es sehr heiß war, ein Fäßchen Wein von der nahen Mosel holen; aber das war

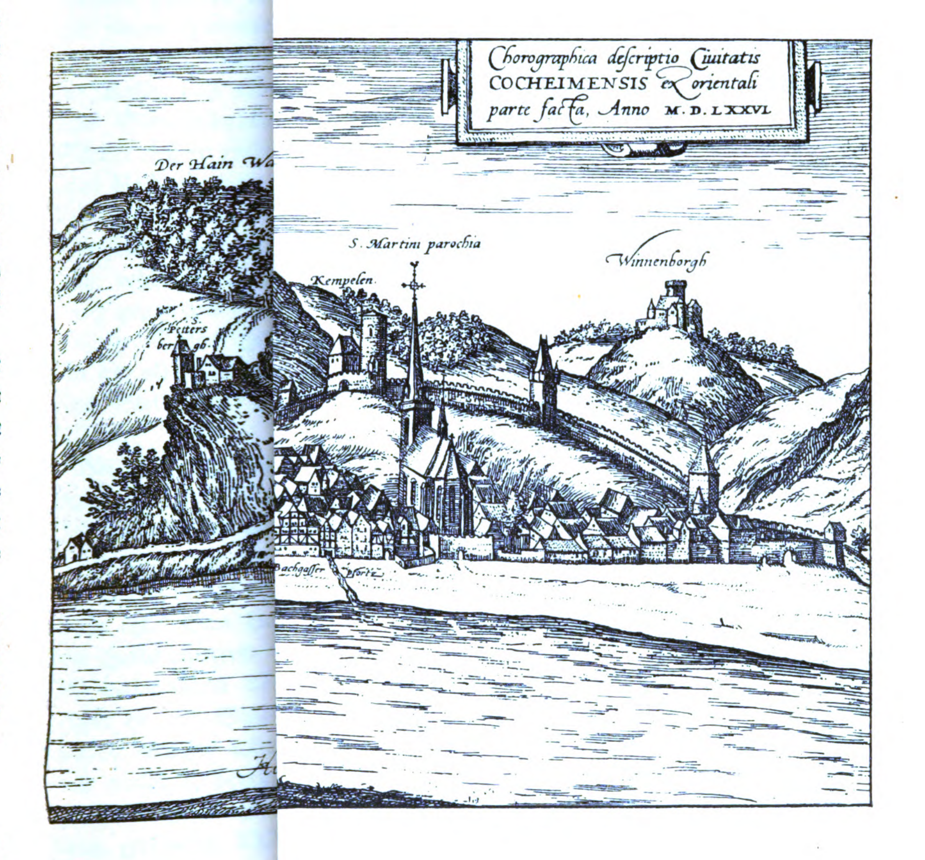
für die vielen Arbeiter nicht groß genug gewesen und der Wein ging bald aus. Der fromme Mann hatte zwar einen Boten nach einem zweiten Fäßchen geschickt, aber der blieb so lange aus. Als er nun sah, wie die Leute Durst litten, ging er zu seinem Gnadenbilde und sprach: „Meine liebe himmlische Magd, ich habe das Meinige getan, die Reihe ist jetzt an dir. Hilf mir und den Meinen in dieser Not!“ Hierüber kam Eberhards Freund, der Hofmann von Crames; beide eilten zum Fäßchen und wirklich, die himmlische Magd hatte das Gebet des frommen Klausners erhört, das Fäßchen war wieder gefüllt. Diese Begebenheit hat der Pater Wilhelm zu Eberhardshausen im Jahre 1485 aufgezeichnet; das Volk aber erzählt noch weiter: Als das Fäßchen schon lange lange gelaufen hatte, kam dem Eberhard ein Zweifel, ob es noch lange so fortgehen könne, und neugierig untersuchte er mit einem Maßstab, wieviel noch drin wäre; im selben Augenblick aber hörte zur Strafe für seinen Zweifel das Fäßchen zu laufen auf. Heute noch wünscht sich mancher, wenn ihm zum heißen Tagwerk der Trunk abgeht, „Eberhards Fäßchen“.

Als Graf Engelbert von Nassau-Dillenburg mit Karl dem Kühnen vor die Stadt Nanzig gezogen war und jede Nachricht von ihm fehlte, da gelobte seine Hausfrau Zimburgis eine Wachskerze nach Klausen, die sollte so schwer sein wie ihr Mann samt Harnisch und Waffen. Und am zweiten Tage darauf kam Botschaft, er liege in Straßburg gefangen, sei gesund, aber die Feinde forderten hohes Lösegeld. Das gab die Gräfin mit Freuden, und gab auch die Kerze, die war so schwer, daß sie an die hundert Jahre jedesmal bei den höchsten Festen leuchtete.

Einmal aber brachen nachts Diebe in die Kirche ein und zündeten zu ihrem bösen Werke die geweihte Kerze an, ließen sie beim Weggehen auch ruhig brennen. Der Küster entdeckte am Morgen den Diebstahl, übersah aber, daß die Kerze brannte. Erst nach mehreren Wochen wurde man es gewahr, denn der Docht war immer tiefer hineingebrannt, da war aber die Kerze schon hohl bis unten hin und konnte keinem Feste mehr leuchten.

Konstantins Vision bei Neumagen

Als Konstantin gegen den Maxentius zu Felde zog, um mit ihm um die Herrschaft im römischen Reiche zu streiten, war er voll schwerer Sorge um den Ausgang und begann mit Gelübden und Gebeten den einen Lenker Himmels und der Erde anzurufen, daß er sich ihm offenbare und ihm zu seinem Vorhaben gnädig und hilfreich sei. Und wie er nicht abließ, in Demut zu beten, wurde er mit einem Wunder begnadet — er hat es später dem Eusebius, der dies alles aufgezeichnet, selbst erzählt und mit einem Eid bekräftigt: Als er mit seinem ganzen Heere aufbrach, am Nach-


Chorographica descriptio Ciuitatis COCHEIMENSIS ex orientali parte facta, Anno M.D.LXXVI.
Der Hain
S. Martini parochia
Kempelen.
Winnenborgh
S. Petters
Bachgasser
Portz

mittag, da schon der Tag sich neigte, sah er am Himmel über der Sonne das Zeichen des Kreuzes und in dem Lichte das von ihm ausging, geschrieben die Worte: „Hierin wirst du siegen." Staunend stand er lange mit dem ganzen Kriegsvolk, und noch ungewiß und in tiefem Nachsinnen darüber ging er nachts zur Ruhe. Da erschien ihm im Traume Christus mit jenem Himmelszeichen und gebot ihm, es nachbilden zu lassen und unter diesem Schutz in die Schlacht zu ziehen. Sowie es tagte, vertraute der Kaiser das Geheimnis seinen Freunden und ließ kunstfertige Gold- und Silberarbeiter kommen und die Arbeit beginnen. Einen langen Schaft ließ er mit Goldplatten belegen und ihm oben durch einen Querarm die Form des Kreuzes geben; oben darauf kam eine Krone, mit Edelsteinen besät, und daran die Heilslosung, die ersten Buchstaben des Namens Christus. Vom Querarm des Kreuzes hing eine Purpurfahne herab, die war reich mit blitzenden Steinen besetzt und mit Gold durchwirkt, und trug gegen den Saum hin die goldenen Brustbilder des Kaisers und seiner Söhne. Dieses Feldzeichen führte er fortan in allen Schlachten mit. — An der alten Römerstraße bei Neumagen, nach Trier zu, heißt heute noch eine Stelle „auf Kron"; dort soll Konstantin diese Erscheinung gehabt haben.

Das Spinnerkreuz bei Mehring

Bei Mehring, etwa zwei Stunden von Trier, steht auf dem Calvarienberge ein altes Kreuz, das Volk nennt es „Das Spinnerkreuz". Vor langen Jahren lebte in der Nähe des Ortes ein Mann mit Namen Spinner; der sah einmal mit zu, als da ein armer Sünder an den Galgen gehängt werden sollte und sagte: „Ich möchte doch gerne wissen, wie es dem da zumute ist." Das hatte der gehört, und als der Henker ihm den Strick um den Hals hängen wollte, sprach er: „Halt, ich muß noch etwas bekennnen. Ich habe einen Mitschuldigen." Als man ihn nun fragte, wer es wäre, zeigte er auf Spinner und sagte: „Der da!" Spinner beteuerte seine Unschuld, mußte aber doch mit ins Gefängnis und der Verbrecher wurde noch nicht gehenkt. Da der nun auf seiner Anklage beharrte, wurde auch Spinner zum Galgen verurteilt und beide miteinander zur selben Richtstätte geführt. Wie nun der Henker dem Spinner, der zuerst daran sollte, die Schlinge um den Hals legen will, ruft der andere wieder: „Halt, ich habe noch etwas zu bekennen." Alle horchten auf, was nun kommen wird, er aber wendet sich zu Spinner hin und sagt: „Nun, wißt Ihr jetzt, wie es einem zumute ist, der gehängt werden soll?" — Und dann erklärte er den Richtern: „Dieser Mann ist unschuldig. Aber das war mir doch zu bunt, daß er sagte, er möchte wissen, wie es mir hier am Galgen zumute sei; und da wollte ich ihm das Vergnügen noch verschaffen." — Spinner

wurde in Freiheit gesetzt, dankte Gott auf den Knien und gelobte, auf dieser Stelle ein Kreuz zu errichten, was dann auch geschehen ist.

Der Zellerhof bei Mehring

Oberhalb Mehring, da wo die Medarduskapelle am Wege stand, sah man noch vor etwa zehn Jahren eine Ruine. Sie wurde nicht anders als „Zellerhof" genannt. Heute ist das Anwesen wieder aufgebaut. Die Trümmer sollen der Überrest einer ehemaligen Klosterzelle der Abtei Prüm gewesen sein, und um das Kloster soll vor mehr als 100 Jahren ein Dörfchen mit Namen Zell gestanden haben, das in den Kriegen eingeäschert wurde.

In Mehring wohnte früher ein steinaltes Männchen, das erzählte manchmal von dem Hofe: Es war um 1800 geboren, und als es ein fünfjähriger Junge war, wurde das Kloster in ein Lazarett für französische Soldaten umgewandelt. Alle Räume lagen voll von Kranken, und die Leute im Dorfe schickten den Soldaten durch ihre Kinder Lebensmittel. Auch er trug eines Tages ein Körbchen mit Pfannkuchen hin. Seine Mutter hatte ihm aufgetragen, sie den Ärmsten und Unglücklichsten auszuteilen. Als er in den großen Saal trat und die Kranken überschaute, die alle die Hände nach dem Korbe ausstreckten, sah er in der Ecke einen Soldaten, der sich nicht rührte und nur mit todtraurigem Blick den Knaben ansah; der war gewiß der Unglücklichste von allen. Er ging auf ihn zu, aber ehe er hinkam, war das Körbchen leer. Er ging nach Hause und füllte es zum zweiten Mal, aber auch dieses Mal kam er nicht bis zu dem Ärmsten. Das dritte Mal ging es ebenso. Am andern Tage ging er wieder hin, aber der Soldat war nicht mehr da.

Es starben viele Soldaten, und die Toten wurden in der Nähe in einem Massengrabe beerdigt. Es waren drei rohe Burschen des Dorfes, die das zu besorgen hatten. Sie schleiften die Toten, denen sie die Zinken eines Karstes in die Hälse hieben, über die Treppenstufen hinab in die Grube. Man weissagte den Dreien nichts Gutes. „Paßt auf, ihr Kinder," sagten die Alten zu den Jungen, „die sterben keines natürlichen Todes!" Und es dauerte nicht lange, da brachte man den Ersten tot vom Felde. Der Zahn einer Egge hatte sich ihm in den Hals gespießt. Den Zweiten fand man, den Strick am Halse, an einem Balken der Scheune hangen. Bei dem Dritten dauerte es noch lange. Es war anfangs der sechziger Jahre. Die Mosel war fest zugefroren, daß die Leute mit den Wagen darüber fahren konnten. Da fiel Tauwetter ein, und das Eis brach. Auf einmal sprang ein Mann vom Ufer auf eine Eisscholle, von der auf eine zweite und von der immer weiter bis in die Mitte des Stromes. Entsetzt sahen und riefen ihm die Leute vom Ufer zu. Er lachte. Aber plötz-

lich versank er bis an den Hals im Fluß, eine Eisscholle schnellte heran und schnitt ihm den Kopf ab.

In der Nachbarschaft von Trier liegt das alte Pfalzel, in den Trierer Jahrbüchern heißt es Aula palatii, es soll einst Sommersitz der römischen Kaiser gewesen sein, später war es eine Pfalz der fränkischen Könige, wo dann eine Tochter des Königs Dagobert, Athela, ein Jungfrauenkloster gestiftet hat und auch darinnen begraben liegt. Einst geschah es, daß Erzbischof Poppo einer der Nonnen ein Pallium sandte (oder ein Stück Tuch), daraus sollte sie ihm ein Paar Stiefelchen machen, die er anziehen wollte, wenn er die Messe zelebrierte. Sie übernahm es; da sie aber heimlich in den Erzbischof verliebt war, so übte sie bei der Arbeit ich weiß nicht welchen Zauber, und sandte sie ihm dann fertig zurück. Sobald nun der Bischof die Stiefel anzog, war es ihm, wunderbar zu sagen, als könne er keinen Augenblick länger leben, wenn er nicht ein Weib in seinen Armen hielte. Erschrocken über eine so jähe Sinnesänderung und Versuchung, zog er die Schuhe eilends wieder aus und gab sie einem geistlichen Herrn, der gerade zugegen war, der zog sie aber ebenso schnell wieder aus, im stillen verwundert, doch ohne etwas zu sagen. Da wurden auch die andern, die dabei waren, sehr neugierig, was das für ein seltsames Ding wäre, und einer nach dem andern nahm die Stiefel beiseite und zog sie an, und jedem ging es gerade so; doch keiner wagte aus Scham etwas zu sagen. Zuletzt kam es an den Obersten der Stadt, der, sowie er die Stiefel auf des Bischofs Geheiß angezogen hatte, schrie wild und laut, er sei behext, und wollte wissen, wer das gemacht hätte. Als es der Bischof nun offenbarte, da sagten alle wie aus einem Munde, das sei eine große Schande für die Kirche, und die, welche dies Zauberwerk gemacht habe, müsse aus dem geistlichen Stande ausgestoßen werden; die andern Bewohnerinnen des Klosters aber müßten anstatt der weißen Gewänder schwarze tragen und sich einer strengeren Zucht unterwerfen. So geschah es. Jene Nonne wurde aus dem Kloster gestoßen, aber auch die andern, da sie sich weigerten, ihre Tracht und Lebensweise zu ändern, und das Kloster stand eine Zeit verlassen. Poppo unternahm danach eine Wallfahrt nach Jerusalem, und nach der Rückkehr schickte er Kleriker in den leerstehenden Bau.



Die Zauberstiefel der Nonne zu Pfalzel

Die Gründung Triers

Auf dem Stadthause in Trier wird ein Gemälde aufbewahrt, das stellt als Hauptfigur einen Mann mit Turban und Königsmantel dar, der auf dem Schoße und auf jeder Hand ein Gebäude mit Türmen trägt; nach den beigefügten Worten ist es Trebeta, des Ninus Sohn, der Gründer der Stadt. Mit dem Bilde sollte einem jeden, der aufs Stadthaus kam, vor Augen gestellt werden, wie Trier schon in uralter Zeit, lange vor Rom, als eine mächtige Stadt bestanden habe, und auf diese Überlieferung beriefen sich die Trierer, als im 16. Jahrhundert die Selbständigkeit und Reichsunmittelbarkeit der Stadt vom Erzbischof angefochten wurde. Die Sage, die also jedem Bürger wichtig und geläufig war, ist vermutlich schon im 10. Jahrhundert vorhanden gewesen. Semiramis, so erzählen die Trierer Jahrbücher, die Witwe des ersten Assyrerkönigs Ninus, hatte zwei Söhne; den jüngeren, ihren leiblichen Sohn, ließ sie umbringen, und den älteren, ihren Stiefsohn Trebeta, begehrte sie zum Gemahl. Und da er sie verschmähte, verfolgte sie ihn in verliebtem Haß so lange, bis er Heimat und Reich den Rücken kehrte. Er ist dann lange umhergeirrt, nach Europa gezogen und durch Wüsteneien und Wälder endlich an die Mosel gekommen. Dort hat er ein schönes Tal mit reichlichem Wasser und Gehölz gefunden, und die Anmut des Ortes hat ihn nicht mehr losgelassen. Er beschloß dort zu bleiben und gründete eine Stadt, die nannte er nach seinem Namen Treberis. Das war eintausendzweihundertfünfzig Jahr vor der Gründung Roms, im siebenten Jahre des Erzvaters Abraham. Als Trebeta starb, folgte ihm sein Sohn Hero im Reich, der verbrannte die Leiche seines Vaters und bestattete die Asche auf dem Jura-Berge, errichtete ihm dort einen Altar und gebot seinen Untertanen, ihn als einen Gott zu verehren.

Der Kasteller

Die Trierer wollten einst ein Amphitheater bauen und zugleich zu ihren Brunnen und der alten Wasserleitung noch eine neue haben, die sollte vom Ruwerbach bis in das Amphitheater gehen. Und beides sollte Katholdus, ein Mann aus edelem Geschlecht, bauen. Es lag ihm aber schwer auf, wie er das Wasser so weit her über so viele Berge und Täler führen sollte. Da kam einer von seinen Sklaven und erbot sich sehr zuversichtlich, wenn er nur das Geld dazu bekäme, den Kanal wolle er schon zuwege bringen, und ebenso schnell, wie der Herr das Amphitheater. Katholdus erwiderte, nie und nimmer werde ihm das gelingen, der Sklave aber bestand darauf und verwettete zuletzt seinen Kopf; da nahm Katholdus die Wette an und setzte auch seinen Kopf dagegen. Er ahnte aber nicht, daß seine eigene Frau das angezettelt hatte, denn die trieb heimlich mit dem

Sklaven Ehebruch. Nun arbeiteten Herr und Diener mit dem größten Eifer; aber dem Sklaven half das Weib heimlich noch mit Geld; ihr Mann wollte den Tod des Sklaven, sie aber den Tod ihres Mannes. Der festgesetzte Tag kam, Amphitheater und Wasserleitung, beide wurden zur Zeit fertig, aber das Wasser in der Leitung wollte nicht fließen. Der Sklave war in großer Angst, aber das Weib wußte Rat. In der letzten Nacht vor jenem Tage verbarg sie ihn unter dem Bett, und fing dann, als Katholdus bei ihr lag, von der Wette an. „Ach," sagte ihr Mann mit Lachen, „unser Sklave, wie hat er erst großgetan, und wie kleinlaut und verzagt ist er jetzt; aber ich weiß, wie er sich helfen könnte." Da ließ ihm das Weib keine Ruhe, er möchte ihr das Geheimnis doch auch sagen, sie würde es auch treulich bewahren; und schmeichelte es ihm auch zuletzt heraus: Es müßten, sagte er, kleine Luftlöcher in die Wasserleitung gebrochen werden, allemal einen Steinwurf weit voneinander. Der Sklave hatte sich kein Wort entgehen lassen, schlich, sowie der Herr eingeschlafen war, hinaus, holte eilig seine Werkleute, ließ sie ausführen, was er erlauscht hatte, und zu gleicher Zeit mit ihm lief auch das Wasser in die Stadt. Und frühmorgens rief er frohlockend dem Katholdus entgegen: „Herr, da ist das Wasser!" Da wollte Katholdus nicht das Schwert des Sklaven an seinen Hals kommen lassen, verfluchte sein Weib, riß es mit sich zum Amphitheater hinauf und stürzte sich mit ihr hinab. — In alten Zeiten nannte man daher die Stelle wie auch den ganzen Bau Catholdi solium, Thron des Katholdus. Das Volk nennt das Amphitheater den Kaskeller; zunächst galt der Name einem unterirdischen Gewölbe oder einem Gang, der zu den Käfigen der wilden Tiere und zur Arena führte; dann ging die Bezeichnung auf den ganzen Bau über.

Vor seinem Ende hat Katholdus nach einer Sage noch seine Schätze in einem Gewölbe des Kaskellers verborgen. Und die sollen noch dort liegen; nach einer andern Überlieferung ist ein goldenes Kalb da vergraben, und ein Drache bewacht den Schatz, und hält den goldenen Schlüssel dazu im Rachen. Zu Zeiten sitzt im Gewölbe dort die Jungfrau Katholdis in weißem Gewande auf dem Rande eines Brunnens; wer sich getraut, sie hinabzustürzen, der erlöst sie und den Drachen, und gewinnt den Schatz.

Arimaspes und Eptes

Zu der Zeit, als Trier wegen seiner Pracht und Größe das zweite Rom hieß, war ein Richter und Senator zu Rom, der hieß Arimaspes; den verlangte es, die Stadt Trier und ihre Bürger, von denen er schon so viel gehört hatte, einmal selbst zu sehen. Und wie er hinkam, wurde er mit so großen Ehren aufgenommen und gefiel es ihm so gut, daß er dort blieb.



Nun hatte er früher, als er noch in Rom gewesen war, einst einen Menschen namens Eptes wegen eines Verbrechens zum Tode verurteilt; der war aber entsprungen und nach langem Umherirren endlich nach Trier gekommen. Da glaubte er sich geborgen, denn hier, so meinte er, kenne ihn niemand. Aber als er erst wenige Tage da war, begegnete er schon dem Arimaspes. Da hatte er keinen andern Gedanken mehr als den: der darf nicht länger mehr leben. Er lauerte ihm so lange auf, bis er ihm beikommen konnte und ermordete ihn samt seiner Frau und seinen Kindern. Sterbend sprach Arimaspes zu seinen Dienern, er wolle im Marstor begraben sein; und so geschah es denn auch.

Die Porta nigra

Die Trierer hatten nämlich, wie es in den Jahrbüchern heißt, aus großen Quadersteinen ein Tor mit starken Türmen gebaut, wunderbar groß und herrlich, das nannten sie Porta nigra, und die Steine wurden nicht mit Mörtel oder Speise, sondern mit eisernen Klammern und Blei zusammengegossen und gefügt; sie nannten das Tor auch Porta Martis, und wenn sie kriegen wollten, zogen sie zu der Porten aus, und wenn sie den Krieg verloren, kamen sie betrübt wieder da hinein und nannten sie darum auch die schwarze Port (oder auch deshalb, weil die Toten aus diesem Tore zu Grabe getragen wurden). Wenn aber der Krieg siegreich war, so kehrten sie durch das Südtor ein; den Wagen des Feldherrn zogen weiße Stiere, und war großes Feiern und Frohlocken, und das Tor hieß darum die Porta alba, die weiße Port.

Der heilge Simeon

Später in christlichen Jahrhunderten wird das schwarze Tor wohl allerlei heidnischen Spuk beherbergt haben; es ist wenigstens zu vermuten, da sich einen der Türme ein alter tapferer Einsiedler zur Wohnung erkor, der schon in seinem früheren Leben manchen Strauß mit solchem Geister- und Teufelsvolk bestanden hatte. Es war der greise Simeon, der hatte seine Lehrzeit im heiligen Lande zugebracht im Turm eines alten Eremiten am Jordan mitten in der Wildnis, war dann ins Kloster St. Maria zu Bethlehem gekommen, weiter zu einem Abte am Sinai; erbat aber von dem, da er ein noch härteres Leben zu führen begierig war, die Erlaubnis, in einer Höhle am Roten Meer sich in allerhand Tugend und Bußwerk zu üben. Danach hatte ihm sein Abt anbefohlen, in ein einsames Kloster am Fuß des Sinai zu ziehen, das sowohl wegen der Gespenster als auch wegen der Araber viel zu leiden hatte. Nach mancherlei andern Erlebnissen sandte ihn dann sein Oberer aus, eine Schuld, die das Kloster ausstehen hatte, in Frankreich einzutreiben; er gelangte erst nach vielen Umwegen und Mühseligkeiten dahin; so wurde das Schiff durch Seeräuber überfallen, er sprang ins Meer und kam nur durch ein Wunder

ans Land. Dieser vielerfahrene Mann nun wurde von dem Erzbischof Poppo — demselben, auf den die Nonne zu Pfalzel es einst abgesehen hatte — nach Trier berufen, damit er ihn auf seiner Wallfahrt nach Jerusalem begleitete. Simeon, der schon betagt war, nahm diese schwere Reise um Christi willen gern auf sich; und als er mit dem Erzbischof wieder nach Trier zurückkam, bat ihn der, dazubleiben. Und da wählte er zu seiner Wohnung ein Gelaß im alten Römertore. Darin hat ihn, wie er selbst es wünschte, der Erzbischof eingesperrt und gleichsam als einen Toten vergraben; es geschah auf St. Andreastag in Gegenwart der Geistlichkeit und des Volkes. Da hat er in großem Stillschweigen und vielen Kasteiungen noch sieben Jahre zugebracht. Oftmals brüllten ihm die Teufel in die Ohren wie die Löwen, heulten wie die Wölfe und grunzten wie die Säu, rannten auch in solcher Gestalt auf ihn zu, als ob sie ihn lebendig auffressen wollten. Da aber der böse Feind ihm so nicht schaden konnte, reizte er gottlose Leute, daß sie ihn plagten und tribulierten. Als einst das Wasser sehr wuchs, sagte das gemeine Volk, die Strafe käme von Gott wegen der Zauberei Simeons. Und als der Erzbischof von solchen Beschuldigungen nichts hören wollte, rotteten sie sich zusammen, fingen an, den Turm zu stürmen, warfen mit Steinen zum Fenster hinein, und wenig fehlte, so hätten sie den Alten ums Leben gebracht. In all diesen Widerwärtigkeiten aber sagte er Gott Dank und betete für seine Verfolger. Als er spürte, daß es bald mit ihm zu Ende ginge, bat er den Erzbischof, daß er Bauleute schickte, ihm sein Bett zu bereiten, und wollte nirgends anders als in seinem Turm begraben sein. Das geschah dann auch, und seine Wohnung wurde zu einer Doppelkirche umgebaut, die nach ihm die Simeonskirche hieß. Später aber entstand im Volke die Sage, der Bau sei ein Teufelswerk:

Die Teufelskirche

Auf der Steipe (dem alten Schöffenhaus) saß einst der Rat der Stadt und beratschlagte über den Bau einer neuen Kirche (der Simeonskirche), da meldete sich ein fremder Meister und kam sehr stattlich und sicher herein, nur hinkte er etwas. Er legte einen Riß vor, der gefiel dem Rat besser als alle andern; und versprach, in der Weihnacht, Schlag 12 Uhr sollte der Bau fertig sein, er wollte sogar die zwei Torflügel des Kapitols für die Kirche herbeischaffen; als Lohn forderte er die erste Seele, welche in die Kirche hereinkommen würde. Die Ratsherrn gingen darauf ein, und am Christabend war der Bau vollendet, nur die Torflügel fehlten noch. Auch damit war der Teufel schon unterwegs, mußte sich mit der schweren Last aber einmal etwas ausruhen. Da trat ihm eine Jungfrau von wunderbarer Schönheit entgegen, die wußte ihn so viel zu fragen und er

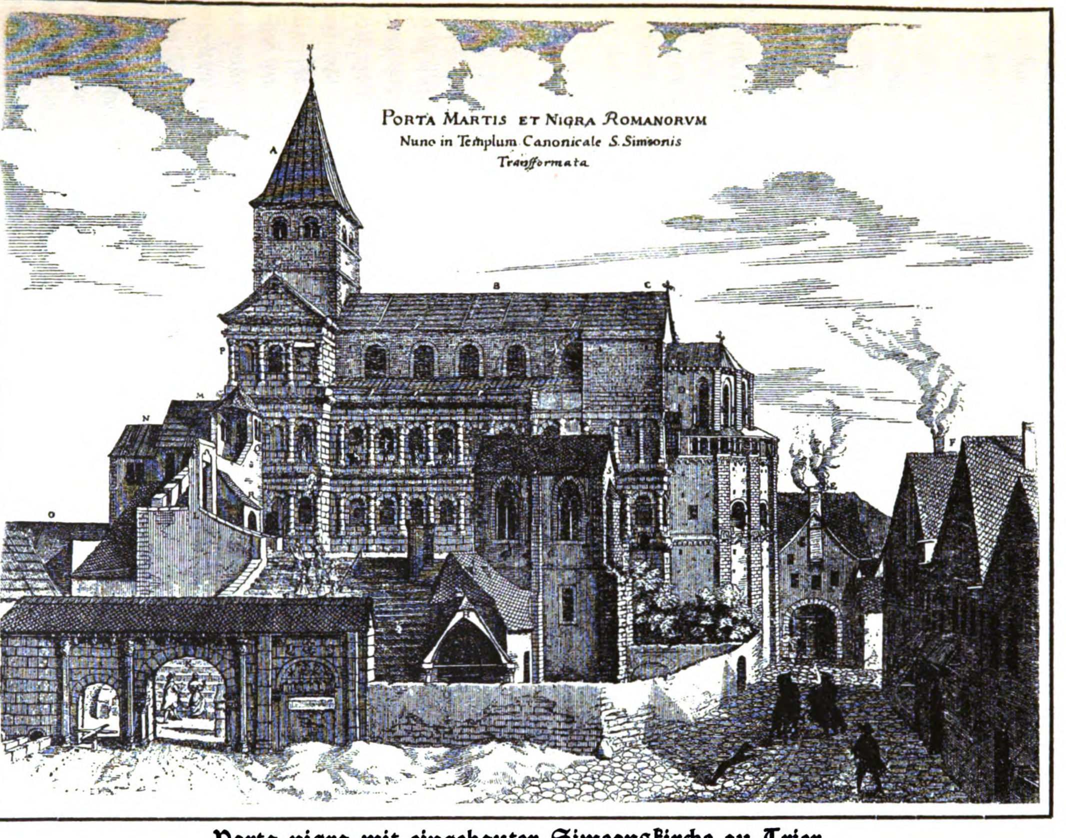
mußte ihr Rede stehen, er mochte wollen oder nicht; so hielt sie ihn hin, bis die Glocken in Trier ausgeläutet hatten; da ließ sie ihn ziehen; als er aber in Trier ankam, da klangen ihm aus der Kirche schon die Weihnachtslieder entgegen. Wütend warf er die Torflügel auf das Kirchendach, und seitdem ist dort eine Öffnung, die keine menschliche Kunst zu schließen vermag.

Der Basilisk

In einem alten Bau, einem ehemaligen Turm beim Neutor soll in einem dunkeln Gemach ein Ungetüm, halb Drache halb Hahn, gehaust haben, dessen Kopf ging bis an die Decke, es hatte schwarzes struppiges Gefieder und einen goldenen Kamm, seine kleinen Flügel waren mit Stacheln besetzt, der Schwanz wie ein Drachenschweif, die Augen glühten und Feuer sprühte aus seinem Schnabel. Darunter hing ihm ein Ziegenbart, immer von giftigem Geifer benetzt, und an den Füßen hatte er starke Klauen. Das Untier stammte aus einem Hahnenei und war nicht anders zu bezwingen, als daß man es in einem Spiegel sich selber erblicken ließ. Doch keiner, der es versuchte, kam lebendig heraus, alle wurden gefressen. Wer es erlegte, hätte das goldene Ei bekommen, das es im Magen trug.

Wie das Christentum nach Trier gekommen ist

Als der Apostel Petrus zu Rom das Evangelium verkündete, sah er die Länder gegen der Sonne Niedergang mit betrübten Augen an, weil er sie nicht zugleich auch mit dem Licht des göttlichen Wortes erleuchten konnte. Daß er aber diesen armen Seelen auch möchte zu Hilfe kommen, schickte er taugliche Männer aus, darunter waren Eucharius, Valerius und Maternus, die ordnete er nach Trier ab, damit sie diese uralte Stadt samt den umliegenden Völkern bekehren sollten. Zu diesem Ende weihte er den hl. Eucharius zum Bischof, den hl. Valerius zum Diakon, und den hl. Maternus zum Subdiakon. Auf dem Wege in dem Kastell Eligia aber erkrankte der hl. Maternus an einem starken Fieber und starb. Da begruben seine Gefährten ihn mit großem Herzeleid und kehrten wieder nach Rom zum hl. Apostel Petrus. Der tröstete sie, gab ihnen seinen Stecken mit und befahl ihnen, den auf den Leichnam zu legen und ihm zu sagen: er solle aufstehen und ungesäumt sich mit ihnen aufmachen zur Verkündigung des Evangeliums. Da kamen sie wieder zu dem Grab des Maternus, nachdem er vierzig Tage tot gewesen, eröffneten es und taten nach dem Wort des hl. Petrus. Da fing der Verstorbene alsbald an sich zu bewegen, ward lebendig und fing an das Evangelium mit großem Eifer zu verkündigen. Und viele Heiden, die es sahen, nahmen den christlichen Glauben an. Danach zogen die drei Männer weiter und kamen nach



Porta nigra mit eingebauter Simeonskirche zu Trier
Kpfr. von C. Merian ca. 1650

Trier. Hier wollten die Heiden, aufgereizt von ihren Priestern, sie erst steinigen, aber Eucharius streckte den Arm aus, und alle standen gelähmt, und erst auf des Eucharius Gebet wurden sie davon geheilt. Da ließen sich Tausende taufen.

Darunter war eine Witwe aus edlem, reichem Geschlecht, Albana, die gab ihr Haus für den Gottesdienst, und das wurde die erste Kirche in Trier. Es war in der Stadt ein Marmorbild, das wurde von den Heiden sehr verehrt, weil es Orakelsprüche erteilte, der Sage nach war es eine Diana; ein Gelehrter des 16. Jahrhunderts berichtet aber, es sei eine liegende weibliche Gestalt gewesen, so wie man die Nymphen darzustellen pflegte — und den Wasserfrauen schreibt ja auch die deutsche Sage die Gabe der Weissagung zu. Bei der Ankunft des Eucharius und seiner Gefährten nun verstummte das Bild, und wurde von ihm umgestürzt. Eucharius verwaltete als erster Bischof sein Amt treulich 23 Jahre lang; nach seinem Tode folgte Valerius, der stand der Kirche 15 Jahre in großer Heiligkeit vor und überließ dann das Bistum dem Maternus, unter dem die Christengemeinde und der Glaube zu Trier so wuchs, daß der Götzendienst in große Verachtung geriet; von dem weiteren Leben dieses Bischofs ist schon in der Kölner Legende erzählt worden.

Der Stab des heiligen Petrus, mit dem Maternus von den Toten erweckt war, blieb in Trier, ist dann später in Kriegszeiten mit dem Domschatz geflüchtet worden, geteilt worden, und schließlich ist die eine Hälfte nach Köln, die andere nach Limburg gekommen. — Das von Eucharius umgeworfene Bild der Abgöttin geriet so in Verachtung, daß es in der Folgezeit auf dem Kirchhof zu St. Matthias in Ketten aufgehängt wurde und die dorthin wallfahrenden Pilger und die Kinder der Nachbarschaft mit Steinen danach warfen.

Rictius Varus

Zu der Zeit der Kaiser Diocletian und Maximian kamen vier Kohorten der aus lauter Christen bestehenden thebaischen Legion nach Trier und wurden von ihren Glaubensgenossen dort festlich empfangen. Der kaiserliche Präfekt Rictius Varus (oder Rictiovarus) aber forderte den Thyrsus und die übrigen Anführer der Kohorten vor seinen Richterstuhl, und als sie sich weigerten, den Göttern Weihrauch zu streuen, ließ er sie sowie auch ihre Soldaten niedermachen. Am folgenden Tage erging dasselbe Blutgericht über die vier christlichen Bürgermeister der Stadt; die Tochter des einen dagegen, die ihrem Vater in den Tod folgen wollte, ließ er leben und im Kerker einschließen. Auch gegen die andern Christen der Städte wütete er ebenso grausam. Besonders auf der Ebene zwischen St. Marien und St. Paulin soll diese trierische Marterung geschehen sein.

Ein erhöhtes Steinkreuz vor der Kirche von St. Paulin bezeichnet die Stelle, wo mitten auf dem Markte des alten Trier der Richtersitz des Präfekten stand, und nahe dabei sollen noch die vier Steine zu sehen sein, auf denen die vier Bürgermeister enthauptet wurden.

Zur Strafe für seine Grausamkeit hat Rictius nach seinem Tode keine Ruhe gefunden, sondern als Stadtgeist umgehen müssen. Bald erschien er als schwarzer Hund, bald als glühendes Kalb, bald raste er als Füllen durch die Straßen, dann wieder legte er sich als langer Balken quer über sie. Er trieb es zu arg und die Trierer haben ihn schließlich auf den Meilenwald bannen lassen, durch zwei Mönche; die mußten nun mit ihm bei Schweich über die Mosel setzen. Der Fährmann wollte dazu einen Kahn nehmen, aber die Mönche verlangten die Ponte, und auch die versank noch beinah mit der Last. Als der Fährmann sie verwundert darum befragte, öffnete der eine Mönch sein Oberkleid ein wenig, da saß der glühende Geist darunter. Viele alte Trierer aber glauben nicht daran, daß man den Stadtgeist fortgebracht hat; besonders in guten Weinjahren soll er noch umgehen. Aber in der mehr als anderthalbtausendjährigen Buße ist er zahm geworden; er beißt und stößt nicht mehr, er tut Nachtwächterdienste, schreckt Diebe und Einbrecher, bringt Nachtschwärmer nach Hause, schellt sogar, wenn die nicht mehr die Klingel finden; weckt die Postillone, ja soll schon mal auf St. Gangolph die Feuerglocke gezogen haben, als der Wächter schlief.

Die heilige Helena

In jenen Zeiten, als noch Heiden und Christen im Reiche nebeneinander wohnten, diente zu Trier im Krämeramtshause (dem Zunfthause der Krämer) eine schöne Magd, die hieß Helena, ganz armer Leute Kind, und war ebenso fromm wie sie schön war; sie konnte keinen Armen, der um ein Stück Brot bat, wegschicken, lieber sparte sie es sich selbst am Munde ab. Und früh, wenn die andern Mägde noch im Bett lagen, ging sie schon zur Mette. Darum war auch Segen bei all ihrer Arbeit. Mochte der Himmel auch noch so trübe sein: wenn sie ihre Wäsche bleichen wollte, schien gleich die Sonne. Das Wasser im Kruge, das sie den Gästen brachte, wurde in ihren Händen zu Wein. Und als einmal viel mehr Tischgäste kamen, als angemeldet waren, und der Wirt die Hände rang, wo er für die alle das Essen hernehmen sollte, so machte sich Helena in Gottes Namen daran; und da reichte es nicht nur für alle, sondern nach Tische hieß es, noch nie wär es so viel und so gut gewesen. So war die Helena achtzehn Jahre geworden, da zog der Kaiser Konstantius in Trier ein; dem kam die Magd vom Krämeramtshause auch zu Gesicht, und da meinte er, nichts Schöneres und Besseres je gefunden zu haben, und

machte sie zu seinem Weibe. — So erzählte sich das Volk in Trier von der Heiligen.

Wirklich erzählt der Kirchenvater Ambrosius, Konstantius Chlorus habe, in der Zeit, ehe er ein Cäsar wurde, eine Wirtstochter geheiratet, oder, wie andere sagen, zur Beischläferin genommen, die ihm einen Sohn, den nachmaligen Kaiser Konstantin den Großen, gebar. Sie war aber nach der gewöhnlichen Überlieferung aus Drepanon in Bithynien. Später, als er von Maximilian zum Mitkaiser erhoben wurde, mußte er die Helena verstoßen und dessen Tochter heiraten. — Die trierischen Jahrbücher aber und andere mittelalterliche Berichte behaupten, Helena sei eine Triererin und von edelem Geschlecht gewesen, und der Sage nach ist auch Konstantin, ihr Sohn, bei ihr in Trier aufgewachsen, und ihr Gemahl Konstantius dort auf dem Marsfelde begraben. Helena war inzwischen eine Christin geworden und ging ganz auf in frommen Werken.

Als Konstantin Kaiser geworden war, gab er seiner Mutter einen herrlichen Palast zu Trier zur Wohnung. Nach ihrer Fahrt in das heilige Land, wo sie unter anderm das Holz des heiligen Kreuzes wieder auffand, jammerte sie des blutsverwandten trierischen Volkes, über dem immer noch das Heidentum lastete, und sie weihte ihren Palast zum Dome, nachdem sie alle heidnischen Spuren hatte entfernen lassen.

Der Helena-Brunnen

Auch in Euren bei Trier soll ein Palast der heiligen Helena gestanden haben. Der lag schon lange in Trümmern, da spielten einmal die Kinder aus dem Dorfe an einer Quelle im nahen Walde und warfen Blumen hinein, auf einmal sahen sie in dem Born eine Jungfrau mit einer goldenen Krone sitzen, die lachte sie freundlich an. Da liefen sie weg zu ihren Eltern und erzählten es ihnen. Die kamen nun auch mit, und die Jungfrau saß noch immer im Wasser. Die Alten sagten: das ist die heilige Helena; das ganze Dorf kam und sah es und man beschloß, für den Brunnen einen schönen neuen Steinkranz zu bauen; die Steine dazu holten sie von den Trümmern des Palastes. Als aber die neue Brunnenfassung fertig war, und man das Wasser dorthin führte, wollte es da nicht fließen, sondern kehrte immer wieder zur alten Stelle zurück. Erst als man mit Pfarrer, Kreuz und Fahne dreimal um den Brunnenkranz gezogen war und der Pfarrer ihn gesegnet hatte, blieb der Quell dort.

Der Hunneneinfall und der Kreuzregen

Zur Zeit des Erzbischofs Heinrich, gegen Ende des ersten Jahrtausends, hatte das Mosellland viel zu leiden unter feindlichen Raubzügen; und man befürchtete an vielen Orten, daß nun auch noch die schlimmsten aller Feinde, die Hunnen (Ungarn) wiederkommen würden, jene Horden, mit

denen sich fünfzig Jahre zuvor schon der Köhler von Arras und seine Leute herumgeschlagen hatten. In Trier freilich war man guter Dinge und ohne Sorge, nur einer, ein armer Bürger, der im Rufe stand, die Gabe der Weissagung zu besitzen, war voll Unruhe. Ihm träumte, ein mächtiges Tier, so gewaltig wie es die Erde noch nie gesehen, stiege über den Markusberg und träte mit seinen plumpen Füßen in den Strom, daß dieser die Stadt überschwemmte. Am Morgen ging er gleich zum Erzbischof, berichtete ihm von dem Gesicht und beschwor ihn, seine Reisigen über den Berg zu senden und die Stadt zu retten. Der Bischof glaubte ihm aber nicht, und sein Gesinde lachte hinter ihm her. Auf dem Markte wiederholte der Mann seine Prophezeiung des nahen Unheils, und noch denselben Mittag überzog sich plötzlich der Himmel, wurde immer dunkler, und den Trierern verging jetzt das Lachen. Und es entluden sich die Wolken, aber weder Regen, Schnee noch Hagel fiel, sondern eine Masse kleiner Kreuze, die bedeckten die Kleider der Leute auf Markt und Straßen. Woraus sie bestanden, war nicht zu erkennen, und sie vergingen alsbald ohne Spur. Da lief alles Volk zum Erzbischof, schrie Waffen, die Ritter saßen auf, und ein reisiger Zug rückte aus über den Markusberg. Und da stieß man auf die Hunnen; sie hatten aber keinen Angriff erwartet, wurden überfallen und in die Flucht geschlagen. — Zum Gedächtnis des wunderbaren Kreuzregens ließ der Bischof mitten auf dem Markt eine Säule mit einer Inschrift errichten.

Poppo und die beiden Adelbero

Viel haben auch Stadt und Land zu leiden gehabt unter den Streitigkeiten um den erzbischöflichen Stuhl; so zu der Zeit des Erzbischofs Poppo, von dem auch sonst die Sage erzählt. Sein Vorgänger, Adelbero, war von Heinrich dem Heiligen abgesetzt worden, hatte aber sogar einer kaiserlichen Belagerung getrotzt. Als ihn Poppo endlich mit Gewalt und List zur Abdankung gebracht hatte, saß immer noch ein Anhänger des abgesetzten Erzbischofs, ebenfalls ein Adelbero oder Adelbert auf der Burg zu Heiligkreuz nahe bei Trier und machte dem Poppo viel Not, so daß der oft bei den Seinen darüber seufzte. Da unternahm es einer von seinen Rittern, namens Siko, das Nest auszuheben. Eines Tages klopfte er an das Tor der Burg und bat um einen Becher Wein; ließ durch den Schenken, der ihn brachte, dem Adelbero großen Dank sagen und hinzufügen, diesen Becher werde er ihm baldigst und mit Freuden reichlich wieder erstatten. Und nicht lange danach kam er mit dreißig Fässern angefahren, in jedem aber saß ein Gewaffneter versteckt, lauter auserlesene Leute, und noch sechzig andere in Bauernkleidern waren dabei, angeblich als Fuhrleute und Träger, ihre Schwerter steckten auch in den Fässern. Als sie

eingelassen waren, luden die Bauernknechte die Fässer ab und stießen alle im selben Augenblick die Deckel davon, die ganze Schar fiel über den Adelbero und seine Leute her, hieb sie nieder und zerstörte die Burg.

Die falsche Jeanne d'Arc

Zu der Zeit, als in Frankreich die Jeanne d'Arc verbrannt wurde, geriet das Erzbistum Trier in große Verwirrung durch eine Doppelwahl. Der eine Teil des Kapitols war für Jakob von Syrck, der andere für Udalrich von Manderscheid, der damals Dompropst zu Köln war. Dieser hatte mächtige Verwandte und viel Anhang unter den Grafen und Herren im Erzstift und der Nachbarschaft, und einer davon, ein Graf von Virnenburg, so wird erzählt, führte ein junges Weib im Lande umher, das war rasch und verwegen wie ein Mannsbild, angetan mit Waffen und voller Rüstung, und rühmte vor allem Volk, sie sei die Jungfrau Johanna von Toul, deren Name durch das ganze Land erscholl; durch Gottes Gnade sei sie wieder in diese Welt gekommen und werde nicht ruhen, bis die Feinde Udalrichs am Boden lägen und er den Bischofsstuhl bestiege. Mit dem Grafen von Virnenburg kam sie auch nach Köln, lebte dort lange Zeit mit ihm, trieb allerlei Zauberkünste und lockte viele vom Adel an sich, bis der Ketzerrichter Henrich Kaldeysen eingriff und sie zur Untersuchung führen lassen wollte. Sie entkam zwar mit Hilfe des Grafen, aber der Betrug wurde offenbar; sie trieb hernach ihr verbrecherisches Gewerbe auf andre Art weiter und endete in Schande.

Das Balduinshäuschen

Erzbischof Balduin baute sich in seinem Alter auf dem Berg jenseits der Moselbrücke eine Wohnung in den Fels hinein; und man sagt, er habe sich schließlich ganz dorthin zurückgezogen, da er vom Aussatz befallen sei, und habe sieben lange Jahre dort zugebracht. Als er schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, heißt es weiter, hat ihm ein Schäfer geraten, aus dem Born, der dort entspringt, dem Heidenbrünnchen, zu trinken. Er tat es und spürte schon bald Besserung, nach siebzehn Tagen war er gesund. Wie er noch ganz verwundert über die schnelle Heilung, in den Krug hineinsah, aus dem er immer den Brunnen getrunken hatte, sah er einen Salamander auf dem Grunde hocken, schwarzgefleckt und ganz aufgeschwollen; der hatte alles Gift der Krankheit in sich aufgesogen. — Es wird auch erzählt, als er einst an dem Quelle saß, sei eine giftige Schlange auf ihn losgefahren, er habe sie gepackt und zur Erde geschleudert. Im Verenden habe sie ihn so tückisch angeblickt und angezischt, daß er geglaubt habe, es bedeute ein Unheil für ihn. Er sei zwar endlich von der Krankheit geheilt, habe aber bald hernach auch seine Bischofswürde verloren; es sei entdeckt worden, daß er mit einer Nonne zu St. Irminen gesündigt habe, darauf sei eine Untersuchung und seine Absetzung erfolgt.

Das Franzen-küppche

Als Franz von Sickingen in das Kurtrierische einfiel und die Stadt belagerte, um dem Erzbischof Richard von Greifenklau, einem Hauptfeind der Evangelischen, Land und Kurhut zu nehmen, da ließ er sein Geschütz auf jenem Hügel auffahren, auf dem nach der alten Stadtsage die Asche des Trebeta, des Gründers von Trier, begraben lag. Und als das „Fränzchen" die Belagerung aufheben mußte, hielt er dort oben Heerschau, und jeder Kriegsknecht mußte einzeln an ihm vorbeimarschieren und den mit Erde gefüllten Helm an einer und derselben Stelle ausschütten, daß dort ein Denkmal für Sickingen und die Seinen entstände. Darum heißt der Hügel noch heute das Franzenküppche.

Der Teufel sät Unkraut



In dem Prozeß, der etwa sechzig Jahre später dem Stadtschöffen Niklas Fiedler wegen angeblicher Zauberei gemacht wurde, sagte unter anderm einer aus: es habe derselbe ihm einen Bock bracht und geheißen, darauf links in Teufels Namen zu sitzen; wie geschehen, und sei also uf Franzenkoppen gefahren, da er allerhand Gesellschaft gefunden. Haben alle zwei und zwei links herum miteinander in die Runde getanzt. Er hab mitgetanzt, es sei kein Essen und Trinken dagewesen, es seien wohl Vorschläg geschehen, den Wein und Korn zu verderben, sei aber nit ad effectum gegangen.

Aus dem Saarlande

Das Römergespenst bei Conz

Zur Römerzeit stand im Dorfe Conz nahe der Mündung der Saar in die Mosel ein Sommerpalast des römischen Kaisers, und eine Brücke mit sechs Bogen führte dort über die Saar. Im Jahre 1592 fuhr einmal ein junger Bauer aus dem Dorfe, Greif hieß er, bei einem schweren Gewitter aufs Feld Futter holen. Es gab aber einen solchen Regen, daß er nicht nach Hause konnte und vor dem Unwetter in eine große hohle Eiche kroch. Eben war er drin, da bekam er einen harten Schlag auf den Rücken, und als er sich umsah, stand da ein greuliches Gerippe mit Helm und Panzer, Schild und Speer, und hatte einen weißen Mantel an, der

war mit Gold besetzt und lauter Totenköpfe waren darauf. Der Bauer stürzte ganz entsetzt aus dem Baum wieder heraus ins Freie und rannte fort, das Gespenst immer hinter ihm her, bis er zu Hause vor der Tür war, da brach er zusammen und fiel in ein schweres Fieber. Das Mal von den fünf Fingern des Gespenstes trug er zeitlebens an seinem Leibe.

St. Matthäus zu Kolosleiken und St. Michael bei Taben

Weiter saaraufwärts führt der Weg oberhalb Saarburg an Kolosleiken vorbei, wo sie einst St. Matthäus in die Bütte gesetzt haben (wie schon Bd. 1, S. 18 erzählt); und auch ähnliche Sagen, wie die von der St. Michaelskapelle auf einer Felskuppe bei Taben, sind uns im Rheinland schon mehr begegnet: hier soll einst ein Ritter auf der Flucht vor seinen Feinden dem hl. Michael eine Kapelle gelobt haben; da erschien ihm der Erzengel selber und wies mit der Rechten nach dem Abgrund, und der Ritter sprengte von dem Felsen herab in die Saar. Weder ihm noch seinem Tier ist dabei ein Schaden geschehen, er hielt sein Gelübde, wurde später sogar Mönch zu Mettlach. An der äußersten Felsenkante bei der Kapelle zeigt man noch jetzt die Eindrücke von den Pferdehufen.

Der Neunhäuser Wald

Weiter landeinwärts von der rechten Saarseite, zwischen Serrig, Zerf, Greimerath und Waldhölzbach liegt der Neunhäuserwald. Auf seinem südwestlichen Vorsprung soll vorzeiten das Jagdhaus eines vornehmen Römers gestanden haben, und außerdem noch acht andere Häuser in der Richtung nach dem Rheine zu. Daher, sagt man, habe der Wald seinen Namen. Bei Serrig liegt ja auch das Römergrabmal, aus dem die Volkssage ein Wichtershäuschen gemacht hat. Der Neunhäuserwald war in früheren Zeiten verrufen wegen der Wölfe und der Räuber, die darin hausten. Wo heute das Kalfertshaus steht, war damals eine Herberge, da soll mancher Reisende eingekehrt, aber nie wieder herausgekommen sein.

Am Südende des Waldes in einem Fichtengehölz ist auf der Höhe ein Grab, zu dem des Sonntags viele Frauen aus Britten gehen, um da zu beten. Es soll da eine fremde Frau begraben liegen, die ist an dieser Stelle vor Hunger zusammengebrochen und hat sich ihre Brust aufgeritzt, um ihr Kind mit ihrem Herzblut zu nähren.

Der Teufelsschornstein auf dem Eisenkopf

Wandert man von Taben den Fluß entlang weiter zu berg, so kommt man zu dem Eisenkopf, Saarhölzbach gegenüber. Ein Felsblock am Bergabhang heißt der Deuwelsschurschde. Man weiß auch, wie er zu dem Namen gekommen ist. In Petschbach lebte einmal ein Schmied, das war ein großer starker Mann, der den Amboß mit Leichtigkeit über den Kopf hob. Dabei war er aber ein arger Raufbold, fluchte wie ein Türke, und glaubte weder an Gott noch Teufel. Woher er gekommen war, wußte man nicht. Als er eines Tages Hufeisen schmiedete, sprang das erste, das

er fertig beiseite schob, mitten entzwei. Da fluchte er laut, nahm ein zweites unter den Hammerschlag, aber auch dies zersprang. Da nahm er ein drittes und schrie wütend, „wenn das wieder zerspringt, soll auch mich der Teufel holen!“ Und es zersprang wieder. — Gleich stand auch der Teufel vor ihm, da besann sich der Schmied kurz und sagte, er wolle mitgehen, aber der Teufel müsse vorher noch ein Probestück ablegen. Der Teufel war's zufrieden, und in der Nacht wollten sie sich auf dem Eisenkopfe treffen. Der Schmied erwartete den Teufel dort in einer hohlen Buche und hatte seinen schwersten Zuschlaghammer in der Hand. Plötzlich tat sich die Erde auf, dicker Qualm kam heraus und der Teufel erschien. Nun sagte der Schmied zu ihm, er solle von 12—1 Uhr sämtliche Grenzmarksteine der Trierischen Lande hier zusammenbringen. Und von 1—3 Uhr alle wieder einsetzen, aber verwechselt. Da pfiff der Teufel und aus dem Teufelsschornstein stiegen unzählige Gesellen von ihm hervor, und Schlag 12 Uhr ging es an die Arbeit. Bald regnete es Grenzsteine, und noch vor 1 Uhr lagen sie alle beisammen. Als es aber ans Zurückbringen ging, gab es Streit unter den Teufeln, keiner wollte nach den Orten hin, die am weitesten weglagen. Da schaffte der Schmied heimlich einen Stein beiseite, zerschlug ihn mit seinem Hammer zu Staub und trug den eiligst in den nahen Bach. Dann lief er in seine Buche zurück. Kaum war er darin, da kamen auch schon die Teufel und wollten ihn holen, denn alle Steine wären wieder fortgeschafft. Der Schmied sagte aber, es fehlte noch einer, da merkten die Teufel, was geschehen war und drangen wütend auf ihn ein. Aber der Schmied schlug sie mit dem Hammer auf die Köpfe, die klirrten wie von Eisen. Endlich aber hatte er keine Kraft mehr, da gelobte er in seiner Angst, ein besserer Mensch zu werden, wenn er mit heiler Haut davon käme. Da schlug von Mettlach her die Turmuhr drei und mit lautem Gebrüll flohen die Teufel zum Teufelsschornstein hinein und verschlossen ihn noch mit einem Felsblock.

Der Schmied aber sank zu Boden. Als er wieder zu sich kam, war er grau geworden. Er wankte zu seiner Hütte, zerstörte sie, warf das Werkzeug in die Saar und pilgerte ins Heilige Land, um dort Buße zu tun bis an sein Lebensende. Der Berg aber, auf dem er den Teufeln die Köpfe gedroschen hat, heißt noch heute der Eisenkopf.

Die Wagenfahrt auf dem Breitenstein

Nicht weit davon in einem Seitental liegen die Ruinen der Burg Montcler. Wenige Schritte vor dem Eingange ragt der Breitenstein über den Bergesrand hinaus, darunter geht es jäh und tief zur Saar hinab. Auf dem Steine zeigt man eine Hufspur und eine Radfurche, beides eingemeißelt; sie erinnern an eine halsbrecherische Wagenfahrt in

alten Zeiten. Ein Graf von Montcler hatte eine wunderschöne Tochter, die viel umworben wurde. Er hätte sie gern einem reichen welschen Ritter vermählt, aber den verabscheute sie; es war unter den Freiern ein junger Deutscher weither aus dem Reich, den und keinen andern wollte sie zum Gemahl. Als der Graf lange vergebens auf sie eingeredet hatte, rief er zornig: „Nur der von den beiden soll deine Hand haben, der einen Wagen in voller Fahrt auf dem Breitenstein wenden kann.“ Er wußte aber, daß der Welsche ein guter Reiter und Wagenlenker war. Als die Wette ausgetragen werden sollte, strömten eine Menge Zuschauer herbei. Es wurde gelost, wer die erste Fahrt tun sollte; und der welsche Ritter war es, aber dem schlug beim Wenden der Wagen um und er selber stürzte auf den harten Boden. Nun kam der junge Deutsche dran, und es war, als wenn ihm eine unsichtbare Hand geholfen hätte. Allen ging es durch und durch, wie er an der gefährlichen Stelle den Wagen ganz nah am Rande herum bekam, und alles jubelte ihm zu, der welsche Ritter aber fluchte gräßlich und stürzte sich in die Saar hinab. Der Sieger führte die Braut heim, und der Graf von Montcler ließ zum Andenken Hufeisen und Furche in den Breitenstein meißeln.

Aus Saarbrücker Fürstenzeiten

Ein Fürst in Saarbrücken hatte einen Hofnarren, der sorgte immer dafür, daß groß und klein was zu lachen hatten. Darum tat es auch allen sehr leid, als er starb, und eine große Menge folgte dem Sarg, als er zu Grabe getragen wurde. An der Kirchhofstür aber gab es auf einmal ein allgemeines Entsetzen, denn da stand der Narr und machte auf einer Geige eine lustige Musik zu seinem eigenen Leichenzuge, und mit einem toternsten Gesichte. Es war aber nicht sein Geist, sondern er selber, und das mit dem Totsagen und Begrabenwerden war nur ein Scherz gewesen, den Sarg hatte er mit Steinen ausgefüllt.

Auch der Fürst Wilhelm Heinrich, der sich um die Stadt sehr verdient gemacht hat, hat was dafür getan, daß sein Volk das Lachen nicht verlernte. Man sagte ihm nach, er habe viele Liebschaften, und da brachte er nun einst von einer Pariser Reise jeder seiner Coeur-Damen ein blauseidnes Kleid von genau dem gleichen Schnitt und Stoff mit. Jede hielt das für ein Zeichen seiner besonderen Gunst, wollte damit recht Staat machen und die andern ärgern, und zog es am Sonntagmorgen zum Gang in die Schloßkirche an; und da sollen plötzlich aus allen Straßen dieselben blauen Kleider nach der neusten Pariser Mode aufgetaucht sein.

In jenen Zeiten — unter welchem Fürsten, weiß man nicht — soll ein wohlhabender Zimmermann sich einmal ein schönes Haus nahe beim

Schloß gebaut haben. Dem Fürsten gefiel es auch, und er wollte es ihm für eine von seinen Geliebten abkaufen, aber der Zimmermann sagte, er habe das nicht als Hurenhaus gebaut. Der Fürst war darüber so aufgebracht, daß er ihn gefangen setzen ließ; da sollen die Frau und die Kinder des Zimmermanns sich zu Fuß nach Wien aufgemacht haben, um den Fürsten beim Kaiser zu verklagen, und als man lange nichts von ihnen hörte, hieß es, der Fürst habe sie auch abfangen lassen.

Auch ein großer steinerner Kopf auf der Saarbrücker Seite der alten Brücke an der Kaimauer erinnert noch an eine Begebenheit aus der Fürstenzeit. Bei einer Hungersnot hieß es, ein reicher, geiziger Bäcker in der Stadt schicke immer die armen Leute, die um ein Stück Brot kämen, mit leeren Händen wieder weg. Als das die Fürstin hörte, verkleidete sie sich als Bettelweib, kam an die Tür des Bäckers und wurde wirklich von ihm mit groben Schimpfworten weggewiesen. Da wurde zur Strafe sein Kopf mit aufgesperrtem Munde in Stein ausgehauen und als Wasserspeier für das Schmutzwasser an der Brücke angebracht; und jedermann erkannte sofort den geizigen Bäckermeister darin.

Der letzte Sproß des Saarbrücker Fürstenhauses, der Erbprinz Heinrich, der beim Volke sehr beliebt war, konnte sich 1793 in der Revolution nur durch einen Sprung aus dem Neunkirchener Schlosse von der hohen Mauer herab retten und hat sein Land nie wiedergesehen. Als er 1797 im Ansbachischen starb, wollten es viele Leute im Saarbrückener Lande nicht glauben, daß er tot sei, und noch bis gegen 1830 lebte ein Bürger, der alte Kriegemeier am Markte, der immer noch mit Zopf, Puder im Haar, Jabot, Kniehosen und Schnallenschuhen ging und immer noch glaubte, der Erbprinz Heinrich käme noch mal zurück; und jeden Tag ging er in diesem Aufzuge die Mainzer Straße herunter, dem Erbprinzen entgegen.

Die Riesen an der Blies

In einem Winkel des Saarlandes von der Blies bis in die Gegend von Ensheim lebt noch etwas von der alten Natursage fort. Auf den Höhen zu beiden Seiten der unteren Blies, so wird erzählt, hausten vorzeiten zwei Riesen, die fällten Bäume im Urwald und schafften Wohnstätten; sie hatten aber zusammen nur eine Axt. Wenn einer sie vom andern haben wollte, schrie er hinüber, dann warf der andere sie ihm zu.

Die Nixe bei Eschringen

Bei Eschringen tief im Walde war ein grundloses Wasser, darauf blühten viele Seerosen. Es sollte eine Wasserjungfer dort wohnen in ihrem kristallenen Palaste. Der Sohn des Schultheißen hatte auch davon gehört, und kam häufig dorthin, und lauschte und spähte in den See. Als er einmal wieder auf seinem alten Platze saß, da regte sich eine

der Seerosen, und aus dem Kelche erhob sich eine wunderschöne Gestalt, halb Jungfrau halb noch ein Kind, und winkte ihm verlangend entgegen. Er streckte die Arme nach ihr aus und versank mit ihr in die Tiefe. Als man es im Dorfe erfuhr, war die Trauer groß. Der Pflegevater des Jünglings, der Ritter Boos von Waldeck, kam mit seinem Hauskaplan, der sprach eine Beschwörung über den See, dann nahm der Ritter sein Schwert und hieb eine der schönsten Wasserrosen ab. Da strömte Blut aus dem Stiel und sie hörten einen entsetzlichen Schrei; die Wassernixe war tot.

Die drei Wiesenfräulein

Einst mähte ein Bauer früh vor Tagesanbruch auf seiner Wiese am Siedelwalde. Da hört er auf einmal süße Töne wie Vogelstimmen, und aus dem Nebel traten drei Jungfrauen des zartesten Alters hervor, in langen weißen Gewändern und tanzten einen wunderseltsamen Tanz. Plötzlich krähte der Hahn auf der benachbarten Mühle. Im Augenblick war die Erscheinung verschwunden, doch mit einem Gelächter, daß dem Bauer fast graute. Als er später wieder an dieselbe Stelle kam, sah er da Hexenringe. Kreise von großen und kleinen Pilzen, Hundsfischten oder Bovisten, wie sie zur Herbstzeit auf Anger und Wiese vorkommen.

Nix und Zwerg

Vor mehreren hundert Jahren stand am Siedelwald eine Mühle, ein Eigen des Klosters Wadgassen. Einmal arbeitete der Müller an seinem Weiher, da hörte er plötzlich ein Wimmern wie wenn ein Junge am Ertrinken wäre. Er sprang nach der Stelle hin und kam noch gerade recht, ein wunderliches Geschöpf aus dem Wasser zu ziehen, das hatte einen dickmächtigen uralten Kopf, und Füße wie eine Gans. Der Müller trug's nach seinem Hause und pflegte es wie sein eigen Kind. Als der Kleine wieder genesen war, führte er den Müller nach der Unglücksstelle und sagte, der Nix, der da säße, der hätte ihn in's Wasser gestoßen. Und der Müller sah grad noch wie ein großer klotzäugiger Frosch sich im Schilf verkroch. Der Kleine aber war, wie er dem Müller nun erzählte, *einer* von dem Zwergenvolk, das nahebei im Gumberberge wohnte. Und wie er das gesagt hatte, war er verschwunden. Seitdem aber hatte der Müller Glück in seiner Wirtschaft. Und er wurde bald so reich, daß er die Müllerei aufgeben konnte. Sein Nachfolger dagegen stand nicht gut mit den Zwergen, er hätte sie am liebsten vertrieben. Einmal, als er *ihnen* einen schweren Stein vor eins ihrer Fuchslöcher wälzen sollte, schimpfte er sie Gänsefüßler und gab dem Stein einen Stoß, daß er den Berg hinab rollte. Da rächten sich die Zwerge, und von der Stunde war kein Glück und Segen mehr in seinem Haushalt und er mußte bald als armer Mann die Mühle verlassen.

Das graue Männchen im Eschertal

Ein Köhler im Eschertal saß eines Abends vor seiner Hütte im Walde, er hatte gerade sein Abendbrot gegessen und den Rest, den „Gottesteil", wie gewöhnlich zur Seite gestellt, da steht auf einmal ein graues Männlein vor ihm und bittet um etwas zu essen. Der Köhler gab ihm, was er zurückgestellt hatte, und führte ihn, als er es verzehrt hatte, in seine Hütte zur Ruhe. Mitten in der Nacht weckte ihn das Männchen und ging, eine Kienfackel in der Hand, mit ihm bergab und bergauf bis an den Grenzstein des Bischmisheimer Bannes. „Hier grabe hinunter," sagte es, „das Gestein sieht nach nichts aus, aber du machst dein Glück damit. Ich gehe jetzt heim zu meinen Gesellen im Gumberstein. Glückauf!" Damit war es verschwunden. Der Köhler machte sich ans Werk und wurde ein reicher Mann. Der Abt von Wadgassen, dem das Recht auf alle Mineralien unter der Erde auf Ensheimer Banne zustand, wollte nun auf eigene Rechnung das Schürfen betreiben. Aber so hatten es die Zwerge nicht gemeint. Er ließ graben und graben und fand nur taubes Gestein.

Die Stelle, die der Köhler ausgebeutet hatte, erhielt den Namen Graumännchesloch.

Der große Stiefel

Vom großen Stiefel, einem kegelförmigen Berge bei Ensheim, zieht der wilde Jäger des Saarlandes aus, der Maltitz (von dem wurde schon in Bd. I, S. 30 erzählt). Sein Jagdrevier reicht vom Staffel und Stiefel über das Scheidter-, Sulzbach- und Köllertal bis in das Prims- und Neustädter Tal. Und am hohen Stiefel soll vorzeiten auch ein fürchterlicher Riese „Kreuzmann" gehaust haben, der Menschen fing und auffraß. Eine Felsenplatte am Berge heißt noch der „Riesentisch". Ehe der Riese und seine Gesellen auszogen, wetzten sie immer ihre Schwerter an einem hohen Spil- oder Gollenstein, der noch heute in Rentrisch steht; und ihren Raub schleppten sie in die Höhlen des Berges.

Später, als das Christentum gepredigt wurde, ist der Hohe Stiefel einer von den sieben höchsten Bergen des Landes gewesen, auf denen sich sieben christliche Ritter ansiedelten (zu diesen Gipfeln gehörten noch: der Rote oder Schafskopf bei St. Ingbert, der Hölsberg bei Bliesingen, der Höcherberg bei Neunkirchen und der, auf dem hernach das nassauische Jagdschloß Neuhaus lag, die andern weiß man nicht mehr). Auf dem Hohen oder Großen Stiefel wohnte der Ritter Heim, der war sehr reich, aber auch gut zu den Leuten, und hatte eine fromme Tochter. Die Burg ist längst zerfallen, das Schloßfräulein erscheint aber zuweilen dort, wo der Schloßgarten lag; wenn seltsam geformte Nebel am Burgberge hinwandeln, heißt es, sie suche ihre Rosen. Und auch der Schloßgarten er-

scheint zuweilen wieder mit seinen köstlichen Blumen und Früchten, und wem die gute Fee, die Tochter des Ritters Heim, Rosen aus dem Garten schenkt, der ist ein Glückskind, denn die Blumen verwandeln sich in Gold. Auch mit den Schlüsselblumen am Südabhange soll das schon geschehen sein, als einmal ein elternloses, von dem Bräutigam verlassenes Mädchen sie pflückte.

Als das Geschlecht des Ritters Heim ausgestorben war und die Burg schon lange verfallen und verödet gelegen hatte, nistete ein fremder Ritter sich dort ein, das Volk nannte ihn den Reppert; der lauerte den vorüberziehenden Reisenden auf in der „Schnapphahns Dell"; darum hieß es bei allen, die in der Nähe der Burg vorbei mußten, an der gefährlichsten Stelle des Weges: „Rennt rasch!" (Davon hat auch der Ort Rentrisch den Namen). Dieser Unhold raubte auch einst eine schöne Bauerndirne aus dem Dorfe Scheidt, behielt sie sieben Jahre lang auf der Burg und zeugte in der Zeit drei Kinder mit ihr, die erwürgte er aber jedesmal vier Wochen nach der Geburt, weil es nur Mädchen waren. Erst als er schwer krank wurde und es vor Schmerzen nicht mehr aushalten konnte, ließ er das Mädchen einmal fort, eine Arznei holen, doch mußte sie schwören, ihn nicht zu verraten, und wiederzukommen. In ihrer Not vertraute sie sich dem Pfarrer zu St. Johann an, der besorgte einen starken Schlaftrunk und schickte sie damit wieder zu dem Ritter zurück; und so gelang es, die Burg zu überrumpeln.

Der Bauer von Bönningen

In der Nähe des Weges, von Fechingen nach Bliesranbach, liegen zwei Bannbezirke, die heißen Bönningen und Friedrichingen, da sollen in alten Zeiten zwei Dörfer gestanden haben, es heißt, sie seien im Kriege zerstört; und als Bönningen noch stand, so erzählt man, da lebte im Orte mal ein Bauer, der hatte sieben Paar Strümpfe, darunter ein Paar rote. Der hat nun täglich der Reihe nach damit gewechselt und also jeden siebenten Tag die roten angezogen. So hat er immer genau gewußt, wann es Sonntag war. Mit den roten Strümpfen hat er sich dann allemal morgens nach Friedrichingen begeben, und so haben auch die Friedrichinger immer erfahren, wenn der liebe Sonntag gekommen war.

St. Wendel

St. Wendelinus war in Schottland aus königlichem Stamme geboren; als er aber herangewachsen war, entschloß er sich, das Königreich, das er erben sollte, aufzugeben und in Demut, den Menschen unbekannt, Gott zu dienen. Nachdem er nach Rom gepilgert war, kam er in die Wildnis des Westerreichs und baute sich da auf einem Hügel, der ihm vor andern zusagte, ein Hüttchen aus Baumzweigen, wo jetzt St.



Wendels Kapelle steht. Wie lange er da gewohnt, wovon er gelebt, wie er dem Herrn gedient hat, weiß Gott und er allein. Nach einer Zeit kam ihm die Begierde, nach Trier zu den vielen großen Heiligtümern zu wallfahren. Als er dabei sein Brot in der Stadt um Gottes willen vor den Häusern heischte, wurde er von einem Edelmann für einen Bettler gehalten und ausgeschändet. „Du starker Gesell," schalt ihn der Junker, „könntest dein Brot wohl verdienen. Wenn du keinen Dienst hast, so hüte mein Vieh!" St. Wendel hütete nun des Junkers Säue; die machten ihm aber zuviel Unruhe und störten sein Gebet, und so bat er seinen Herrn, ihm einen andern Dienst zu übertragen. Da machte ihn der Junker zum Kuhhirten. Bei diesem Vieh konnte St. Wendel seine Andacht besser pflegen, und Gott segnete seine Herde, und das Vieh wurde fruchtbarer als je zuvor. Darüber verwunderte sich der Junker, er wußte nicht, daß er dieses Glück der Frömmigkeit seines Hirten verdankte, hielt ihn aber sehr in Ehren, und als St. Wendel nach einiger Zeit die Kühe abzugeben, und nach dem Beispiel der Erzväter die Schafe zu hüten begehrte, bewilligte es ihm sein Herr gern. Vielmals trieb St. Wendel die Herde weit hinweg, damit er nicht von den Menschen in seiner Andacht gestört würde, aber wie groß auch die Entfernung war, durch Gottes Schickung ist er immer abends beizeiten nach Haus gekommen. Und die Schafe gediehen trefflich unter seiner Hut, Gott bewahrte sie vor Krankheiten und wilden Tieren, deswegen liebte ihn sein Herr je länger je mehr. Oft wenn er mit seiner Herde im Felde lag, wünschte er sich nach seiner Einsiedelei in der Wildnis zurück, und einst, als dieser Wunsch übermächtig in ihm wurde, da wurde er samt seinen Schafen aufgehoben in die Luft und in seine Einödde niedergesetzt, blieb da den ganzen Tag, und kam des Abends auf eben dem Wege nach Trier zurück. Und so geschah es nun täglich. Es fehlte aber dem Orte an Wasser für seine Schafe, da betete er zu Gott und stieß dann in festem Vertrauen zu ihm seinen Hirtenstab in die Erde, und es kam eine Quelle hervor, das ist St. Wendels Brunnen, noch heute wird am Montag der Kreuzwoche aus der Stadt St. Wendel dahin eine Prozession gehalten und auch sonst dahin gewallfahrtet, um allerlei Schaden von Mensch und Vieh abzuwenden. Gleich daneben, wo jetzt die Kapelle steht, steckte Wendel wiederum seinen Stab in die Erde, da fing der an zu grünen und wuchs zu einer hohen Hainbuche, die noch bis in unsere Zeit stand. Oft ist auch da dem Hirten ein Engel erschienen, hat mit ihm geredet und für ihn die Schafe gehütet, damit er seine Andacht halten könnte.

Einst nun war sein Junker in Straßburg gewesen und kam auf dem

Heimweg durch diese Wildnis, darin St. Wendel die Schafe hütete; und der Herr sah ihn, wollte erst seinen Augen nicht glauben, doch als er näher kam, war es wirklich der Wendel. Da ergrimmte er und fuhr ihn an: „Du loser Wendel! bist du geckig oder gar rasend, daß du meine Schafe so weit treibst! Hat es nicht des Futters genug um Trier, daß du in diese weite Wildnis mußt fahren?" St. Wendel sprach: „Lieber Herr, zürnt nicht so sehr. Ich finde, daß diese Weide den Schafen besser gedeiht als das Futter um Trier." Am meisten verdroß es aber den Junker, daß er auf den Abend Gäste geladen und für die noch einen Hammel schlachten mußte. Doch St. Wendel sagte, er wolle schon beizeiten mit der Herde zu Hause sein. Der Junker ritt weg in großem Zorn und aller Eile, um anders woher noch Fleisch zu beschaffen. Als er aber in den Hof eintritt, war St. Wendel mit den Schafen schon da und hatte sie schon eingetrieben. Da entsetzte sich der Junker und hielt von Stund an seinen Hirten für einen heiligen Mann, fiel ihm zu Füßen und bat ihn, ihm seine groben Worte zu verzeihen, wollte es fortan nicht leiden, daß Wendelin ihm die Schafe hütete, und gelobte ihm in allem zu willfahren, was er von ihm begehren würde. Der Heilige aber begehrte nichts von dem Junker, als daß er von seinem gottlosen Wandel ließe, nahm auch von dem Gelde, das ihm der Junker bot, nur soviel als sein Lohn ausmachte, und verteilte es unter die Armen.

Dann kehrte er in seine Einöde zurück und bestand da viele Anfechtungen vom bösen Geist. Als einst ein großes Sterben unter das Vieh kam, ließ er sich von den Bauern erbitten, daß er in die Dörfer ging und die Tiere mit seinem Gebet und Kreuzeszeichen heilte. Seitdem kam, wer immer ein krankes Stück Vieh hatte, zu dem heiligen Wendelin, und brachte es stets geheilt heim. Als der Abt im Kloster Tholey starb und sich Streit um seinen Nachfolger erhob, hörten die Mönche eine himmlische Stimme, die sprach: „Erwählet Wendelinum, den Schafhirten, zu eurem Abt." Der wollte ihnen anfangs nicht folgen, und tat es erst, als sie ihm von der Offenbarung erzählten. Er versah sein Amt treulich, und als er zu sterben kam, ließ er es den Bischof von Trier, den hl. Severin, wissen, der kam eilends, ihm das Sakrament zu reichen. Da stiegen zwei Engel vom Himmel, spreiteten ein weißes Tuch über das Bett des Kranken, setzten drei Kronen darauf und knieten während der Kommunion demütig nieder, dann fuhren sie wieder auf zum Himmel. Jetzt erst vertraute St. Wendel dem Bischof, daß er ein königlicher Erbprinz von Schottland gewesen war und warum er seinen Stand aufgegeben hatte.

Als er gestorben war und man ihn in der Klosterkirche bestattet hatte,

stand am andern Morgen der Sarg wieder oben; und das geschah dreimal. Da setzte man ihn auf einen Ochsenkarren und ließ die Tiere laufen wohin sie wollten. Und sie zogen den Wagen in den Wald nach St. Wendels Einsiedelei. Dort standen sie still und da hat man den Heiligen begraben. Viele Wunder geschahen dort, und St. Wendel wird noch jetzt als der Schutzheilige der Herden und Hirten verehrt.

Hunsrück und Nahegau

Vom Vorderhunsrück

Die Leute im Tale, an der Mosel, Saar und Nahe, machen sich gern mal über den Hunsrücker Bauer lustig und erzählen etwa von der Frau, die Stoppeln für Zündhölzer ansah und meinte, die wüchsen dort. Oder von den drei Löffelschiedern:

Die drei Männer aus Löffelschied

Auf dem Vorderhunsrück in Löffelschied (Kr. Zell) gibt's ihrer, die schnitzen Löffel und ander Holzgeschirr und hausieren damit in der Umgegend. Einmal waren auch drei Löffelschieder mit ihrer Ware in die Stadt gegangen und am andern Tag, einem Sonntag, gingen sie in die Kirche. Sie verspäteten sich aber, der Pfarrer war schon bei der Predigt, und zwar über die Geschichte von den Weisen aus dem Morgenlande. Eben als die drei Löffelschieder zur Tür hereintraten, rief er: „Wo kamen die drei (Weisen) nun her?" Die Löffelschieder blieben verblüfft stehen und dachten, der Pfarrer meinte sie, weil sie so spät kämen und störten. Einer stieß den andern in die Seite und flüsterte: Pitterrr, saa dau 'd (sag du es). Und wie nun der Geistliche, der so schön im Zuge war, seine Frage noch einmal tat: „Wo mögen nun die drei hergekommen sein?" da stotterte der eine von den dreien: „Merr kaame vun Läfelschidd un hannele mid Hilze-Geschirr!" (Die Löffelschieder „reißen" das r, d. h. sie sprechen ein sehr schnarrendes Gaumen-r, während die andern in der Gegend das Zungen-r haben).

Der Riese im Treiser Schock

Zu der Zeit, als die Hunnen über den Hunsrück zogen, lebte im Treiser Schock ein wilder Riese in einer tiefen dunklen Felsenhöhle, um die hatte er große Steinblöcke wie eine Mauer aufgeschichtet. Manchmal spielte er mit schweren Blöcken Ball oder warf sie vom hohen Berge ins Tal, besonders wenn Leute dort arbeiteten, die mußten dann jedesmal schleunigst fliehen. Fast jeden Tag jagte er in den Wäldern; alles Wild, das ihm in den Wurf kam, erlegte er. Und wenn ihm dabei ein Mensch bebegegnete, so mußte der mit jagen, da half kein Bitten und Sträuben, dann ging das vom Morgen bis zum Abend über Stock und Stein. Wenn dann die armen Leute abends todmüde waren, dann brüllte er sie

fürchterlich an, drohte mit den gräßlichsten Dingen und jagte sie fort. Daher mied jeder ängstlich den Schockwald, um nur dem Riesen nicht zu begegnen.

Nur einer fürchtete ihn nicht, das war ein frommer Einsiedler, der am Südende des Waldes wohnte. Er hatte dreizehn Steinchen, die glänzten wunderbar, und wenn man eins davon dem Riesen vor die Augen hielt, so wurde er gebannt und konnte einem nichts tun. Wenn nun jemand über den Schock zur Mosel mußte, dann lieh er sich erst bei dem Einsiedler eins von seinen Steinchen. Einmal kamen zwölf Männer, denen gab er jedem eins mit; nach einer Weile kam aber noch ein Junge und bat wieder um eins. Da wollte ihm erst der Einsiedler sein letztes Steinchen nicht mitgeben, als aber der Junge bitterlich zu weinen anfing, mochte er ihn nicht so ziehen lassen. Der Junge kam an die Höhle, da trat der Riese plötzlich heraus, brüllte ihn an und wollte ihn zur Jagd mithaben. Der arme Junge erschrak so, daß er das Steinchen fallen ließ, und konnte es nicht wiederfinden, so sehr er auch suchte. Aber der Riese der wurde auf einmal ganz still, machte sich rasch in seine Höhle und ließ ihn ungehindert weitergehen. Und als gegen Abend die zwölf Männer zurückkamen, war von dem Riesen nichts mehr zu sehen. Wie sie noch ganz verwundert mit dem Einsiedler darüber sprachen, kam auch der Junge und schluckste und erzählte, wie es ihm mit dem Steinchen ergangen war. Da erkannten alle, daß der Riese durch das Steinchen in seine Höhle gebannt war. Und alle Leute in der Gegend lobten und dankten Gott, daß sie von der Plage befreit waren und erbauten mit dem Einsiedler bei der Klause ein Gotteshaus. Später entstand dort ein Hof, der heißt bis auf den heutigen Tag Gotteshausen. Auch an der andern Seite des Schocks wurde einer angelegt und nach dem Hünen der Hohnshäuser Hof genannt. Das Steinchen liegt immer noch im Schock vor der Riesenhöhle. Wenn es jemand findet und wegnimmt, dann erscheint der Riese wieder, und es fängt wieder die alte Plage an.

Auf dem Hochwald

Die Hunnen auf dem Hochwald

Auf dem Hochwald bei Berfink und am Einschieder Hof lag im Trantale vor Zeiten eine große Stadt, und die ist so groß gewesen, daß täglich zweiundsiebzig Weißbäcker nötig waren, um all das Weißbrot zu backen, das da verzehrt wurde. Die Gegend, wo die Kirche stand, hieß noch in neuerer Zeit das Kirchstück. Ebenso soll beim stumpfen Turm (an der alten Römerstraße von Trier nach Mainz) eine Stadt gelegen haben drei Stunden von Trarbach zwischen den Dörfern Weterath und Hin-

zerath. Diese und andere Städte auf dem Hochwald sind aber schon vor vielen hundert Jahren von einem mächtigen Volke zerstört worden, von den Huhnen, und die haben dann neue gebaut. Diese Huhnen haben auch Eisenhütten gehabt, von ihnen wurde das zerfallene Werk an der Räderbach erbaut, selbst die Eisenhütte von Abenteur sollen sie angefangen haben. Sie hatten auch Steinringe, aber keine so großen, als den von Otzenhausen am Ringberg.

Als der König starb, begruben sie ihn in der Tran. Sie leiteten den Bach ab, machten ein tiefes Grab und versenkten den König da hinein mit allen seinen Schätzen. Dann leiteten sie den Bach wieder darüber hin. Das goldene Diadem ist einst wiedergefunden worden. Wann die Huhnen weggekommen sind, das weiß kein Mensch. Ihr Name hat sich aber hier und da erhalten, so gibt es u. a. noch ein „Huhnengut" zu Heinzenbach. Und Sebastian Münster spricht von einem Hunenborn bei Simmern.

Die Klöster



Der Hochwald war in alter Zeit so voll von Mönchen, daß noch jetzt der Weg vom Idarkopfe über den Kamm des Gebirges bis gegen Trier hin die Pfaffenstraße heißt. Aber ihr Leben war nicht wie es sein sollte. Die Mönche auf dem Dollberge machten sich sogar eine Brücke von Leder hoch über das Tal der Tran, um die Nonnen im Vierkessel (nahe dem Stäbel etwa zwei Stunden von Birkenfeld) zu besuchen. Die Klöster wurden später zerstört, aber in den Gewölben liegen noch viele Schätze vergraben, und die Geister gehen da um und klagen nachts um Erlösung.

Die französischen Siedler

Es war ein König in Frankreich, der war sehr hart gegen seine Untertanen und verfolgte sie ihres Glaubens wegen. Da zogen viele nach Deutschland, manche darunter aber, bei denen das Geld zur Weiterreise nicht reichte, ließen sich im Hochwalde nieder, weit weg von den übrigen Dörfern, bauten sich Hütten von großen Holzscheitern und verdichteten die Ritzen mit Moos. So lebten sie viele Jahre ungestört im Hochwalde,

bekamen Kinder und Kindeskinder und lebten von Holzfällen, Kohlenbrennen, Schnitzen und dergleichen. Später glaubte die Obrigkeit, sie machten die Gegend unsicher und befahl, sie sollten in Dörfern und Weilern zusammenwohnen. Einige ließen sich nun am großen Weiher nieder, aus dem die Tran fließt, und nannten den Ort Tranenweiher; andere in Berfink (einem Waldrevier, das von der Pervinca ganz über zogen ist, fälschlich wird der Ort Bierfink oder Boerfink genannt), noch andere „in der Muhl" (Mulde). Später kam fremder Zuzug von Holz- und Hüttenarbeitern und andern, aber es waren noch viele französische Namen in den Ortschaften. Auch manche Ortsbezeichnungen wie Kaspars Bruch, am Erbskopf, wo noch lange die Trümmer von Kaspars Hütte zu sehen waren, ferner der Hansadams Buhr, der nicht weit von der Idarquelle entspringt, und Schacks und Jäckels Hüttenplatz.

Die Prinzessin im Vorkastel

Zwei gute Stunden nordwestlich von Birkenfeld im südlichen Zuge des Hochwaldes liegt eine mächtige Quarzfelsmasse, das Vorkastel, von dem der Bergzug steil in das Tal der Tran abfällt, die Umwohner sagen, es seien die Reste einer großen Burg, und die Gewölbe sind noch da; wenn man nur den Eingang fände! Denn drinnen liegen große Schätze und köstlicher alter Wein, und zwar in seiner eigenen Haut, denn die Fässer sind längst gefault und abgesprungen. In einem Gewölbe steht noch eine sehr schöne Kutsche mit einer goldenen Deichsel, so nahe am Ausgang, daß ein Hahn sie herausziehen könnte. Und in der Kutsche sitzt die schönste Prinzessin von der Welt und schläft, bis ihr Erlöser kommt. Wer die Prinzessin mit ihren Schätzen erlösen könnte! Wer sie aber erlösen will, der muß durch einen engen Gang in das Gewölbe kriechen, und da hängt ein großer schwerer Mühlstein an einem seidenen Faden, und ein greulicher Riese steht dabei, bereit, den Faden durchzuschneiden, wenn man darunter durchkriechen will. Schon manchen haben Geister dahingeführt, sie und die Prinzessin zu erlösen, und haben ihm auch fest versprochen, es solle ihm nichts geschehen. Wer aber den Schrecken gesehen hat, ist sogleich umgekehrt und dem hätte man das Schönste auf der Welt versprechen können, den brachte nichts wieder dahin.

Von solch einer goldenen Kutsche gibt es noch an verschiedenen Orten auf dem Hunsrück Sagen. Im Mumrich, einem langgestreckten Bergzug bei Theley und Gronig steht eine so nahe unter der Oberfläche verborgen, daß ein Hahn die Wagendeichsel freipicken kann. Gefunden wurde die Stelle aber bis jetzt nicht, obwohl die früheren Rötelgräber von Gronig Zeit genug hatten, den Fundort aufzusuchen. Bei der Schmidburg (zwischen Bundenbach und Schneppenbach) gibt es heute noch einen

„Chaisenweg", der soll nach solch einer goldenen Kutsche benannt sein; kluge Leute dort deuten sich die Sage freilich so: wer den großen Schatz bei der Schmidburg finde (der Eingang zu dem Stollen liege gegen Morgen), der könne in einer goldenen Chaise fahren.

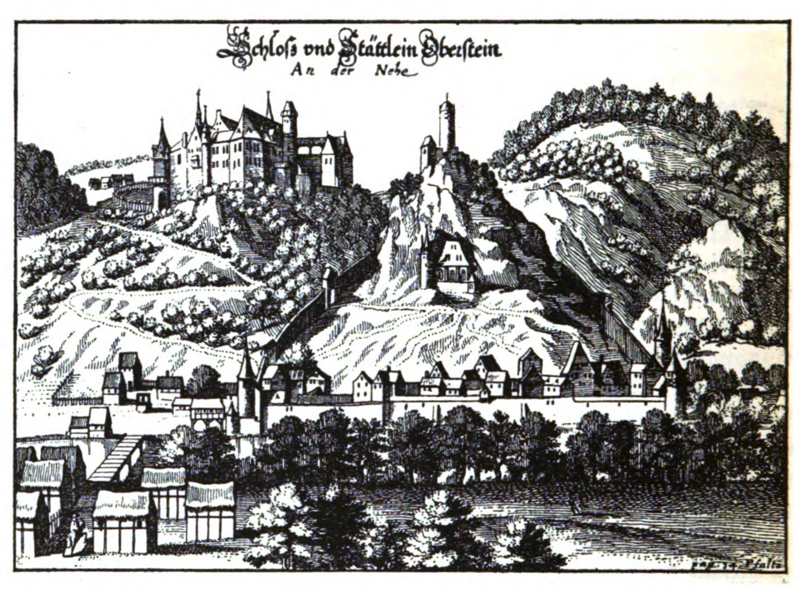
Im Atzenkleb, einem Wald in der Nähe von Oberbrombach, wurde früher Bergbau getrieben. Noch heute liegt der Wald voll Schutthaufen, auch tiefe Gruben finden sich da, wahrscheinlich die Eingänge zu den verfallenen Schächten. Die Bergleute sollen dabei so reich geworden sein, daß das Silber für sie gar keinen Wert mehr gehabt habe. Eines Tages jedoch waren sie mitsamt ihren Reichtümern verschwunden. Sie sollen aber einen goldenen Wagen in einem Gange des Bergwerks haben stehen lassen.

Durch das Nahetal

Die Rübenritter bei Neubrücke

Gegenüber Birkenfeld-Neubrücke liegt auf dem rechten Naheufer ein kleiner Bergkegel mit steilen Abhängen, den man den Schloßberg nennt. Dort soll eine herrliche Burg gestanden haben, der Sage nach haben die einst zwei fränkische Ritter aus den Trümmern eines römischen Wartturms erbaut; sie fielen dann aber auf einem Kriegszuge, und die drei Töchter des einen Ritters erbten den ganzen Burgbering. Doch wurden sie eines Tages von Raubrittern daraus vertrieben, denen war das Burgnest gerade recht; von da aus durchstreiften sie das ganze Land ringsum und raubten den Bauern die Feldfrüchte. Besonders gern aßen sie Rüben, und wenn sie mit ihren zweirädrigen Karren den steilen Schloßberg herunterkamen, hörte man die Räder schon kreischen: „Riewestehle, Riewestehle, Riewestehle!" Wenn es die Bauern aber rechtzeitig merkten und ihrer genug zusammenkamen, um den Raub zu hindern, und dann die Karren leer wieder heimfahren mußten, dann sagten die Räder bei der langsamen Fahrt den Schloßberg hinauf ganz betrübt: „Ma han kä Riewe kritt, ma han kä Riewe kritt." Aber das kam nur selten vor, denn die Räuber kannten alle die in dieser Zunft üblichen Kniffe, die Leute zu täuschen, so daß man nie recht wußte, wo sie waren. Sie sollen auch gar nicht rittermäßig, sondern sehr struppig und wild ausgesehen haben, und auch die Weiber, die das geraubte Vieh hüteten, gingen den ganzen Tag ungewaschen und ungekämmt umher; erst abends, wenn's auf der Burg hoch herging, dann kämmten und putzten sie sich. Diese Landplage währte so lange, bis Kaiser Rudolf kam, das Nest aushob und die Räuber an den Galgen hängen ließ. — Die zur Burg gehörigen Ländereien bekamen die drei Gemeinden, die den von den Räu-

dern vertriebenen drei Edelfräulein eine Zuflucht gewährt hatten. — Die Geister der drei gehenkten Raubritter will man um Mitternacht des öfteren dort beim Schloßberg gesehen haben, sie schwebten ohne Beine in der Luft. Auch soll auf dem Berge eine Stelle sein, die man nicht betreten kann, ohne daß einen jäh das Entsetzen überfällt; man hört auf einmal ein Raunen und Rauschen in den Sträuchern und Bäumen, das nimmt immer mehr zu, wird zum Sturm und hört nicht auf, bis man über die Stelle hinaus ist. Und einmal soll ein Mann bei Nacht sich dort in das Gehege des Burggespenstes verirrt haben, der hat nicht vor- und nicht rückwärts gekonnt, bis ihm wer mit einer langen Haselrute auf die Schulter klopfte und sagte: „Jetzt mach, daß du fortkommst."



Die Felsenkirche bei Oberstein

Über dem Städtchen Oberstein an der Nahe steht eine steile Felswand, da ist in halber Höhe eine hohe Grotte eingesprengt und in ihr eine Felsenkirche eingebaut, deren hintere Wand ist das Felsgestein selbst und es entspringt darin ein Quell. Auf dem Gipfel des Felsen aber liegen die Trümmer der alten Burg Oberstein. Vor Zeiten wohnten dort zwei Brüder, Emich und Wyrich, die liebten beide das Burgfräulein von Lichtenberg, und aus Eifersucht hat der eine von den beiden Brüdern den andern vom Felsen hinabgestürzt. Das Fräulein ging in eine Klause am Disibodenberg und starb vor Leid. Nach einer andern Sage hat ein

mutwilliger Streich mit einer Katze, genau wie der zu Manderscheid, den einen Bruder in solche rasende Wut gebracht.

Bald reute ihn seine Tat, aber alle Bittfahrten halfen nichts, er fand keine Ruhe. Endlich sagte ihm ein Einsiedler, er solle tun, was ihn ein Traum heißen werde. Und er hatte danach wirklich einen solchen Traum. Er zog heim und hämmerte mit eigener Hand in dem Felsen eine Grotte aus; und wie der Quell hervorkam, da wurde der stille Büßer getrost, als sei er nun seiner Erlösung gewiß. Und wie die Kirche in der Grotte erbaut war und zum ersten Male darin das Hochamt gehalten werden sollte, da fand man ihn tot vor dem Hochaltar liegen, er hatte nun Frieden.

Der Teufelsfels bei Bruschied

Auf dem Lützelsoon (nördlich von Kirn) steht der Teufelsfels, von dem sieht man an die dreißig Dörfer im Umkreis. Hier soll der Teufel den Heiland versucht und zu ihm gesprochen haben: „Dies alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest, nur Schneppenbach und Bruschied kannst du nicht haben, denn die hab ich schon meiner Großmutter versprochen.“ — Nach andern aber hat er gerade die zwei Dörfer und Bundenbach noch dazu dem Heiland zuerst angeboten, und als der sich weigerte, ihm auch alle andern Ortschaften, die man von da aus sehen kann, versprochen, nur Rhaunen nicht, das wollte er selbst behalten. Da habe Jesus gesagt: „Wenn du mir Rhaunen noch gibst, dann bet' ich dich an.“ Das habe aber der Teufel nicht getan und da habe ihm Jesus den Rücken gekehrt.

Der Schinderhannes

Man versteht das, wenn man erfährt, daß hier im Soon und Lützelsoon der Schinderhannes zu Hause gewesen ist und wie die Leute dort zu ihm gestanden haben. Der Pächter vom Kalenfelser Hof war einmal nach Schmidburg (am Hahnenbach) zum Schinderhannes gekommen und hatte von ihm Geld geborgt; dafür gab er ihm eine Zeit sicheres Quartier auf seinem Hof, räumte ihm zwei Stuben im oberen Stock ein. Und dabei hatte das Haus nur eine Türe, die von der Seite des Berges leicht besetzt werden konnte, ohne daß man es im Hause gewahr wurde. Zwei Gendarmen hätten die ganze Bande leicht fangen können, denn aus dem Fenster springen war hier nicht möglich, es ging da auf einen jähen Abhang hinaus. Elf ganze Tage haben die Räuber dort gesessen. Täglich ritten die Gendarmen von Kirn da vorüber und Schinderhannes sah ihnen aus dem Fenster nach; die Behörden ahnten nichts und die Bauern sagten nichts. Ja, es waren sogar drei Schneider in voller Arbeit an einer neuen Ausstattung für den Hauptmann und seine Frau, die bekam natürlich alles in Seide. Der eine saß dort selbst auf dem Hof



bei der Bande, der andere auf der Birkenmühle, der dritte in Hahnenbach. Als der von der Birkenmühle den fertigen Anzug nach dem Kalenfelser Hof bringen wollte, begegnete ihm unterwegs der Schinderhannes mit seiner Frau. Auf der Stelle zog sich der Räuber aus, ging nackend auf der Straße auf und nieder, schlug sich auf den Hintern und rief mit heller Stimme: „Ihr Gendarmen, kommt und holt den Schinderhannes!" Dann zog er seine neuen Kleider an und ging nach Kalenfels zurück. Ein Metzger von Kirn hat es mit angesehen und oft erzählt. Ganz Kalenfels, Hahnenbach, Sonnschied und Griebelschied wußte, wo der Schinderhannes war. Die jungen Bursche gingen auf den Kalenfelser Hof, karteten und tranken mit ihm. Andere kauften ihm in Kirn Munition, keiner hat ihn verraten. Schinderhannes gab sogar damals in Griebelschied einen Ball, und die schönen Bauernmädchen aus der Nachbarschaft tanzten mit den Räubern und ließen sich von ihnen traktieren.

Und auf der Oberstreiter Kirb (Kirchweih in Oberstreit, zwischen Waldböckelheim und Sobernheim), wo es toll herzugehen pflegte, soll einmal ein Trupp französischer Soldaten, die aus ihrem Kantonnementsquartier Sponheim zum Tanzen hergekommen waren, von der Schinderhannesbande totgeschlagen worden sein.

Schinderhannes hatte es besonders auf die Juden abgesehen. Sie getrauten sich gar nicht mehr einzeln zu reisen, und zogen immer in großen Scharen zu Markt, oft unter militärischer Bedeckung. Aber auch so waren sie noch nicht ihres Lebens und ihrer Habe sicher. An Markttagen pflegte Schinderhannes mit seinen Getreuen auf der Spitze der Felsen zu sitzen, unter denen der Weg vorbeiführt; so saß er einst, als in Kreuznach Markt war, bei Waldböckelheim an der Nahe. Da kamen ihrer dreißig herangezogen, darunter fünf Bauern. Erst versicherte sich Schinderhannes durch sein Fernglas, daß kein verkleideter Gendarm darunter war, dann ließ er den Haufen bis an eine Stelle kommen, wo nur ein schmaler Fußsteig zwischen den Felsen und der Nahe durchführt. Hier trat einer von der Bande den Juden entgegen; ein zweiter erschien mit gespanntem Hahn auf dem Felsen, und als die Juden kehrt machten, schnitt ihnen Schinderhannes selbst den Weg ab. Während er ihnen die Taschen durchsuchte, mußte ihm Jakob von Meisenheim, der starr vor Entsetzen dastand, die scharfgeladene Büchse halten. Darauf befahl ein anderer Räuber ihnen, die Stiefel auszuziehen, die wurden auch noch genau nachgesehen, und dann auf einen Haufen geworfen. Als die Handelsmänner sie nun wieder nehmen durften, gab es ein großes Gezanke, mehrere, die nur Schuhe angehabt hatten, behaupteten, sie hätten auch Stiefel ge-

Ansicht von Burg Dhaun
Lithogr. nach einer Zeichnung von J. C. Scheuren

habt; die Räuber standen dabei und lachten und die Bauern gaben ihnen noch verstohlene Winke, wo noch Geld zu finden wäre.

Als sie den Schinderhannes endlich gefaßt hatten, wurde er von Frankfurt auf einem Wagen zusammen mit dem berüchtigten Räuber Matthias Fetzer nach Mainz transportiert. Unterwegs wollte nun das eine Rad am Wagen nicht mehr fort. Da sagte Fetzer: „Sieh, Kamerad, so ist es auch mit unserm Lebensrade, es ist auch ins Stocken geraten und geht nicht mehr weiter.“ — „Ach, was wird's sein,“ antwortete Schinderhannes, „mit sechs, acht Jahren Galeere hoff' ich durchzukommen.“ — Aber Fetzer ließ es sich nicht ausreden: „Du sollst sehen, es geht uns beiden um den Kopf.“ Und er hat recht behalten.

In Rheinböllerhütte erinnert man sich noch einer alten Witwe, die wohnte in einem jetzt längst verschwundenen Häuschen auf dem Werke, es mögen sechzig Jahre her sein. Das war eine Schwägerin vom Schinderhannes, man konnte bei ihr das Spinnen lernen, aber die Leute hielten sie für eine Hexe und fürchteten ihren bösen Blick; sie soll auch unter anderm eine Stelle im Walde gewußt haben, wenn man da einen Stein hinwarf, so bekam man von einer Stimme eine Prophezeiung über die eigene Zukunft.

Der Affe zu Dhaun

Hoch über der Simmerbach, die vom Hunsrück der Nahe zufließt, liegen die Trümmer des Schlosses Dhaun, das einst einem Zweige der Wildgrafen, dann den „Wild- und Rheingrafen“ gehörte. Über dem Türbogen des Palas ist in rotem Sandstein ein Bild ausgehauen, das von der Sage folgendermaßen gedeutet wird: Die Wärterin des Grafenkindes war einmal an der Wiege eingenickt, und als sie wieder aufwachte, war das Kind fort. Sie meinte, Zigeuner hätten es gestohlen, und lief ganz verzweifelt in den Wald und wollte sich da verstecken, um nur dem Grafen nicht in die Finger zu kommen. Wie sie nun mitten im Soonwald war, sah sie auf einmal das Kind auf weichem Moos gebettet liegen und ruhig schlafen, und dabei saß der Affe des Grafen und schlief auch. Der hatte es in den Wald hinausgetragen und ihm Äpfel und Beeren und wilden Honig gebracht und es auf seinem Schoß in Schlaf gewiegt, geradeso wie er es bei der Amme gesehen hatte. Jetzt nahm die aber schnell das Kind und lief damit aufs Schloß und kam mitten in die große Aufregung und Verwirrung hinein, die dort um das vermißte Kind war. Da war auf einmal aller Jammer in Freude verkehrt und der Graf ließ zum Andenken den Affen in Stein aushauen, wie er dem Kinde einen Apfel hinhält.

Die Gründung des Klosters Disibodenberg

Auf der Fahrt naheabwärts, kurz vor der Station Waldböckelheim und dem Tunnel, sieht man rechts auf einer Höhe jenseits des Flusses die Trümmer der Abtei Disibodenberg. Sie wurde im 6. oder 7. Jahrhundert von Disibodus gegründet, der war aus seinem Bistum in Irland vertrieben worden und kam nach langer Pilgerschaft in den Nahegau, und zu dem Berge, wo Nahe und Glan zusammenfließen. Ermüdet vom Wandern steckte er seinen Stab in die Erde, um zu rasten und das herrliche Land zu beschauen. Da fing der Stecken an zu grünen und Blätter zu treiben, in der Nähe weidete eine Hirschkuh an einem frischen Quell, und am Fuße des Berges vereinigten sich zwei Flüsse. Dem fremden Gottesmann kam ein Traum in den Sinn, darin hatte ihm einst ein Engel diesen Ort gezeigt, da solle er wohnen. Nahe bei der Quelle baute er sich nun eine Hütte, seine drei Gefährten aber, Giswald, Clemens und Sallust, bauten sich bequemere Wohnungen oben auf dem Berge.

Der Schatz im Klosterkeller

In der Fehde zwischen Alexander von Zweibrücken und dem Pfalzgrafen Ludwig V., im Jahre 1504, wurde das Kloster geplündert und fast in Trümmer gelegt. Als die Feinde nahten, ließ der Abt den Klosterschatz im Keller vergraben. Hinter einem Fasse aber lag der Bruder Pförtner, Anselmus, und schlief. Von dem Geräusch der schaufelnden Männer erwachte er, verhielt sich aber sehr stille. Als dann das Kloster eingenommen und die Insassen geflüchtet waren, machte sich der Pförtner an die Hauptleute: wenn sie ihm sein gebührend Teil geben würden, so wolle er ihnen den Ort zeigen, wo der Klosterschatz liege. Als man aber die Kiste dem Versteck enthoben hatte und es nun ans Teilen ging, da sagte der Ritter Braun von Schmidtburg: „Pförtner warst du, darum sollst du unter der Pforte hängen. Das ist dein gebührend Teil, du Verräter.“ Und so geschah es. Seit der Zeit geht der Geist des Pförtners um in den Gewölben.

Der Jude und der Schatz

Das Kloster verfiel mehr und mehr, das Volk aber glaubt immer noch, daß irgendwo verborgene Schätze lägen. Einem armen Juden soll es einmal beinah geglückt sein, sie zu heben. Er war so arm, daß er sich ein Nachtquartier in dem Klosterkeller zurechtgemacht hatte. In der Nacht vor dem Tage des heil. Benedikt träumte er, es würde plötzlich hell um ihn, und da stand ein Steintisch, der ganz mit Goldstücken bedeckt war. Um den Tisch herum saßen zwölf Männer, das waren die zwölf Apostel. Petrus sagte zu ihm: „Wenn du dreimal um den Tisch läufst, ohne das Gold anzusehen oder anzurühren, dann ist alles dein.“ Sogleich begab er sich ans Laufen, und als er bald den dritten Rundlauf beendet hatte, da ließ Judas, der auch dabei war, ein Goldstück wie von ungefähr vor

seine Füße rollen. „Was du hast, das hast du," dachte der Ärmste und bückte sich, das Goldstück zu erhaschen. In demselben Augenblick aber bekam er eine derbe Ohrfeige, er hörte die Glocke in Staudernheim eins schlagen, und um ihn war alles dunkel. Doch das Goldstück hatte er und tröstete sich damit auf seinem Mooslager. Der Schatz aber ist noch ungehoben und kann nur einem zuteil werden, der keinen Betrug geübt hat und, ohne die Absicht, Schätze zu finden, in der bestimmten Nacht an dem bestimmten Platze übernachtet.



Kaiser Heinrichs Gefangennahme durch seinen Sohn

Auf Schloß Böckelheim hat einst der alte Kaiser Heinrich IV. gefangen gesessen. Sein eigener Sohn Heinrich hatte sich gegen ihn erhoben, angeblich weil der Vater immer noch im Bann war. Zum Schein hatte er sich dann mit ihm ausgesöhnt, und nachdem er dreimal geschworen, daß er alles, was in seiner Macht stünde, tun werde, des Kaisers Feinde zum Frieden zu bringen, hatte er ihn in Bingen gefangennehmen und

von da nach Böckelheim führen lassen. Burgvogt war dort der Ritter Hildebert; er hatte zwei Kinder, Hildebert und Hildegardis, die nachmals eine berühmte Heilige und Prophetin geworden ist. Die Kinder dauerte der traurige fremde Mann, der Knabe faßte ein Herz zu ihm, aber die kleine Heilige, als sie hörte, der Bann des Papstes liege auf ihm, schreckte zurück und wollte für ihn beten.

Weiter nordwärts von Böckelheim im Gebirge kommt man nach Sponheim, wo einst ein vielgenanntes Grafengeschlecht saß.

Die Gründung von Sponheim

Zur Zeit der ersten salischen Kaiser warb Graf Berthold von Vianden um Frau Hedwig, eine Gräfin im Nahegau. Weil er ihr aber einen Blutsverwandten erschlagen hatte, so gab sie ihm zur Antwort, erst solle er zur Buße ins Heilige Land ziehen und dort ein Heiltum erwerben, sei es auch nur ein Nagel oder Span. Darauf ist auch der Graf ausgezogen, hat sich wacker mit den Ungläubigen herumgeschlagen und ist, als die Waffen ruhten, zum Heiligen Grabe gepilgert. Dort glückte es ihm, von einem Juden einen Span vom Kreuze des Heilands zu kaufen; er ließ dafür einen kostbaren goldenen Schrein machen, mit dem Namen der Gräfin darauf, und fuhr dann heim. Auf der See aber erlitt er Schiffbruch und verlor das Kästchen. So kam er traurig mit leeren Händen zu der Gräfin zurück und erzählte ihr, wie es ihm ergangen war. Da forschte sie ihn weiter aus, wie das Kästchen ausgesehen habe, und wie sie hörte, ihr Name habe auf dem Deckel gestanden, da holte sie voller Freude ein Kästchen herbei und erzählte, das habe denselben Morgen ein Jüngling beim Pförtner für sie abgegeben. Der Graf erkannte darin sogleich den Goldschrein mit der Reliquie. Und der Gräfin war es ein Zeichen vom Himmel, daß sie sich dem Grafen vermählen solle. Beide bauten nun miteinander ein herrliches Schloß und daneben eine Kirche. Und die Burg wie das Geschlecht, das darauf erwuchs, wurde nach dem Span in der Truhe Spanheim oder Sponheim genannt.

Die Grafen taten sich durch Frömmigkeit hervor, Graf Stephan erweiterte die Kirche zu einem Kloster, eine Gräfin Jutta, Äbtissin der Klause für adelige Jungfrauen zu Disenberg, verwandelte Wasser in Wein und ging trockenen Fußes über die Glan. Ein Graf von Sponheim ist aber davon auszunehmen, es ist der, von welchem Johann Trithemius, der berühmteste Abt des Sponheimer Klosters berichtet:

Graf Walram, der wilde Jäger

Im Jahre 1354 starb Graf Walram der Ältere von Sponheim am 21. Dezember, am Tage St. Thomae, im 79. Jahre seines Lebens und wurde in der Kirche zu Sponheim begraben. Nach dessen Tode ging der Burgkaplan einmal bei Nacht über das Feld, das zwischen Winter-

burg und Pferdsfeld liegt. Da hörte er im nahen Walde rufen, wie wenn ein Jäger seine Hunde auf das Wild hetzt. Ängstlich horchte der Priester, was das wohl für eine Stimme an solchem Orte in der Nacht sein möge, da war auf einmal eine Meute von schwarzen schrecklichen Jagdhunden um ihn herum, und mitten zwischen ihnen ein Mann, dessen Kleid brannte wie Feuer und er saß auf einem schwarzen Rosse, fürchterlich anzuschauen. Jetzt sprach er den Priester an — der war halbtot: „Herr Gottfried, fürchtet Euch nicht, diesmal geschieht Euch kein Leid, weil Ihr heute gebeichtet und eine Messe für Verstorbene gelesen habt. Ich bin die Seele des jüngst verstorbenen Grafen Walram, und leide diese Strafe, solange Gott im hohen Himmel es so will, weil ich so unmäßige Lust am Jagen hatte. Damit hab ich meinen armen Untertanen viel Schaden getan auf Äckern und Weinbergen, und das eigene Heil verabsäumt. Nun bitte ich dich, sage meinem Sohne von mir, daß er zu meiner Erlösung dreißig Messen lesen lasse, an dreißig Tagen nacheinander, an jedem von diesen Tagen ebenso viele Armen speise und sie einmal mit neuem Tuch bekleide; dann dem Metzger Peter zu Kreuznach 200 Goldstücke wiedergebe, die ich wissentlich zu Unrecht um ein kleines Vergehen von ihm genommen habe. So hoffe ich, daß ich durch Gottes Barmherzigkeit erlöst werde." Damit verschwand all das Gespenste wie vom Sturmwind fortgerissen; der Priester aber hatte solche Angst ausgestanden, daß er nur mit Not nach Hause kam. Sein Gesicht war ganz verändert, sein Haar plötzlich weiß geworden. Von jener Stunde hat man ihn nie mehr lachen sehen, er war immer traurig und in sich gekehrt.

Noch heute spricht man dort von dem wilden Jäger Graf Walram, der in stürmischen Herbstnächten mit Troß und Meute durch den Wald jagt.

Abt Trithemius ein Zauberer

Von Johann Trithemius, der 1483 als Einundzwanzigjähriger zum Abt von Sponheim gewählt wurde, erzählte man schon zu seinen Lebzeiten Wunderdinge und hielt ihn für einen Magier, wenn nicht für Schlimmeres, und lange hielt nicht bloß das Volk, auch ein Teil der gelehrten Welt daran fest.



Er war ein sehr gelehrter und weiser Mann, urteilte man von ihm, doch in dem nit weis, daß

er dem Teufel gar zugetan und geheim war; er wollte es zwar nicht wahr haben, gab für, es ginge alles natürlicher Weis zu, welches ihm doch nimmer kein verständiger Christ glaubet. Als er Abt war zu Sponheim auf dem Hunsrück (da war der Teufel Abt nach dem Sprichwort), da hat er auch eine köstliche Liberei (Bücherei) eingerichtet. Dieser Abt hat viel Wunderwerk getrieben, vorab Geister beschworen, und ist dadurch den großen Herren bekannt, anmutig und geheim worden. Kaiser Maximilian der Erste hatte zum Ehegemahl Maria, Karols von Burgundien Tochter, die ihm herzlich lieb war und um deren Tod er sich heftig betrübte. Dies wußte der Abt wohl und erbot sich, wenn es ihm gefalle, so wolle er sie ihm wieder vor Augen bringen, daß er sich an ihrem Angesicht ergötze. Der Kaiser ließ sich überreden und willigte in den gefährlichen Fürwitz. Sie gehen miteinander in ein besonder Gemach, nehmen noch einen zu sich, daß ihrer drei waren, und der Zauberer gebot ihnen, daß bei Leibe ihrer keiner ein Wort rede, solange das Gespenst währe. Maria kommt hereingegangen, wie der verstorbene Samuel zu Saul, spaziert fein säuberlich vor ihnen über, der lebendigen, wahren Marien so ähnlich, daß gar kein Unterschied war und nicht das geringste daran mangelte. Ja, in Bemerkung und Verwunderung der Gleichheit wird der Kaiser eingedenk, daß sie ein schwarz Flecklein hinten am Halse gehabt; auf das er hat acht, und befindet's auch so, als sie zum andern Mal vorüberging. So eben weiß der Teufel, wie ein jeder geschaffen ist, und so ein gut Gedächtnis hat er, und solch ein Meister ist er im Abkonterfeien. Da ist dem Kaiser ein Grauen ankommen, hat dem Abt gewinkt, er solle das Gespenst wegtun, und danach mit Zittern und Zorn zu ihm gesprochen: „Mönch, mache mir der Possen keine mehr!" und hat bekannt, wie schwerlich er sich habe enthalten, daß er sie nicht ansprach. Wäre das geschehen, so hätte ihn der böse Geist umgebracht, darauf war's gespielt; aber Gott hat den frommen, gottesfürchtigen Herrn gnädiglich behütet und gewarnt, daß er hinfort solcher Schauspiele müßig ging.

Einmal ist Trithemius ins Frankenland gereist, und unter andern sein Gefährte gewesen ein vornehmer Mann, Kaiserlicher und der Stadt N... Rat, der hat erzählt, sie seien in ein Wirtshaus kommen, wo nichts Gutes zu essen und zu trinken gewesen. Da hat der Abt nur ans Fenster geklopft und gesprochen adfer! (d. i. „bringe!") Nicht lange darnach wird eine Schüssel mit einem gekochten Hecht zum Fenster hereingereicht und daneben eine Flasche Wein. Davon hat der Abt gegessen und getrunken; die andern haben ein Abscheuen davor gehabt und es nicht genossen.

Von Böckelheim nach Südwesten, auf dem rechten Ufer, liegt der Lemberg, der höchste Berg an der Nahe, dicht am Fluß; er soll reiche Schätze bergen, besonders an Quecksilber. Darum durchziehen ihn Schächte und Stollen, die in früheren Jahrhunderten angelegt, jetzt aber verfallen sind, wenngleich von Zeit zu Zeit wieder Mutungen versucht werden. Die drei berühmtesten Gruben waren in alter Zeit die Drei Züge, Ernestiglück und Geißkammer.

Die Quecksilbergruben im Lemberg

Ein verarmter Ritter von Ebernburg jagte einmal am Lemberg im Walde; er schoß nichts und dachte über seine Not nach, da erschien ihm der Teufel und sagte, gerade an der Stelle wären reiche Schätze in der Erde, er wolle sie ihm schenken, wenn er einen von den Halmen zöge, die er ihm hinhielte. Zöge er den längsten, dann solle seine Seele dem Teufel gehören, zöge er den mittleren, dann nähme der Teufel seines Weibes Seele, zöge er den kleinsten Halm, dann sei sein Söhnchen ihm verfallen. Der arme Ritter aber schüttelte sich vor Grausen und wollte nicht. Da bekam er eine schallende Ohrfeige, daß er taumelte und ihm die Sinne schwanden. Wie er zu sich kam, lag er in der Nähe seines Schlosses. Aber der Teufel hatte nicht bedacht, daß der Ritter den Wald kannte wie seine Tasche; er fand den Fleck wieder, wo ihm der Teufel erschienen war, grub nach und stieß auf reiche Quecksilberadern. Darauf legte er ein Bergwerk an, das nannte er die Drei Züge, das brachte ihm reichen Gewinn.

Ein armer Bergknappe, namens Ernst, arbeitete in den Drei Zügen, und weil er fleißig und brav war, half ihm heimlich ein Bergmännlein, daß er immer doppelt soviel förderte wie seine Mitknappen. Aber froh war er dabei doch nicht, er hatte eines Bauern Tochter zu Feil lieb, und der Vater wollte nur einen reichen Schwiegersohn. Wie das Bergmännlein seinen Schützling so traurig sah, fragte es ihn, was er hätte, und als der Knappe es ihm erzählt hatte, fragte es: „Hast du denn gar kein Eigentum?" — „Ach, nur eine Steinhalde mit ein paar Hecken, wo kaum meine Geißen ihr Futter finden." Da beschaute der Berggeist die Halde und sprach: „Mensch, du bist ja reicher als die Schultheißen von Feil und Bingert zusammen, unter deinem Felde liegen herrliche Quecksilberadern." Und so war es, der arme Bergknappe wurde reich und führte seine Braut heim und nannte die Grube Ernestiglück.

Die Große Geißkammer endlich soll davon ihren Namen haben, daß dort eine Höhle gewesen ist, in der eine arme Frau aus Bingert wohnte mit ihren Kindern und drei Geißen, der hatten die Schweden ihre Hütte verbrannt. Zu ihr kam dasselbe Bergmännlein, klopfte mit einem Schlägel an die Wand und sprach: „Da steckt Euer Glück drin; geht nach

Kreuznach und sagt dem Amtmann, wenn er Euch Halbpart gäbe, dann wolltet ihr ihm ein Erzlager zeigen." Das tat die Frau auch und es fand sich, daß in der Geißkammer reichere Erzschätze als in den anderen Gruben waren. Als die andern Gruben des Berges schon abgewirtschaftet waren, wurde in ihr immer noch geschürft.

Die Ebernburg

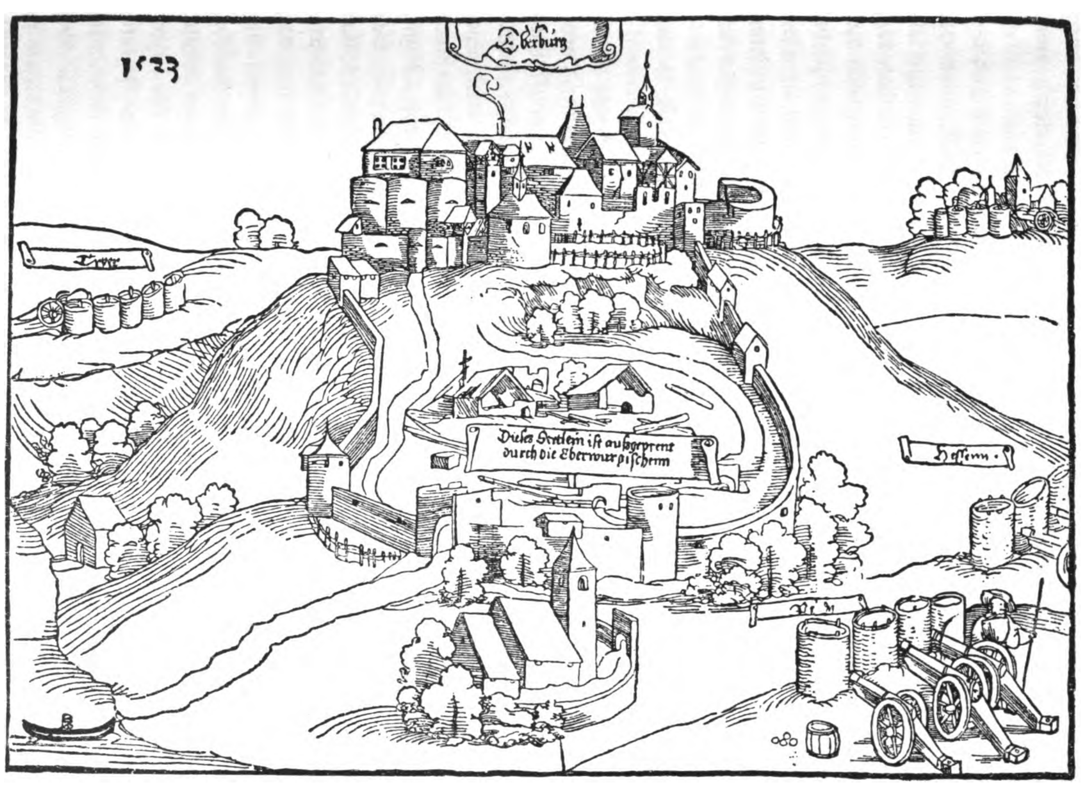
In dem Winkel zwischen Alsenz und Nahe, zu dem man auf der Wanderung vom Lemberg weiter flußabwärts gelangt, liegt die Ebernburg. Von ihrem Namen gibt es eine der beliebten Belagerungssagen. Einst als Burg und Ort von einem übermächtigen Heere fast ausgehungert waren, ließ der Burgherr das letzte Stück Vieh, einen mächtigen Eber, im Angesicht des Feindes hervorführen und zum Schlachten niederwerfen, aber nur zum Schein, er kam lebendig wieder in den Stall. Das Spiel wurde ein paarmal wiederholt, der Feind ließ sich täuschen und zog ab. Zum Andenken wurde über dem Burgtor und am Eingang des Ortes ein Eber in Stein gemeißelt.

Die große Zeit der Burg aber begann erst, als sie in den Besitz der Sickingen kam.

Franz von Sickingen



Als Herrn Schweikhers (Schweikards) Hausfrau, so berichtet die Flersheimer Chronik, zu Ebernburg Franzen ihres Sohnes niederkommen sollt, da ist Herr Schweikher zu der Stund der Geburt in seiner Kammer gesessen, und weil er ein großer Mathematikus gewesen und des Gestirns Lauf gekannt, hat er die Art der Läuf des Himmels, in was Stand derselbe in der Stunde der Geburt gestanden, mit Fleiß erforscht, und befunden eine wunderbarliche Konstellation, so sich am Himmel ereugt: wenn dies Kind ein Sohn würde, daß er auf dem Erdreich wunderbarliche Zeit haben und ein treffentlich Ansehens in der Welt bekommen, sein End aber beschwerlich sein werde. Solches zeigte er seiner Hausfrauen Margareten an, die hat ihn nachmals, als Franz daher wuchs, des öfteren daran erinnert. Da hat ihr Herr Schweikher geantwortet: „Ja, liebe Hausfrau, er wird noch ein anderer Mann werden. Gott weiß, wie es sich enden wird." Über etliche Zeit, als Franz schon verheiratet war und eine treffentliche Sach ausgericht, da saßen bei Herrn Schweikher über Tisch der Guardian von den Barfüßern zu Kreuznach und Bleikher Landschad von Steinach. Da hat Herr Schweikher, als Franz vom Tisch aufgestanden und hinweggegangen, einen tiefen Seufzer über ihn geholt. Das der Guardian gesehen und gesagt: „Was



Belagerung der Feste Ebernburg 1523
Anonym. Holzschnitt

habt Ihr über Euren Sohn geseufzt, das ist ein feiner junger Gesell; nur stellet er sich an, als wollt er feist werden." Darauf hat Herr Schweikher geantwortet: „Nein, er wird die Größe seines Leibs wohl tragen mögen, aber gegen der Welt wird er groß werden. Wie das ein Ende wolle nehmen, das weiß Gott."

Die Kugeltaufe zu Ebernburg

Einer von den Streitern für den evangelischen Glauben, die Sickingen aufnahm, Caspar Aquila aus Augsburg, hatte als Feldprediger mehrere Kriegszüge Sickingens mitgemacht und befand sich auf der Ebernburg, als nach dem unglücklichen Ende des Ritters der Erzbischof von Trier vor die Ebernburg zog und sie beschoß. Wie die erste Stückkugel in die Burg einschlug, trug ein Landsknecht sie dem Prediger hin und verlangte, er solle sie taufen, denn die Landsknechte glaubten, dadurch würde die Burg uneinnehmbar werden. Aquila aber weigerte sich, eine so gotteslästerliche Handlung vorzunehmen und war weder durch Bitten noch Drohungen zu bewegen. Da wurde der Landsknecht so wütend, daß er mit seinen Kameraden den Geistlichen packte und in einen großen ehernen Mörser steckte, um ihn in die Luft zu schießen. Aber das Zündkraut versagte zweimal. Da sah zum Glück der Hauptmann noch rechtzeitig, wie aus dem Mörser zwei Menschenbeine herausstanden; er zog den gepeinigten Mann heraus; der aber sprang sofort auf und schrie: „Und ich will dir sie dennoch nit täffe (taufen)!"

Das Huttental

Jenseits der Alsenz am Fuße des Rheingrafensteins kommt ein Bach die Schlucht herab in die Nahe; im Sommer ist meist nur wenig Wasser darin, nach Regenwetter aber stürzt er sich rauschend in unzähligen Wasserfällen herab über Steine und moosige Felsblöcke. Eine kleine Waldlichtung an diesem Bache, der die Kehrebach heißt, wird Huttental genannt, denn nach der Sage hat Ulrich von Hutten dort sich gern ergangen und auf seine Schriften gegen die Papisten und Dunkelmänner gesonnen, auch sich vor seinen Feinden verborgen gehalten.

Das Kehrebacher Knüppchen

Nach der Volkssage aber wohnt an der Kehrebach ein Spuk. Manchmal, wenn die armen Weiber und Kinder im Walde dürres Holz sammeln, liegt am Wege ein prächtiges Buchenknüppche; das tun sie sich zu unterst in ihren Sack, damit es nicht etwa der Herr Förster ihnen wieder abnimmt. Der Sack wird schwerer und schwerer, aber das gerade ist der Trägerin recht, denn jetzt weiß sie, es ist das echte Kehrbacher Knüppchen. Wenn man das glücklich heimbringt, ist es zu Hause schieres Gold. Aber noch keinem ist dies gelungen, jedesmal, wenn der Sack am allerschwersten war und das arme Weib schon gedacht hat, jetzt sei das Knüppchen bereits zu Gold geworden, da hat's unheimlich

im Sack geraschelt, ist herausgesprungen, gerade in die Kehrebach hinein, und dann in tollen Sätzen über die Steine talwärts, daß das Wasser nur so hoch gespritzt ist, und dazwischen hat's boshaft gelacht.

Die Erbauung des Rheingrafensteins

Bei dem Rheingrafenstein hat man sich nicht denken können, daß die Burg dort oben von Menschenhänden erbaut sei, der Sage nach hat der Rheingraf mit dem Teufel abgemacht, daß der ihm in einer Nacht dort oben auf dem Felsen ein Schloß bauen und dafür die erste Seele haben solle, die zum Fenster hinausschaute. Als aber das Schloß am Morgen fertig stand, graute dem Grafen davor, es zu beziehen. Aber nicht der Gräfin, die ritt auf ihrem weißen Zelter dem Zuge voran, dann folgte der Burgkaplan auf einem Esel und dann kam der Graf mit seinen Reisigen und dem Gesinde. Der Teufel saß als großer Vogel auf dem Dache und freute sich, als er den Burgkaplan sah, denn er dachte, der würde gewiß aus Neugier zuerst aus dem Fenster hinabschauen. Aber die Gräfin ließ rasch den Esel in den Rittersaal bringen, band ihm ein Kräglein um, drückte ihm das Barett vom Kaplan auf die Ohren und ließ ihn so den Kopf zum Fenster hinausstecken. Sofort stieß der Teufel auf ihn herab und wollte mit ihm über die Nahe nach dem Rotenfels fliegen. Aber da fing der Esel erbärmlich an zu schreien, und jetzt sah sich der Teufel erst seinen Fang richtig an. Als er merkte, daß er wieder um seinen Lohn geprellt war, ließ er wütend den Esel fallen, und die Stelle am Burgfelsen, wo er aufschlug, soll mit dem Abdruck des Kopfes und der langen Ohren noch zu sehen sein.

Der Trunk aus dem Stiefel

Einst hatte ein Rheingraf viele Herren aus dem Gau bei sich zu Gaste, und wie sie beim Weine saßen, nahm der Burgherr einen großen Stiefel, den ein Kurier dort hatte stehen lassen, goß ihn voll und sagte, wer den mit einem Zuge leere, der solle das Dorf Hüffelsheim haben. Keiner getraute sich daran, nur der Ritter Boos von Waldeck rief: „Dann gebt mir das Schlückchen her, zum Wohle, ihr Herren!", nahm den Stiefel, schwenkte ihn und trank ihn aus. Er starb in der folgenden Nacht, aber seiner Familie verblieb das Dorf, das er mit seinem Trunk gewonnen hatte, jahrhundertelang.

Der Rheingraf im Faß

Auch der Hof der rheingräflichen Vettern zu Grumbach, wo es in Wirklichkeit einfacher und haushälterischer zugegangen ist, kommt in der Sage nicht ohne ähnliche Nachrede weg. Wenigstens erzählt man von einem der dortigen Rheingrafen, er sei ein großer Zecher und Schlemmer gewesen, und seine Bauern hätten sich gegen ihn empört und ihn in ein riesiges Weinfaß geworfen, um ihn im Wein zu ertränken. Als sie aber am dritten Tag kamen, so heißt es weiter, um ihn zu begraben, da kam

er lebend und ganz durstig aus dem Fasse hervor, das hatte er inzwischen leergetrunken.

Als an der Nahe, wo jetzt Kreuznach liegt, noch alles Volk heidnisch war, kam aus einem fernen christlichen Lande übers Meer ein Glaubensbote, der errichtete auf einer Insel im Fluß ein hohes Steinkreuz und begann den Leuten seinen Glauben zu lehren. Da kam ein Fischer zu ihm, dem hatte der Fluß seine Hütte fortgerissen, und der bat den Meister des großen Steinkreuzes, ihm zu lehren, wie man ein Haus bauen könne, das fest wäre gegen Wind und Wetter und Wellen. Da fing der Gottesmann mit ihm auf dem Felsenboden einen Bau an, der war selber fest wie der Fels, und als das Haus fertig stand, da gefiel das den Leuten im Lande rings so gut, daß nun viele kamen und sich dort ansiedelten, wo der Fischer gewohnt hatte, und sich bekehren ließen.

Die Gründung Kreuznachs

Graf Johann der Lahme von Sponheim, der auch Herr über Kreuznach war, wurde dem Erzbischof von Mainz feind, wegen der Burg Böckelheim, und fing an die Mainzischen Lande mit seinen Vettern zu verheeren. Als dies Erzbischof Werner gesehen, so berichtet eine Binger Chronik, hat er ihm auch keine Seiden gesponnen, sondern ist ihm mit Heerskraft ins Land gefallen, und bei Gentzingen nit fern von Sprendlingen ist es zur Schlacht kommen. Unter andern war ein Metzger von Kreuznach, der hieß Michael Mort, ein starker und herzhafter Mann; der stritt also mannlich gegen den Feind, daß er sich einen ewigen Namen gemacht. Graf Johann nämlich hat sich unter den Feinden mit eigner Hand rapfer gewehret, da er aber an einem Fuß lahm war, haben ihn die Feinde umringt und gefangen. Als aber gedachter Michael Mort sah, daß sein Herr in Gefahr war, fiel er samt anderen Metzgern von Kreuznach in die Feind und erlöst also seinen Herrn mit eigenem Blut, und ist Graf Johann auf seinem Pferd mit großer Müh entronnen. Michel Mort aber, der sich mitten unter den Feinden befand, schlug mit seinem Schlachtschwert zur Rechten und zur Linken, daß er allein bei zwanzig umbracht. Letztlich wurde er durch die Menge der Feind überwunden, an den Füßen verletzt und zum Fall gebracht, erholt sich doch bald wieder, und ob er schon nit konnt stehen, hat er sich doch tapfer auf den Knien gewehret, also daß er noch fünf seiner Feind erlegt und noch viele verwundete. Letzlich aber huben die Seinigen an, die Flucht zu nehmen, und hatt' er niemand der ihm zu Hülf ist kommen, wurde also von den Mainzischen erschlagen und starb mit großer Ehr unter den Feinden.

Michel Mort

Auf der Stelle, wo er gefallen war, wurde ein Denkstein mit seinem

Bild errichtet, der aber 1568 umgestürzt worden ist. Die Flur jedoch behielt den Namen Michel-Mort-Feld.

Dr. Faust

Von Kreuznach spricht auch der anscheinend frühste Bericht über den Dr. Faust, der ist dort eine Zeitlang Meister der Lateinschule gewesen und soll in der Saugasse (jetzt Karlstraße) gewohnt haben. Johannes Trithemius schreibt über ihn in einem Brief an den Mathematiker Johannes Virdung im August 1507: Der Mensch, von dem Du mir geschrieben hast, Georg Sabellicus, der sich herausnahm, sich den Fürsten der Nekromanten zu nennen, ist ein marktschreierischer Landstreicher und verdient, daß man ihn auspeitscht, damit er sich nicht wieder untersteht, so nichtswürdige und der heil. Kirche feindliche Dinge öffentlich zu treiben. Schon die Titel, die er sich beilegt, verraten den hohlen und verrückten Kopf. Er nennt sich Magister Georgius Sabellicus, Faust der jüngere, Born der Nekromanten, Astrolog, zweiter Magus, Chiromantiker, Agromantiker, Pyromantiker, in des Wassers Kunst der zweite. Was ist das für ein dummdreister wahnwitziger Mensch, aller ordentlichen Kenntnisse bar, einen Narren sollte er sich lieber nennen als einen Magister. Aber mir ist seine Nichtsnutzigkeit nicht verborgen. Als ich im vorigen Jahre aus der Mark Brandenburg heimkehrte, fand ich diesen Menschen selbst bei der Stadt Gelnhausen und vernahm in der Herberge, was für frevelhafter Dinge er sich vermessen hatte. Sowie er aber hörte, ich wäre da, entwich er aus dem Gasthaus und war durch niemanden zu bewegen, sich vor mir sehen zu lassen. Wie mir etliche Priester in der Stadt erzählten, hat er vor vielen Leuten gesagt, er habe alle Wissenschaft so studiert und im Gedächtnis, wenn die Bücher des Plato und Aristoteles mit ihrer ganzen Philosophie allesamt verloren gingen, so wäre er imstande, sie sämtlich und noch schöner wiederherzustellen. Später ist er nach Würzburg gekommen, und soll in großer Gesellschaft mit derselben Aufschneiderei gesagt haben, die Wunder Christi seien nichts so Wunderbares, er könne alles tun, was Christus getan habe, so oft und wann er wolle. In diesem Jahre kam er auch nach Kreuznach, und hier hat er mit derselben Windbeutelei sich unerhörter Dinge vermessen, sich für den vollkommensten aller Alchymisten ausgegeben, von denen man je gehört; sich gerühmt, er wisse und könne, was nur immer die Menschen wünschten. Es war in der Zeit die Lehrstelle an der Schule frei, die verschaffte ihm der Amtmann Franz von Sickingen, der viel auf die geheimen Künste hält. Da begann er bald auf die ruchloseste Weise mit den Knaben Unzucht zu treiben, und als das an den Tag kam, entzog er sich der Strafe durch die Flucht. Das ist es, was ich aus sicherster Quelle über

diesen Menschen weiß, mit dem Du so gerne einmal zusammenkommen möchtest.

Endlich ist auch noch eine bekannte Schatzsage auf Kreuznach übertragen worden:

Wie die erste Kreuznacher Solquelle gefunden wurde

Da war ein Soldat, der hat geträumt, wenn er nach Mainz ging auf die Brücke, dort würde er sein Glück suchen und würde es auch finden. Und so hat er zweimal geträumt, da hat er das seinen Kameraden erzählt. Die haben ihn aber ausgelacht, und für Geckerei haben sie gesagt: „Da geh dahin." Später hat er es wieder geträumt, da hat er sich Urlaub geholt und ist des Morgens früh auf die Mähnzer Brück gange, und von des Morgens an den ganzen Tag auf der Brück auf und ab gangen bis des Abends; en Brückeknecht hätt'm de ganze Tag zugesehn. Das kam dem sonderbar für, und er frug den Soldat, ob er ebbas suche oder auf jemand warte dät. „Nä," sagt' der, „das net, aber ich schäme mich bald es zu sagen. Ich han dreimal geträumt, wenn i of Mähnz gäng, of die Brück, da würd ich mein Glück suche und würd' es auch da finne. Nu sein ich de ganze Tag hierum gange und han doch nichts gefonne." Da hat der Brückeknecht gelacht und gesagt: „Ja, wemmer aufs Träume soll achtgebe. Do han ich letzt geträumt, wenn ich nach Kreuznach ging, hinter Kreuznach, da ständ e' Häusche, und hinter dem Häusche, da ständ' en große Birnbaum. Wenn ich unter dem Baum nach dät grabe, so würd' ich mein Glück finne." Und das Häuschen, das war dem Soldat seinem Vater. Der Soldat ist darauf heim und hat das seinem Vater erzählt, da haben sie an dem Baum nachgegraben und fanden da die erste Salzquelle.

Bingen / der Rheingau und Ingelheim

Der Binger Mäuseturm

Zu Bingen ragt mitten aus dem Rhein ein hoher Turm, von dem nachstehende Sage umgeht. Im Jahr 974 ward große Teuerung in Deutschland, daß die Menschen aus Not Katzen und Hunde aßen und doch viel Leute Hungers sturben. Da war ein Bischof zu Mainz, der hieß Hatto der andere, ein Geizhals, dachte nur daran, seinen Schatz zu mehren und sah zu, wie die armen Leute auf der Gasse niederfielen und bei Haufen zu den Brotbänken liefen und das Brot nahmen mit Gewalt. Aber kein Erbarmen kam in den Bischof, sondern er sprach: „Lasset alle Armen und Dürftigen sammlen in einer Scheune vor der Stadt, ich will sie speisen.“ Und wie sie in die Scheune gegangen waren, schloß er die Türe zu, steckte mit Feuer an und verbrannte die Scheune sammt den armen Leuten. Als nun die Menschen unter den Flammen wimmerten und jammerten, rief Bischof Hatto: „Hört, hört, wie die Mäuse pfeifen!“ Allein Gott der Herr plagte ihn bald, daß die Mäuse Tag und Nacht über ihn liefen und an ihm fraßen, und vermochte sich mit aller seiner Gewalt nicht wider sie behalten und bewahren. Da wußte er endlich keinen anderen Rat, als er ließ einen Turm bei Bingen in den Rhein bauen, der noch heutigen Tags zu sehen ist, und meinte sich darin zu fristen, aber die Mäuse schwammen durch den Strom heran, erklommen den Turm und fraßen den Bischof lebendig auf.



Johannes Trithemius, bei dem wir der Sage zum ersten Male begegnen, der sich aber sowohl auf die Volksüberlieferung wie auf ältere Aufzeichnungen beruft, erzählt zum Schluß etwas anders: „Hatto fuhr in einem Kahn hinüber zu einem Turm, der stand seit alten Zeiten mitten im Rhein zur Wacht“, der Bischof hat ihn demnach nicht erst bauen lassen. „Er steht noch heute“, schließt Trithemius, „bei Bingen mitten im Rhein und wird vom Volke der Mausturm genannt (in der lateini-

schen Erzählung des Trithemius: murium arx = Turm der Mäuse) und liegt dem Schloß Ehrenfels gerade gegenüber, wo der Zoll erhoben wird."

Der Mauth-Turm, als den wir uns wohl den Bau seinem Ursprunge nach zu denken haben, war also in der Sage schon vor mehr als vier Jahrhunderten zu dem Mäuseturm geworden.

Adalbert von Babenberg

Im Jahre 905 zu König Ludwig des Kindes Zeiten, trug sich eine Begebenheit zu, die man lange auf Kreuzwegen und Mahlstätten vor dem Volke singen hörte, und deren die geschriebenen Bücher von den Taten der Könige nicht geschweigen. Adalbert, ein edler fränkischer Graf, hatte Conraden, König Ludwigs Bruder, erlegt; und wurde in seiner Burg Babenberg darum belagert. Da man aber diesen Helden mit Gewalt nicht bezwingen konnte, so sann des jungen Königs Ratgeber, Erzbischof Hatto von Mainz, auf eine List. Mit frommer Gleißnerei ging er hinauf zu einem Gespräch in das Schloß und redete dem Adalbert zu, die Gnade des Königs zu suchen. Adalbert, fromm und demütig, fügte sich gerne, bedung sich aber aus, daß ihn Hatto sicher und ohne Gefahr seines Lebens wieder in die Burg zurückbringe. Hatto gab ihm sein Wort darauf, und beide machten sich auf den Weg. Als sie sich dem nächsten Dorfe, namens Teurstat, näherten, sprach der Bischof: „Es wird uns das Fasten schwer halten, bis wir zum Könige kommen, sollten wir nicht vorher frühstücken, wenn es dir gefiele?" Adalbert, einfältig und gläubig nach der Art der Alten, ohne Böses zu ahnden, lud den Bischof alsbald nach diesen Worten bei sich zum Essen ein, und sie kehrten wieder in die Burg zurück, die sie eben verlassen hatten. Nach eingenommenem Mahl begaben sie sich sodann ins Lager, wo die Sache des Fürsten vorgenommen, und er der Klage des Hochverrats schuldig gesprochen, und zur Enthauptung verdammt wurde. Als man dieses Urteil zu vollziehen Anstalt machte, mahnte Adalbert den Bischof an die ihm gegebene Treue. Hatto antwortete verräterisch: „Die hab' ich dir wohl gehalten, als ich dich ungefährdet wieder in deine Burg zum Frühstücken zurückführte." Adalbert von Babenberg wurde hierauf enthauptet, und sein Land eingezogen.

Andere erzählen mit der Abweichung: Adalbert habe gleich anfangs dem Hatto eine Mahlzeit angeboten, dieser aber sie ausgeschlagen, und nachher unterwegens gesagt: „Fürwahr, oft begehrt man, was man erst ablehnt, ich bin wegmüd und nüchtern." Da neigte sich der Babenberger auf die Knie, und lud ihn ein, mit zurückzugehen und etwas zu essen. Der Erzbischof aber meinte sich seines Schwures ledig, sobald er ihn

zur Burg zurückgebracht hatte. Die Verurteilung Adalberts geschah zu Tribur.

Herzog Heinrich und die goldene Halskette

Heinrich, Ottos Sohn, folgte in sein väterliches Erbe, sowie in die meisten Güter, die auch Otto vom Reiche getragen hatte, doch nicht in alle, weil König Conrad fürchtete, Heinrich möchte übermächtig werden. Dieses schmerzte auch Heinrichen, und die Feindschaft, wie Unkraut unter dem Weizen, wuchs zwischen beiden. Die Sachsen murrten; aber der König stellte sich freundlich in Worten gegen Heinrich, und suchte ihn durch List zu berücken. Des Verrates Anstifter wurde aber Bischof Hatto von Mainz, der auch Grafen Adalbert, Heinrichs Vetter, trüglich ums Leben gebracht hatte. Dieser Hatto ging zu einem Schmied und bestellte eine goldene Halskette, in welcher Heinrich erwürgt werden sollte. Eines Tages kam nun einer von des Königs Leuten in die Werkstätte, die Arbeit zu besehen, und als er sie betrachtete, seufzte er. Der Goldschmied fragte: „Warum seufzet Ihr so?" „Ach," antwortete jener, „weil die so bald rot werden soll vom Blute des besten Mannes, Herzogs Heinrich." Der Schmied aber schwieg still, als um eine Kleinigkeit. Sobald er hernach das Werk mit großer Kunst vollendet hatte, entfernte er sich insgeheim und ging dem Herzog Heinrich, der schon unterwegs war, entgegen. Er traf ihn bei dem Orte Cassala und fragte: wo er hin gedächte? Heinrich antwortete: „Zu einem Gastmahl und großen Ehren, wozu ich geladen worden bin." Da entdeckte ihm der Schmied die ganze Beschaffenheit der Sache; Heinrich rief den Gesandten, der ihn eingeladen hatte, hieß ihn allein ziehen, und den Herren danken und absagen. Für Hatto soll er ihm folgenden Bescheid mitgegeben haben: „Geh hin und sage Hatto, daß Heinrich keinen härtern Hals trägt als Adalbert; und lieber will er zu Haus bleiben, als ihn mit seinem vielen Gefolg belästigen." Hierauf überzog Heinrich des Bischofs Besitzungen in Sachsen und Thüringen und befeindete des Königs Freunde. Hatto starb bald darnach aus Verdruß, einige sagen, daß er drei Tage später vom Blitzstrahl getötet worden sei. Das Glück verließ den König, und wandte sich überall zu Herzog Heinrich (hernachmals Heinrich der Vogler genannt).

Binger Bleistift

Im Gemeinderat von Bingen wollte der Bürgermeister einmal etwas aufschreiben. „Hat einer der Herren", fragte er, „vielleicht einen Bleistift?" Alle fuhren in die Tasche, alle bedauerten. Nach Schluß der Sitzung lud er die Herren ein, noch etwas dazubleiben; er wolle ihnen ein paar Pröbchen von seinem selbstgezogenen Eifeler Riesling vorsetzen und ihre Meinung darüber hören. „Hat einer der Herren vielleicht einen


Die Statt
BING.
Se vend A LEIDE, Chez PIERRE VANDER AA.
Avec Privilege
R

Stopfenzieher?" fragte er. Wie auf Kommando fuhren wieder alle Herren in die Taschen, und da erschienen im Nu soviel Stopfenzieher als Ratsherren da waren, große und kleine, kostbare und gewöhnliche, aber alles handfeste, praktische Stopfenzieher. Alle sahen sich an und lachten, und seitdem nennt man in der Umgegend dieses Instrument einen „Binger Bleistift".

Der Kaplan von St. Rochus

Auf der Nordseite des Rochusberges bei Bingen, der weit über den ganzen Rheingau hinschaut, steht die Kapelle des Heiligen, der gegen Pest und ansteckende Krankheiten hilft. Der Berg ist auf allen Seiten, selbst nach Norden, mit Reben bepflanzt, aber nur an der Südseite wächst der köstliche Scharlachberger. An der Kapelle im Dienst von St. Rochus wirkte lange Zeit ein Kaplan, der war ein sehr vergnügter und trinkfester Herr, und manche Geschichte von ihm ist noch im Umlauf. So war er einmal bei dem Abt vom Johannisberge zu Gast und bekam von dem einen sauren Krätzer vorgesetzt, der auf der Schattenseite des Berges in einem regnerischen, kühlen Sommer gereift war. „Bonus vinus", sagte der Kaplan und trank nicht weiter. Wie dann aber besserer Wein kredenzt wurde, kostete er bedächtig und sagte vergnügt: „Vinum bonus!" Da rief der Abt: „Nun bringt vom besten Johannisberger Riesling!" und wie die Flasche entstöpselt war, füllte sogleich ein herrlicher Wohlgeruch wie von hochreifen Trauben den ganzen Saal. Wie verklärt setzte der Kaplan den Becher an die Lippen, trank in tiefen Zügen, stellte ihn leer auf den Tisch und sagte begeistert, „Vinum bonum! — — Ja, Herr Abt, je besser der Wein, desto besser das Latein!"

Als aber einmal der Pfarrer von Aßmannshausen ihm einen Roten vorsetzte, angeblich selbstgekelterten, in Wahrheit aber ein sehr mäßiges Gewächs, da lobte er den Wein bis an die Sterne, ohne jedoch mehr als dann und wann einen Anstandsschluck zu nehmen. Wie dann aber echter Aßmannshäuser aufgetragen wurde, da sagte er kein Wort, trank aber ein Glas nach dem andern. „Wie ist das?" sagte der Wirt, „als ich Euch den geringen vorsetzte, da wart Ihr des Lobes voll, und bei dem vorzüglichen redet Ihr kein Sterbenswörtchen?" Aber der Herr Kaplan sagte: „Was soll ich den loben? So ein Wein lobt sich selber!"

Der Wisperwind

Der Rheingau beginnt mit Lorch, wo die Wisper in den Rhein mündet. Das Wispertal ist aber bei Schiffern und Fischern verschrien wegen seines scharfen Nordostwindes, des „Wisperwindes", der besonders gegen Abend weht und rheinaufwärts bis nach Bingen zu spüren sein soll; früher sagte man, er käme jeden Tag zweimal den Rhein herauf, er soll

auch gesundheitsschädlich sein, doch meint man in Bingen, es wären vor allem die Fremden, die ihn nicht vertrügen, den Einheimischen tue er nichts.

Die Teufelsleiter bei Lorch

Unterhalb Lorch am rechten Ufer der Wisper liegen die Reste der Burg Nollich; am Südwesthang der zackige Felsgrat heißt die Teufelsleiter, davon wird eine ähnliche Sage erzählt wie von dem Teufelsweg auf Falkenstein in der Eifel; es soll da ein Junker mit des Teufels Hilfe hinaufgeritten sein, um des Burgfräuleins willen. Vor hundert und etlichen Jahren wurde auf dem Rathause zu Lorch noch der Zaum des Pferdes, oder der Sattel nach andern, gezeigt. Aber schon zu Simrocks Zeit wurde ausgelacht, wer am Rathaus danach fragte.

Kaiser Karl pflanzt Reben zu Rüdesheim

Als Kaiser Karl einst im Winter zu Ingelheim saß, und alles rings um seine Pfalz im Schnee lag, da sah er, wie drüben auf der andern Rheinseite bei Rüdesheim die nach Süden gelegenen Berghänge im hellen Sonnenschein glänzten und ganz frei von Schnee waren. Und wie er das so manchen Tag gesehen hatte, dachte er, wie herrlich auf den Höhen die Rebe gedeihen müßte. Und als der Frühling kam, schickte er Knechte nach Orleans und ließ dort Orlänner Setzreben holen, die wurden am Rüdesheimer Berg gepflanzt. Sie gediehen gut, und als drei und ein halbes Jahr um waren, da konnte der Kaiser den ersten Rüdesheimer Most trinken. Und wie der Wein im Fasse gereift war, hielt er eine große Weinprobe zu Ingelheim. Wohl mundete den Herren der feurige Wein vom Vesuv und aus Griechenland, auch der aus Burgund und von der Mosel, aber den Preis gaben sie zuletzt dem Rüdesheimer; er war stark wie die, aber duftreicher als sie alle.

Und wenn es ein gutes Weinjahr geben soll und die Reben blühen, dann steigt Kaiser Karl aus seiner Gruft in Aachen und schreitet rheinauf und segnet die Reben.

Karls Winzella

Winkel, von wo der Weg den Klingelbach hinauf und durch den Johannisgrund nach Johannisberg geht, soll aus einem Weinlager entstanden sein, das Karl der Große errichtet hat; so hat man wenigstens in Winkel selbst gern erzählt. Aber der Name, in Jahrbüchern des 9. Jahrhunderts und noch in einer Urkunde vom Anfang des zwölften „Winzella", ist aus Vinicella abzuleiten und demnach dem Orte von den Römern beigelegt, die hier eine Weinniederlage einrichteten. Bei oder in Winkel gab es in alter Zeit auch eine „Heidentalsgasse". Ferner gab es einen „Heidenkeller" bei Bretzenheim in der Nähe von Mainz und bei Heidesheim.

Rhabanus und die Ratten

Zu Winkel im sogenannten grauen Haus hat einst der berühmte und

gelehrte Erzbischof Rhabanus Maurus gewohnt, wenn er den Sorgen des Kirchenregiments für eine Weile entrinnen wollte. Und da ist er auch im Jahre 856 gestorben. Einmal pilgerte er zum Grabe des heil. Goar und ließ sein Haus leer zurück. Keine Menschenseele blieb darin. Wie er nun heimkam, stürzte ihm an der Schwelle seines Gemaches ein ganzes Rudel Ratten entgegen. Er trat hinein und sah, sie hatten alles zernagt und sogar das Evangelienbuch auf dem Betpulte nicht verschont. Da sprach der heilige Mann einen Fluch über die ruchlose Brut, und sogleich stürzten sich alle Ratten in den Rhein, und keine ihres Stammes wagte seitdem mehr sich in Winkel zu zeigen. Und wenn zufällig eine Ratte mit Stroh oder Päckereien aus einem Schiffe gelandet wird, sagen die Schiffer, dann macht sie sogleich kehrt und springt lieber in den Rhein, als daß sie in Winkel bleibt. Auch soll noch in Winkel ein uralter Keller sein, den man für einen Teil vom ehemaligen Hause des Erzbischofs Maurus hält. Und das Volk glaubt, Schutt aus diesem Keller — oder von der Stelle, wo der Altar des Rhaban gestanden hat — wär ein kräftiges Mittel gegen Ratten- und Mäuseplage.

Weinprobe zu Eberbach

Große Verdienste um den Rheingau und seinen Weinbau haben auch die Zisterziensermönche in Eberbach gehabt (bei Hattenheim), die auch den Steinberg angebaut haben. Die Gewölbe unter der Abtei werden noch als Keller benutzt. Zu der Zeit, als noch die Mönche selbst dort wirtschafteten, war unter den großen und kleinen Fässern ein kleines, das *machte* dem Bruder Kellermeister viel zu schaffen, er nannte es sein Schmerzenskind; es war zwar die feinste Riesling-Auslese vom Steinberg darin und der Wein war nun schon so alt, daß er seine Vollreife haben mußte, aber er hatte einen fatalen Beigeschmack und der wollte nicht weichen. Zwar wenn einmal der Spunden gehoben wurde, füllte der Wein mit würzigem Blumenduft den ganzen Keller, „aber", sagte der Bruder Kellner, „ich bleibe dabei, er schmeckt nach Leder". Der Bruder Koch aber, der auch eine feine Weinzunge hatte, meinte: „Der Wein schmeckt köstlich; was Ihr nur immer mit Eurem Leder wollt! — Aber ein klein wenig nach Eisen schmeckt er allerdings." Und die beiden stritten und probten, probten und stritten, und keiner gab nach. Und sie probten so oft und so lange, bis nichts mehr zu proben war. Wie man aber das Fäßchen schwenken wollte, da rappelte es verdächtig auf dem Boden hin und her, und als man nachsah, war es ein kleines Schlüsselchen an einem Lederriemchen. Beide hatten also recht gehabt, aber das Schlüsselchen vergruben sie tief in den Waldesgrund, daß es nie wieder in ein Faß mit dem edeln Steinwein käme.

Ein Brenner

Riehl, der ja als geborener Biebericher Land und Leute im Rheingau gründlich kannte, mag uns erst erklären, was ein Brenner ist: „Ein ‚tüchtiger Brenner', wie man am Rhein den vollendeten Zecher nennt, trinkt alltäglich seine sieben Flaschen, wird steinalt dabei, ist sehr selten betrunken und höchstens durch eine rote Nase ausgezeichnet. Die Charakterköpfe der gepichten Trinker, der haarspaltenden Weingelehrten und Weinkenner, die übrigens doch allesamt mit verbundenen Augen durch die bloße Zunge noch nicht roten Wein vom weißen unterscheiden können, der Weinpropheten, der Probenfahrer, die von einer Weinversteigerung zur anderen bummeln, um sich an den Proben gratis satt zu trinken, finden sich nirgends anders in so frischer Originalität, als im Rheingau."

Weinlese und Weinprobe

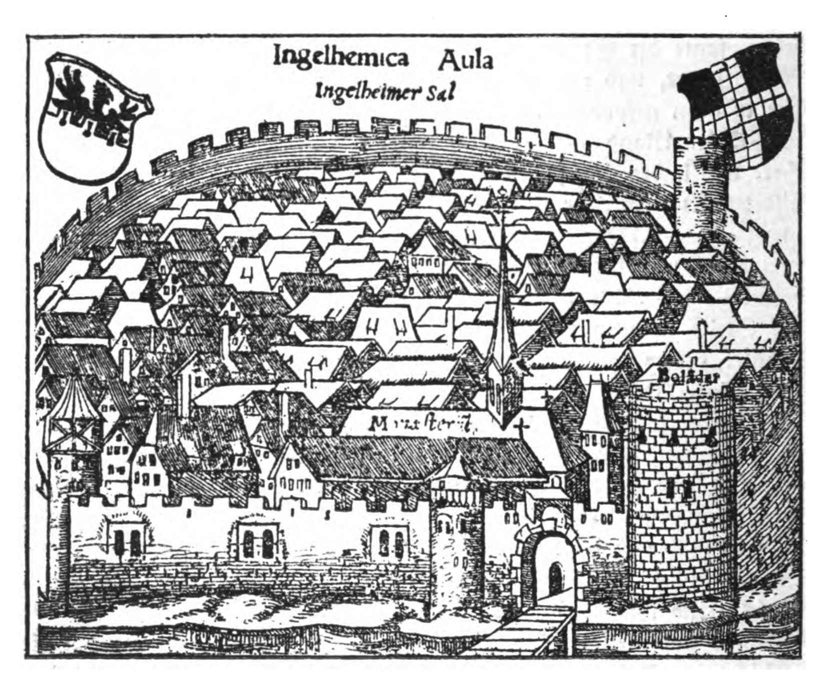


Es war im Rheingau einmal ein alter Junggeselle, dem ging auch nichts über solche Weinproben; nächstdem aber hing sein Herz am meisten an seinem Pudel. „Wenn's mein Kind wär," sagte er wohl manchmal, „ich könnt' es nicht lieber haben, das Tier. Es fehlt ihm nichts, als daß es auch sprechen kann. Wer ihm das beibringen könnte! Ich wollt' es mich auch was kosten lassen. Und wenn ich mir jeden Tag einen Schoppen abziehen sollte." Das hörte ein fahrender Schüler, der bot sich sofort als Sprachmeister für den Pudel an, nur müsse der Herr ihm hundert Gulden vorschießen, denn die Geheimmittel, die er dazu benötige, seien teuer. Der Herr gab den Pudel und gab das Geld, und da es gerade zu der Zeit war, wo man im Rheingau den jungen Herbst eingebracht hatte, so hatte er so viel Wein zu probieren, daß er erst nach ein paar Wochen wieder zu dem Schüler kam und nach seinem Pudel fragte. Ja, das war ganz großartig gegangen, er hätte nie so ein kluges Tier ge-

sehen, sagte der Sprachmeister, schon nach ein paar Tagen hätt's das Abc gekonnt, und nach zwei Wochen schon ganze Sätze. „So? was hat er denn gesprochen?" — „Es waren schlimme Sachen, von Euch und Eurer Magd —" — „No, wenn's weiter nichts war," sagte der Herr und lachte, „ja, ja, es ist ein nett' Mädchen." — „Und dann, Ihr bildetet Euch ein, Ihr wärt ein Brenner, aber Ihr hättet gar keine Ahnung —" — „Was hat das Vieh gesagt?" — „Und könntet gar nichts vertragen, und bekämt nach dem dritten Schoppen schon einen Haarbeutel —" — „Das ist ja ein ganz infames Vieh, tot hättet Ihr's auf der Stelle schlagen sollen!" — „Das hab ich auch getan," sagte der Schüler, bekam von dem Herrn noch ein schön Stück Geld zum Lohn und ging seiner Wege.

Von dem Rheingauer, der sich erhängen wollte

Nirgends, sagt Riehl, legt seltener ein Mann Hand an sich selbst als im Rheingau, besonders aber ist es in der ganzen Chronik des Gaues unerhört, daß ein Lebenssatter je die Todesart des Erhängens gewählt hätte. Nur einmal war ein Rheingauer Mann, der sich erhängen wollte. All sein Hab und Gut war zerronnen, das letzte Hausgerät hatten sie ihm gepfändet. Da ging der Mann auf den Speicher, nahm einen neuen Strick, strich ihn mit Öl, damit er besser rutsche, drehte eine kunstvolle Schlinge und stellte sich unter einen Querbalken. Er wollte eben die verhängnisvolle Reise antreten, als ihm das halbe Zulästchen einfiel, das noch im Keller lag. Nur noch einen einzigen Schluck auf den Weg! Er besann sich lange; aber er schlich hinunter, nahm den Stechheber und steckte ihn zum Spundloch ein, wo man immer den besten Trunk, so recht das edelste Herzblut des Fasses, herauszieht, und füllte sich einen einzigen Schoppen. Und als er den geleert hatte, fand er, daß der Wein gut sei, und setzte den zweiten darauf. Beim dritten kam ihm der Gedanke, wie es gar töricht wäre, noch einen so großen Rest des guten Weines lachenden Erben zu lassen; darum holte er auch noch den vierten dazu. Als er aber beim siebenten Schoppen angekommen war, lupfte er ganz sacht den Spunden, nahm den neuen geölten Strick, warf ihn zum Spundloch hinein und rief: „So ertränk dich selbst, verdammter Strick! Erst will ich das ganze Faß bis auf den Grund lehren, dann wollen wir sehen, ob du noch zu brauchen bist." Als der Mann aber nach einiger Zeit das ganze Faß wirklich ausgetrunken hatte, fand er, daß der Strick nicht mehr zu brauchen sei. Das war der einzige Rheingauer Mann, der sich erhängen wollte.



Die Ingelheimer Pfalz

Das Schloß, das man jetzund den Ingelheimer Saal nennt, so sagt Sebastian Münster, der selber ein Ingelheimer Kind war, das ist vor achthundert Jahren des großen Kaiser Karles Palast gewesen, da er sich sonderlich viel aufgehalten. Er selbst hatte sich dies Schloß gebaut, und es wird davon gesagt, daß es auf hundert Säulen geruht habe, die Türpfosten von Erz und die Türen mit Gold überzogen gewesen seien. Es sind auch viele, die schreiben, daß er da geboren sei. — Kaiser Friedrich I. und später Kaiser Karl, König zu Böhmen, ließen den Palast zum Gedächtnis des großen Kaiser Karl wieder erneuern, und zu Münsters Zeiten standen noch fünf oder sechs gegossene Säulen darin, welche Carolus Magnus mit noch andern von Ravenna aus Italien dahin bringen lassen, die aber hernach Pfalzgraf Ludwig von dannen nach Heidelberg aufs Schloß führen ließ.

Wie Kaiser Karl stehlen ging

In einer Nacht, als der Kaiser Karl zu Ingelheim in seiner Pfalz lag und schlief, kam ein Engel zu ihm und sprach: „Steht auf, wappnet Euch und fahret stehlen, es ist Gottes Gebot. Und tut Ihr es nicht, so wird es Euch an Euer Leben gehen!" Dem König deuchte das ein fremdes Ding, daß Gott ihm solches entbot, da aber der Engel dreimal und

immer dringender zu ihm sprach, stand er unwillig auf und machte sich auf die Fahrt in Gottes Namen. Wie er so durch den Wald dahinritt, gedachte er an Elegast, den er um kleiner Sache willen mitsamt seinen Leuten von Land und Gut vertrieben hatte und der ein Räuber geworden war; er trieb es aber so listig, daß niemand ihn dabei fangen konnte; und Karl wünschte, daß er in dieser Nacht des Elegast Geselle wäre.

Da kam ein schwarzer Ritter auf schwarzem Rosse durch den Wald. Sie besahen sich ohne Gruß und einer traute dem andern nicht. Der Schwarze wollte wissen, wer der andere wär und was er hier zu dieser Zeit suche. Karl verweigerte ihm die Antwort und sie griffen zu den Schwertern. Aber bei einem starken Schlag, den der schwarze Ritter auf Karls Helm tat, zerbrach ihm das Schwert, nun gab er sich zu erkennen, es war Elegast. Er müsse sein Leben mit Raub fristen, aber er nehme es nur den Reichen, den Bischöfen, Äbten und Kanonichen, da sei für ihn kein Schloß, keine Kiste zu fest. Der König aber sagte, er heiße Albrecht und sei auch auf Raub aus, Elegast solle mit ihm des Königs Schatz bestehlen gehen. Elegast aber verschwor sich, nie und nimmer werde er Hand an seines Herrn Gut legen, der sei nur durch schlechte Ratgeber gegen ihn aufgebracht. Er wolle bei dem Eckerich zu Eckermünde, der Karls Schwester hatte, einbrechen, der habe es verdient durch manche schlimme Tat, sei auch dem König ungetreu. Sie ritten hin, Elegast stieg durch ein Loch, das er mit einem Eisen brach, ein, Karl blieb draußen, den Raub zu empfangen. Elegast nahm ein Kraut in den Mund, da verstand er, wie Hahn und Hund in ihrem Latein zueinander sprachen, draußen stände der König. Elegast stutzte, Karl aber, als er es dem sagte, tat ungläubig und lachte. Da steckte ihm jener das Kraut in den Mund, nun hörte es Karl auch, aber er spottete über seines Gesellen Furcht. „Nun gib das Kraut wieder," sprach Elegast, aber der König konnte es nicht in noch außer seinen Zähnen finden. Da lachte Elegast, er hatte es ihm schon heimlich weggenommen, und sagte, Albrecht wisse ja von Stehlen gar nichts, es sei ein Wunder, daß sie ihn nicht schon längst dabei totgeschlagen hätten. Elegast machte sich nun hinein und an den Schatz und trug heraus, so viel er brauchte. Aber er wollte auch noch einen kostbaren Sattel holen, der hing in der Kammer, wo Eckerich mit seinem Weibe schlief. Doch wie er danach griff, erklangen die vielen goldenen Schellen, die daran hingen, davon erwachte Eckerich und fuhr nach seinem Schwert. Die Frau aber, die auch wach wurde, wollte nicht glauben, daß ein Dieb da sei, und meinte, es sei ein ander Ding, das ihn schon die dritte Nacht nicht schlafen lasse, und lag ihm an und bat

so lange, bis er gestand, daß er ihrem Bruder Karl den Tod geschworen, und ihr den ganzen Anschlag erzählte. Und als sie zornig dawider sprach, schlug er sie, daß sie blutete. Elegast fing das Blut heimlich mit seinem Handschuh auf, nahm den Sattel und erzählte Karl, was er gehört hatte, und war so ergrimmt, daß er wieder hinein und dem Eckerich an den Hals wollte. Da wußte der König, weshalb ihm Gott geboten hatte, stehlen zu gehen. Er redete nun dem Elegast zu, es Karl selbst zu hinterbringen, doch jener scheute sich, vor den König zu kommen. Da sagte Karl, so wolle er selbst der Bote sein. Damit schieden sie voneinander. Karl kehrte in seine Burg zurück, und als nun Eckerich mit seinen Leuten kam, tat man ihnen die Pforte auf, ließ sie in den Hof und nahm sie gefangen. Dann wurden an Elegast Boten gesandt, er solle wieder zu Hofe kommen und der Huld des Königs gewiß sein. Er kam und zeugte gegen Eckerich, und erhärtete sein Wort im Zweikampf mit ihm. Eckerich unterlag und wurde mit seinen Gesellen gehenkt. Elegast bekam die Witwe, Karls Schwester, zum Weibe, und alle lebten fortan in Eintracht.

Eine spätere Sage fügt hinzu, nach dem Engel, der dem Kaiser zu stehlen gebot, habe die Pfalz dann den Namen Ingelheim bekommen. Nach einer andern Sage hat ein Engel, als Karl nach Spanien in den Krieg gegen die Heiden zog, ihm das Schwert gebracht, mit dem er die Feinde besiegte. Seitdem habe man den Ort Engelheim genannt, woraus dann Ingelheim geworden sei.

Säulenrest von der Ingelheimer Pfalz



Mainz

Drusus' Tod und Grabmal

Als Drusus, der ältere von den Stiefsöhnen des Augustus, sich durch die Befestigung von Moguntiacum im Rücken gesichert hatte, unternahm er noch einmal eine Heerfahrt in das jenseitige Germanien. Der römische Geschichtschreiber Cassius Dio berichtet darüber: In dem folgenden Jahre (9 v. Chr.) war Drusus mit Crispinus Konsul. Die Vorzeichen waren nicht glücklich; Stürme und Gewitter richteten großen Schaden an, viele Tempel wurden zerstört; selbst der des kapitolinischen Jupiter und die zunächst liegenden Heiligtümer wurden beschädigt. Doch Drusus achtete nicht weiter darauf, fiel in das Land der Chatten und drang bis zu den Sueven vor. Das Land, das er betrat, unterwarf er, aber es kostete große Mühe; die Germanen, die sich ihm stellten, schlug er, aber es kostete viel Blut. Er zog weiter in das Land der Cherusker, überschritt die Weser und rückte in raschem Zuge bis zur Elbe vor.

Hier machte er vergebliche Versuche, hinüberzusetzen, er mußte wieder umkehren, nachdem er ein Siegeszeichen errichtet hatte. Denn ein Weib von mehr als menschlicher Größe trat ihm entgegen und sprach: „Wohin willst du, unersättlicher Drusus? Das Geschick hat dir nicht bestimmt, dies alles zu schauen. Kehre um! das Ende deiner Taten und deines Lebens ist nahe." Drusus zog in Eilmärschen wieder dem Rheine zu, doch er erkrankte unterwegs und starb. Um die Zeit seines Todes schweiften Wölfe heulend um das Lager; zwei Jünglinge sah man mitten durch den Lagergraben reiten; man hörte eine Wehklage wie von Frauenstimmen, und die Sterne änderten ihren Lauf.

Die Bahre wurde von römischen Obersten und Hauptleuten bis zu den Winterquartieren (am Rhein) getragen, von da ab brachten sie die vornehmsten Männer der Städte, durch welche der Zug kam, bis nach Rom; am Ufer des Rheins aber wurde dem Feldherrn ein Cenotaphium (d. h. leeres Grabmal) errichtet.

Der Eigelstein

Ein Ehrenmal, das ihm seine Legionen in Moguntiacum errichteten, ist nach vieler Meinung der Eigelstein bei Mainz, der daher auch wohl Drusussturm genannt wird. Im Mittelalter dagegen erzählte man von einem Heidenkönig, der habe nicht an die Auferstehung und das Jüngste Gericht glauben wollen und auf seinem Sterbebette befohlen, einen sol-

chen Berg auf sein Grab zu setzen, daß er so leicht nicht heraus könne. Und Matthäus Merian sagt in seiner Topographie des Erzbistums Mainz, der Eigelstein habe seinen Namen nicht von der Figur einer Eichel, sondern von einem gewissen heidnischen Fürsten Eigil, dessen Asche unter dem Stein begraben läge.

Die Goldene Luft

Eine Gasse zu Mainz wurde wegen ihrer hohen und gesunden Lage, die Goldene Luft genannt. Als einst in alter Zeit, man weiß nicht mehr wann, die Stadt von der Pest heimgesucht wurde, blieb allein diese Gasse verschont. In den anderen Stadtteilen wurde die ganze Einwohnerschaft von der Seuche hingerafft, und als das große Sterben vorüber war, wurden die verödeten Viertel von der Goldenen Luft aus wieder besiedelt und mit neuem Leben erfüllt.

St. Alban

Um die Zeit, wo der Mainzer Bischof Aureus durch die Arianer vertrieben wurde, kam Sankt Alban in Gesellschaft des heiligen Theonest nach Mainz. Ihn trieb der Eifer für den wahren Glauben, für den sein dritter Gefährte Ursus schon den Märtyrertod erlitten hatte. In Mainz wurde er auch ihm zu teil, unterhalb der Stadt in dem sogenannten Gartenfelde enthaupteten ihn die Arianer. Nach der Sage soll Sankt Alban sein abgeschlagenes Haupt selbst aufgehoben und durch die Stadt nach dem Mars- oder Marterberge getragen haben. Dabei hielt er unterwegs eine kurze Rast auf der Stätte, die hernach Albansruhe genannt wurde, wie die Inschrift der Kapelle besagte, die zum Gedächtnisse des Wunders errichtet wurde:

Hier hat geruhet Sankt Alban,
Als ihm sein Haupt was abgeschlahn.

Auf dem Marterberge entstand gleichfalls eine Kapelle und später durch den Erzbischof Richolf und Karls des Großen Freigebigkeit eine herrliche Kirche. An der Außenwand hing früher eine schwere eiserne Kette von 63 Gliedern, jedes eine Hand lang, damit sollen einst die hier gemarterten Christen gefesselt worden sein. Nach der Zerstörung des Albanstiftes im Jahre 1552 kam die Kette in den Kreuzgang der Dominikaner. Als dann an Stelle der Klosterkirche Sankt Alban die Albanskapelle gebaut wurde, hing man die Kette wieder am Eingang der Kapelle auf; wo sie hernach hingekommen ist, weiß man nicht mehr.

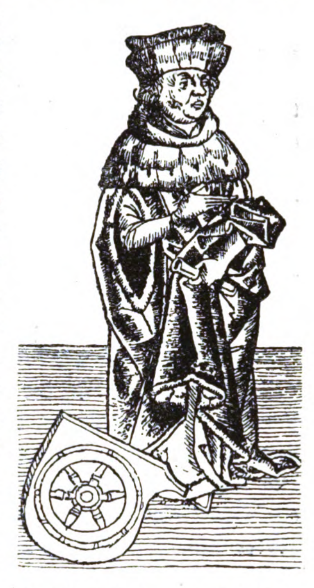
Die silbernen Spindeln

Als Fastrada, Kaiser Karls dritte Gemahlin, in Frankfurt gestorben war, ließ der Kaiser sie in Sankt Alban bestatten und ihre silberne Spindel am Hochaltar aufhängen. Im Jahre 953 wurde Liutgarde, die Tochter Ottos I. und Gemahlin Konrads des Roten, ebenfalls hier, und

zwar nicht weit von der Fastrada begraben; da hingen die Mönche die silberne Spindel der Toten über ihrem Grabe auf.

Erzbischof Willigis

Im Jahre 975 setzte der Kaiser Otto II. an die Stelle des verstorbenen Erzbischofs Rupert von Mainz seinen Kanzler Willigis. Manche waren zwar dagegen, weil Willigis von niederem Stande war, doch Otto wußte, daß Gott nicht die Person ansieht. Und Willigis war schon durch ein göttliches Zeichen als künftiger Seelenhirt bestimmt worden. Als seine Mutter, eine arme fromme Frau, ihn unter dem Herzen trug, da träumte ihr, es strahle eine Sonne aus ihrem Schoße hervor und erfülle die ganze Erde mit ihrem Glanze. Und in derselben Nacht, in der Willigis geboren wurde, da warfen alle Muttertiere im Hause Junge männlichen Geschlechtes, das war gleichsam ein Glückwünschen für die Hausfrau und den neugeborenen Knaben.



Ein Geschichtschreiber, der etliche Jahrhunderte danach lebte, erzählt von ihm: der Erzbischof Willigis, des Vater Wagen und Karren machte, hing an die Wand seines Oratoriums Räder auf und schrieb wegen seiner niedrigen Herkunft darunter: „Willigis, Willigis, gedenke wanne du kommen bist.“ Den Schlüssel zu diesem Gemach führte der Erzbischof immer bei sich. Deshalb glaubte man, es sei ein Schatz darin aufbewahrt, bis endlich Kaiser Heinrich hineingelassen wurde. Daher finden sich noch heute auf der Mainzer Fahne zwei Pflugräder.

Eine noch spätere Sage ist dann die einer Thüringer Chronik: Als man den Sohn des Wagners zum Bischofe gekoren habe, weil er ein so frommer und wohlgelehrter Mann gewesen sei, hätten die Domherren und die anderen Stiftsmannen begonnen, ihn zu hassen und zu schmähen, und ihm an seinen Palast mit Kreide weiße Räder gemalt. Als der Bischof den Spott gesehen, da habe er einen guten Maler kommen lassen, und in allen seinen Gemächern mit köstlicher Farbe weiße Räder in rote Felder malen und dabei den schon bekannten Spruch schreiben lassen.

Die Teufel auf der Schleppe einer Dame

Daß sich, was ich jetzt erzählen will, schreibt Cäsarius von Heisterbach, in Wirklichkeit zugetragen, hat mich ein ehrbarer Bürger versichert, und zwar soll es, wenn ich mich recht erinnere, in Mainz geschehen sein. Als

an einem Sonntag ein dortiger Pfarrer in seiner Kirche herumging, um das Volk mit Weihwasser zu besprengen, begegnete er an der Tür der Kirche einer höchst pomphaft, einem Pfauen gleich mit bunten Stickereien aufgeputzten Dame; auf der überaus langen Schleppe ihres Gewands aber sah er eine Menge von Teufelchen sitzen; sie waren klein wie Rollmäuse und schwarz wie Mohren; sie lachten, klatschten in die Hände und zappelten wie Fische in einem Netz; denn der weibliche Putz ist in Wahrheit ein Teufelsnetz. Als der Priester dies gesehen, befahl er jenem teuflischen Fuhrwerk stille zu stehen, rief das Volk zusammen und machte eine Beschwörung, daß die Teufel nicht entflöhen. Erschreckt blieb die Dame stehen, und der Priester, wie er denn ein guter und gerechter Mann war, erlangte durch sein Gebet, daß die gesamte Menge gewürdigt wurde, sich durch eigenen Augenschein von der Wirklichkeit der Sache zu überzeugen. Die Dame, welche erkannte, wie sie sich durch ihre Kleiderpracht zum Gespötte der Teufel gemacht hatte, eilte nach Hause und legte andere Kleider an; für sie, wie für die übrigen Frauen der Stadt aber gab dieser Vorfall Anlaß zur Verdemütigung.

Rabbi Amram

Der Rabbi Amram, der aus Mainz stammte, hatte in Köln eine hohe jüdische Schule gestiftet, und als er nun zu sterben kam, da bat er, daß man ihn in seiner Vaterstadt begrübe. Und als seine Schüler meinten, das wäre ein gefährlich Ding, da sprach er: „Stellt meinen Sarg auf ein Schifflein und laßt es auf dem Rhein fahren wohin es will." Und als er nun gestorben war, da taten sie, wie er gesagt hatte, und das Schiff fuhr allein den Rhein hinauf, bis es nach Mainz kam. Da glaubten die Leute dort, es sei ein Heiliger, der in Mainz begraben sein wolle. Wie sie aber versuchten, das Schiff ans Land zu ziehen, wich es immer zurück. Erst als man die Juden aus der Stadt herbeiholte, konnten die das Fahrzeug und den Sarg ans Land bringen. Jetzt wurden sie von den Christen wieder weggetrieben, doch als die den Sarg fortschaffen wollten, ging es wieder nicht, da waren sogleich die Juden wieder da und wollten die Leiche haben. Aber der Bischof befahl, den Sarg so lange zu bewachen, bis eine Krypte darüber erbaut wäre. Das geschah auch, und die Gruft ist noch vorhanden in der Pfarrkirche Sankt Emmeran. Die Juden hielten nun noch immer bei dem Bischof darum an, daß ihnen der Leichnam des Rabbi herausgegeben würde. Es half aber alles Bitten nichts, und der Tote erschien allnächtlich seinen Schülern in Köln und bat, daß man ihm endlich ein Grab bei seinen Eltern gebe. Dies Elend wollten die jüdischen Studenten in Mainz nicht mehr haben; sie machten sich in einer dunkeln Nacht auf, nahmen einen Dieb vom Galgen, taten

ihm weiße Kleider an und trugen ihn nach Sankt Emmeran; dort nahmen sie den Rabbi heraus und legten das Galgenfleisch hinein. Und das wurde von den Juden so lange verschwiegen, bis viel Zeit darüber vergangen war und sie nicht mehr Gefahr liefen, daß ihnen darum Übles geschah.

Frauenlob

Heinrich Frauenlob, ein Domherr zu Mainz, der die uralte Meistersingerkunst wieder aufgerichtet, hat von dem weiblichen Geschlecht solcher Ehre genossen, dergleichen weiter keiner zu hoffen hat. Er hatte viele Lieder und Gedichte dem schönen Geschlecht zu Ehren aufgesetzt, und als er nun im Jahre 1317 starb und an Sankt Adreastag begraben wurde, da versammelten sich die Mainzer Frauen in seinem Hause, trugen seinen Leichnam auf ihren zarten Schultern nach dem Dom und beerdigten ihn dort in einem Kreuzgange. Nachdem sie auch die Gruft zugefüllt hatten, besprengten sie das Grab so reich mit Wein, daß dieser durch den ganzen Kreuzgang strömte und die ganze Kirche mit seinem Geruch erfüllte. Über dies betrauerten sie ihn ein volles halb Jahr und hörten in dieser Zeit keine Musik an und stellten alles Tanzen ein. Ja, ihre Hochzeiten verschoben sie sogar bis nach verflossener Trauer.

Das Lumpenglöckchen

Den Mainzer Frauen machte es einst viel Kummer, daß ihre Männer Abend für Abend im Wirtshaus saßen und erst spät in der Nacht oder am frühen Morgen heimkamen. Da kamen die Frauen zusammen und hielten einen Rat, und beschlossen, heimlich eine Glocke gießen zu lassen, dazu trugen sie alle ihren Schmuck herbei. Und wie die Glocke fertig war, wurde sie zu St. Quentin aufgehängt und jeden Abend um 11 Uhr geläutet. Und jeder, der noch beim Schoppen saß, wußte, was das bedeutete. Die Glocke hieß, weil sie die Langausbleiber zum Heimgehen zu mahnen hatte, in der ganzen Stadt bald nur das „Lumpenglöckchen".

Wie Mainz verraten wurde

Die Stadt hatte den Erzbischöfen allmählich soviel Freiheiten abgetrotzt, daß sie im späteren Mittelalter, als Haupt des rheinischen Städtebundes, an Macht den ersten Reichsstädten gleichkam. Als nun in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts Diether von Isenburg und Adolf von Nassau miteinander um den Kurhut stritten, hielt die Stadt zu Diether, obwohl der Papst für Adolf entschieden hatte. „Aber die von Mentz achteten der päpstlichen Gebotbrief noch des Banns, darin sie erklärt und gefallen waren, nichts, sondern vermeinten, wie sie beredt waren, weil der von Isenburg sich durch eine Appellation Rechts erboten hätt, könnten sie hierzwischen bis zu Austrag der Sachen ihm mit gutem Fug anhängig bleiben; er würde ohne Zweifel die Sach gewinnen und



zuletzt wieder in Posseß bleiben. Es stärkte sie auch hierin, daß der sieg-reich Pfalzgraf uf ihrer Seiten war. Nu waren aber viel uß den Burgern, welche ein Bedenken trugen, solchem ungehorsamen Wesen sich beizupflichten, wollten derhalb gern sich gehorsam zeigen, wenn sie nur solches vor den andern hätten tun dörfen. Darum, damit ihr Gewissen unbeschwert blieb, gaben sie ihren Gehorsam und Gutwilligkeit heimlich dem von Nassau an, und waren ihrer über zweihundert, und haben ihr heimlich Korrespondenz mit nichten vor ein Verräterei, sondern vor einen billigen Gehorsam gegen unsern heiligen Vater den Papst gehalten; und ob sie auch wohl verstanden, daß die Stadt sollt eingenommen werden, haben sie doch nit gemeint, daß es so übel uß-schlagen und so viel Blut kosten sollt. Also macht Herr Adolf von Nassau mit den verbündeten Herren einen Anschlag uf die Stadt Mentz ... Und zu dem Ratschlag wurden zween Burger aus denen, so Nassauisch waren, gezogen, der eine mit Namen Ortwinus, der andere Dudo." Die beiden taugten dem Grafen Adolf besonders gut dazu, denn sie waren städtische Baumeister. In der Nacht vor Simon und Juda (28. Oktober) sollten die Mauern erstiegen und Diether, Friedrich von der Pfalz und der Graf von Katzenelnbogen, die an dem Tage in die Stadt kommen wollten, gefangengenommen werden. Der Pfalzgraf blieb aber aus; „er hatt ein Mathematicum, der hieß Mathias von Kem-naden; der, sagt man, hab ihn gewarnt, daß er um diese Zeit die Stadt Mentz sollt vermeiden, da er uß dem Gestirn vermerkt, daß die Stadt in großer Gefahr stünd. Als die Feinde durch gewisse Kundschaft ver-nahmen, daß der Pfalzgraf daheim blieben sei, kamen sie in Zweifel, ob vielleicht ihr Anschlag offenbar worden und auf sie möcht was ange-schlagen sein." Endlich brachen sie doch auf, und kamen mit 600 Pferden und 400 Schweizern vom Rheingau bei tiefer Nacht über den Rhein. Als sie „durch die Sträuch und Hecken, deren die Gräben voll waren, ein Weg gemacht, und nun die Leitern nit weit von der Gaupforten an-fangen anzuschlagen, sieh, da wurden sie gewahr, daß sich etwas uf der Stadtmauer bewegt, konnten aber, weil es finster war, nit erkennen, daß es ein Nachteul war, welche ihre Flügel itzt ausstreckt und dann wieder zusammenzug; sie meinten anders nit, denn sie wären betrogen, und hielten ein Weil inn und durften nit hinufsteigen. Das verweilt sich so lang, bis schier zum Tag kommen wär; da flog die Eul heruß und sie erkannten, daß es ein Eul gewest war. Als nu zwischen 5 und 6 Uhren kamen, erstiegen sie die Mauern und kamen in die Stadt bei 4 oder 500 Mann (der ander Hauf hielt druß im Feld), eh' die Wacht es ge-

wahr ward ... Die Burger wehrten sich tapfer und trieben die Feind dermaßen zurück, daß man zur Gaupforten hinuß sehen kunnt." Aber die Feinde wandten sich wieder, bekamen auch noch Zuzug vom Rheingau, drei Stürme taten sie den Tag und es währte vom Morgen bis zum Abend, zuletzt wurde die Stadt überwältigt, „der Dietmarkt lag voller Toten, und was die Schweizer erstochen hatten, das zogen die Rhingauer uß", die Häuser wurden geplündert, 150 brannten ab, darunter auch das Druckhaus des Johann Fust in der Schustergasse; viele Bürger wurden ins Elend getrieben, und die Freiheitsbriefe der Stadt ließ der Erzbischof öffentlich verbrennen.

Es soll sich damals auch ein Bürgermeister der Stadt auf die Seite des Grafen von Nassau geschlagen haben, Eberhard zum Dymerstein, der war vorher ein Stadtbaumeister gewesen und hatte sich das Haus „zum Dymerstein" gebaut. Als er nun gesehen, was für ein Unheil er durch den Verrat über die Stadt gebracht hatte, da rannte er mit dem Kopf gegen den Bettpfosten in seiner Schlafkammer, daß er danach nicht wieder aufstand. Seitdem hielt es keiner mehr lange in dem Hause aus, es kam von einer Hand in die andere, und war in der ganzen Stadt verrufen. Zuletzt wurde es abgebrochen und ein anderes, der nachmalige Knebelsche Hof, an der Stelle gebaut.

Auch wird erzählt, die Köpfe der beiden Mainzer Bürger, die den Feind zur äußeren Gaupforte eingelassen, seien hernach an der inneren Böschungsmauer des Graugrabens in Stein ausgehauen worden. Und vor dem Tor am rechtsseitigen Durchgang seien zwei Stollen gewesen, darin habe man die beiden Verräter eingemauert.

Der arme Spielmann

Es war ein alter Spielmann in Mainz, für den waren die guten Tage vorbei, niemand wollte es mehr hören, wenn er die Geige strich, zuletzt irrte er ohne Obdach und hungernd umher. Wie er so den Rhein entlang ging, kam er an einer kleinen Kirche vorbei; er trat in die Türe und sah auf dem Altar das Bild einer Heiligen, das war reich geschmückt. Ihm war als säh es ihn freundlich an, er ging hin zu der heiligen Frau, sank vor ihr nieder und weinte sich einmal aus. Dann nahm er seine Geige und spielte und sang das beste, was er konnte. Und als das Lied zu Ende war und er weiter ziehen wollte, da warf ihm das Bild zum Dank einen goldenen Schuh herab. Der Alte hob ihn auf, küßte ihn, sagte tausendmal Dank und lief dann so schnell er konnte zur Stadt, sich Brot zu kaufen. Aber da wurde er angehalten, woher er den goldenen Schuh hätte? Niemand glaubte ihm, was er da erzählte. Die



Häscher kamen und schleppten ihn als einen Kirchendieb vors Gericht, und er wurde zum Galgen verurteilt.

Als er zum Hochgericht geführt wurde, kamen sie mit ihm wieder an der Kirche vorbei. Da blieb er stehen, trat vor die heilige Frau und rief sie um Hilfe an. Und nahm noch einmal seine Geige und sang und spielte dem Bilde ein Lied. Wie er dann aber gehen wollte, warf ihm die Heilige auch den zweiten Schuh herab. Da wurde die Unschuld des Spielmanns offenbar vor allem Volk.

Die silbernen Apostel

Von dem Mainzer Domschatz und der Ausstattung des Domes hat man Wunderdinge erzählt, unter anderem haben darin die zwölf Apostel gestanden, mannsgroß und aus reinem Silber. Sie sind aber schon seit mehr als zweihundert Jahren verschwunden, und das soll zur Schwedenzeit geschehen sein. Aber der Schwede hat sie nicht gekriegt, man hatte sie vielmehr in den Kreuzgangsgarten verscharrt, und weil sie so schwer sind, sinken sie immer tiefer in die Erde. Die Stelle kann man aber finden, wenn man in einer Mondnacht nach dem Garten geht. Wo dann der Schweif des Hahnes vom Domturm seinen Schatten hinwirft, da liegen sie in der Erde begraben.

Die Bäckerjahnin

Damals als die Schweden kamen, war die spanische Besetzung zu schwach, die Stadt zu halten, und es hieß unter den Bürgern, der Schwedenkönig wolle Mainz der Plünderung preisgeben. Das war zumal für die Wohlhabenden wie ein Donnerschlag. Und da hat eine Frau, die Bäckerjahnin, all ihr Gold in ein geringes Bettelkleid eingenäht und sich so vermummt vor die Stadt geschlichen und ist dann auf Weißenau zu gegangen. Gerade von dort aber rückten die Schweden an. Doch sie läßt sich nicht verblüffen, spielt die Bettlerin weiter, und spricht sogar die Offiziere ganz frech und zudringlich um ein Almosen an. Die einen wiesen sie ab, die anderen warfen ihr mitleidig ein paar Heller zu, einer aber fragte sie, wo die reiche Bäckerjahnin wohnte, und gab ihr erst, als sie es ihm genau beschrieben hatte. So ist sie glücklich entkommen. Und die Schweden fanden das Nest leer. Als aber nach vier Jahren die Feinde Mainz räumen mußten, da zog mit den Kaiserlichen auch die Bäckerjahnin wieder ein und buk wie vorher Bubenschenkel und Rosenwecke. Auf dem alten Weißenauer Wege aber ließ sie zum Dank für ihre Rettung ein Kreuz errichten.

Die gespenstige Tafelrunde im kurfürstlichen Schloß

Als der Kurfürst Franz Ludwig in Breslau war, bekam der Haushofmeister Auftrag, die Zimmer reinigen zu lassen, weil nächste Woche der Kurfürst würde kommen. Der Stechert hatte die Aufsicht über die Arbeitsleut im Bauhof. Er ging mit ihnen in das Schloß. Als es Mittag


RHEN

war, gingen die Leut zum Essen, Stechert blieb da, um sich einmal die vielen schönen Zimmer zu betrachten und die Aussicht in den Rheingau. Er kam in einen großen Saal, da stand eine Tafel, viele Herren saßen daran, obenan der Kurfürst, den Stechert nicht von Person, wohl aber von den Bildnissen her kannte. Voll Schrecken ging er ehrerbietig zurück, er wußte, der Kurfürst sei noch nicht angekommen, könnt auch noch nicht dasein. Als er herunterging, kam der Kammerfurier ihm entgegen, der sah, daß Stechert ganz verstört war, er drang in ihn, daß dieser alles erzählte. Sie gingen jetzt miteinander zurück in den Saal, da war alles leer. Der Kammerfurier befahl Stechert, keinem Menschen zu sagen, was er gesehen, schrieb aber den Tag und die Stund auf. Einige Tag nachher kam die Nachricht hier an, daß der Kurfürst um die Mittagsstund in Breslau gestorben sei — auf den Tag und die Stund, wo der Stechert ihn gesehen.

Der Hauptmann Fuchs

Am Gautor hinter der Stadtmauer stand früher ein alter Turm und das Stockhaus, die Gegend hieß das Fuchsloch, und von alten Zeiten her ließ sich dort ein Geist auf den Wällen sehen, den nannte man Hauptmann Fuchs. Er beleidigte niemand, ging immer vor der Rond des Nachts und leistete manchem Kerl einen guten Dienst. Mehrere Soldaten haben versichert, ihn manchmal gesehen zu haben, und das waren Leute, die keine Furcht und keine Lügen kannten. Wenn sie auf Posten kamen und sich sicher glaubten, stellten sie das Gewehr beiseite, setzten sich ins Schilderhaus und schliefen. Was bei schwerer Straf verboten war. Da sei der Fuchs kommen, sehen konnten sie ihn nicht, aber fühlen. Es war ein Kitzeln am Gesicht und an den Händen, als wenn man mit einem Staubbesen oder einer Bürst gerieben wird. Davon erwachten sie, und sahen noch, wie so ein kleines weißes Wölkchen vor ihnen vorbeizog. Gleich darauf hörten sie auch die Rond trappeln.

Der dicke Ostein

In Mainz erzählte man früher von einem Grafen von Ostein, der 1757 als k. k. Feldmarschall-Leutnant starb; der war so dick, daß er im Sommer es nachts im Bett nicht aushalten konnte. Er hatte sich eine besondere Kutsche von eigentümlicher Bauart und Räumlichkeit machen lassen, in die ließ er sich, wenn es Schlafenszeit war, hineinheben, und dann fuhr ihn der Kutscher langsam wie eine Berliner Porzellanfuhre durch die Straßen. Über dem Wiegen kam ihm allmählich der Schlummer. Dann suchte der Kutscher den kühlen Schatten irgendeiner Platane, und wenn der dicke Herr fest eingeschlafen war, spannte er die Pferde aus und ritt nach Haus. Der Graf und der ihn hütende Kammerdiener blieben im Wagen zurück, und der war der Kühlung halber bis



auf eine ziemliche Höhe mit feuchtem Rheinsand gefüllt. Mit dem ersten Sonnenstrahl kamen die Pferde wieder und langsam ging es nach Haus.

Der Klubbist Sagiola

Auf einen Winterabend im Jahre 1789 waren mehrere junge Leut, meist Juristen, zusammen bei der Pfeif Tabak und Bier, und es ging laut und lustig her. Nur der Franz Sagiola war still. Und als sie ihn schon ein paarmal gefragt, was er hätte, erzählte er: Schon einige Wochen kann ich abends nicht einschlafen und nehme ein Buch und lege mich damit ins Bett. Gestern abend auch. Des Lesens müd, legte ich zuletzt das Buch beiseit und streckte mich im Bett aus. Da sehe ich plötzlich eine Figur vor dem Bett stehn, und je länger ich sie ansah, um so mehr wurde es mir gewiß, daß ich es selber sei. Mit bleichem Gesicht, straubig um den Kopf hängendem Haar, langem Kapuzinerbart und verlumptem Anzug. „No, was ist das", fing ich an und setzte mich im Bett auf — fort war die Figur.

Da meinten nun die einen, er wollte ihnen etwas aufbinden, die andern: es sei ein Traum oder eine Fopperei von seiner Schwester gewesen; aber Franz blieb dabei, er hatte es wirklich gesehen: „Ich habe es schon oft gehört, hab es bis dahin aber nie geglaubt, es gibt Ahnungen. Ich werde krank und sterbe an dieser Krankheit, denkt an mich, wenn ich tot bin." Es wurde lange noch hin und her gesprochen, zuletzt sagten sie: wir wollen's halters abwarten. Franz wurde gefährlich krank, aber er kam wieder zurecht. Und ist erst 1815 gestorben.

Im Jahre 1792 besetzte der französische General Custine die Festung, da war Franz einer von den ersten, welche in den Klub gingen (die Klubbisten wollten eine rheinische Republik), auch sein Vater und Vetter. Hernach als die Festung an die Preußen übergeben wurde, da zogen mit den Franzosen viele Klubbisten verkleidet fort. Da paßten ihnen aber die Mainzer vorm Münstertor auf, fingen sie nach der Reih raus und mißhandelten sie. Darunter war auch Franz Sagiola. Später wurden denn diese Klubbisten nach Königsstein gebracht. Da ging es ihnen sehr schlecht, besonders denen, die nichts zusetzen konnten. So war es auch mit Franz, durch die Klubgeschichte hatte sich seine Familie total ruiniert. Erst im Februar 95 kamen sie wieder los. Und wie sie nach Mainz herein kamen, davon erzählt einer, der es mit angesehen hat: Oberm Schloßtor wohnte einer, den kannte mein Freund. Es war nur eine Stiege hoch, wir gingen hin, und er gab uns eine Stub, wo wir die Klubbisten sehen und erkennen konnten. Nach drei Uhr kamen sie, wir sahen einen nach dem andern, auch Franz. Er hatte ein bleiches Gesicht, krankes Aussehen, straubig um den Kopf hängendes Haar, einen langen Kapuzinerbart, verlumpten Anzug — alles so wie er sich vor sechs Jahren selbst gesehen hatte.

Volksglaube der Gegenwart und kommende Dinge

Von Hexen, Zauber, Gespenstern, Teufeln, Schätzen und ähnlichem war auch in den altrheinischen Sagen schon viel die Rede. Ich erinnere nur an Geschichten wie die vom Räuber Hopsa, von den Bockreitern, vom Werwolf an der Karthause bei Koblenz, oder an die Dreikönigsnacht in der Ehrenbreitsteiner Schloßkirche. Letztere mag uns in ihrer ganz abweichenden rheinischen Prägung die in Deutschland weitverbreitete Sage von der Geistermesse vertreten. Manche allgemein deutsche Sage, wie z. B. die von der Totenbraut (Bürgers „Lenore") kann ich hier übergehen, da derartige Stoffe noch in einem besonderen Bande zusammenfassend behandelt werden sollen. Ich beschränke mich ferner hier meist auf solche Sagen, die sich in unserer Zeit noch im Volke fanden, d. h. in diesem Jahrhundert und Ende des vorigen. Gelegentlich flechte ich eine ältere Sage mit ein, um dadurch auf Neueres ein Streiflicht fallen zu lassen, eine Ausnahme machte ich auch bei den Musikanten, weil ich nicht glauben kann, daß der alte Spielmannsgeist im Rheinland ganz ausgestorben ist. Es ist vielleicht nur Zufall, daß wir da nicht genug Neueres haben; „Spielkäffer" und der „Spielmann von Monheim" stehen also sozusagen in Vertretung da.

Natürlich wird nicht mehr alles das, was in diesem Abschnitt vorkommt, geglaubt. Das ist je nach den Gegenden und den Personen, von denen wir die Geschichten haben, und auch nach den Sachen, um die es sich handelt, sehr verschieden. Es gibt da alle möglichen Abstufungen und Übergänge. Vieles was da z. B. erzählt wird von den „Leuten, die was können" (d. h. hexen können, ich dehne den Ausdruck aber auch auf die Gegenspieler der Hexen aus), wird bereits in die Vergangenheit gerückt, und es ist dann der Reiz mit dabei, daß so was vielleicht nicht ganz unmöglich, man selbst aber weit genug davon entfernt ist. Außerdem haben solche Geschichten vielfach schon lange mehr oder weniger ihre innere Form, ihr festes Gefüge bekommen und sich von Glauben und Wirklichkeit losgelöst, laufen sozusagen alleine, und man hat sein Vergnügen daran. In der Erzählung aus dem Nahetal wird die Walpurgisnacht schon ganz possenhaft behandelt.

Und dann wird ja auch z. B. der Teufel gern zu erzieherischen Zwecken herangezogen: Da heißt es etwa: er sitzt in der Kirche neben dem Altare und schreibt alle, die sich während des Gottesdienstes ungebührlich benehmen, auf ein Fell. Niemand sieht es, als ein frommes Kind. Zuletzt ist auf dem Fell kein Platz mehr, da will es der Teufel mit den Zähnen auseinanderziehen, es entgleitet ihm aber und er schlägt mit dem Kopf an den Altar. Das Kind lacht laut auf und wird nun auch vom

Teufel aufgeschrieben. Und seitdem wird auch von dem Kinde die Gnade entzogen, daß es über den Straßenschmutz gehen konnte, ohne sich die Schuhe zu beschmutzen; bis dahin hatte es das gekonnt, weil es so fromm und brav war.

Aber ganz sind diese Dinge noch nicht aus dem Glauben geschwunden, und wenn die alte Hexe immer mehr zu einer Märchengestalt wird, so glaubt man doch immer noch, daß es boshafte Menschen gibt, die einem durch irgendwelche geheime Kunst was antun können, wie das Beispiele aus den letzten Jahren zeigen; ähnlich steht es mit einem besondern Zweige dieser Kunst, dem Feststellen, wovon im Rheinland noch gern erzählt wird. Zeitgemäß erscheinen auch die Geschichten von Leuten, die an mehreren Orten sein, sich verdoppeln können. Das ist schon sehr alt und kommt immer wieder; Pius VII. hielt, wie wir sahen, Messe in Rom, während er in Frankreich gefangen war, ähnliches taten lange vor ihm Maternus und andere heilige Männer. Schon heidnische Zauberer und noch der Schnapswirt und Hexenmeister Hemm konnten ihre Seele losgelöst vom Leibe an andere Orte schicken, gerade so wie die Menschen, die werwolfen gingen oder als Mahren nächtliche Besuche machten.

Eine besondere Stellung nehmen dann, wie ich schon im Vorwort sagte, die Sagen des letzten Kapitels ein, die von zukünftigen und letzten Dingen handeln; sie schöpfen ja zum großen Teil aus alten Quellen, greifen aber in das unmittelbarste Gegenwartsleben ein.

Volksglaube von heute

Von Leuten / die etwas können

Der alte Pfarrer Wolf in Niederbrombach (an der oberen Nahe), der 1904 gestorben ist, erzählte, dort hätten die Leute, wenn ein Kind geboren wurde, die Schlüssellöcher verstopft, damit ja keine Hexe hineinkommen könne, und in die Wiege unter das Kopfkissen kam ein Kreuzschlüssel, d. h. ein Schlüssel, in dessen Bart ein Kreuz eingeschnitten war, oft auch eine Bibel; bis zur Taufe brannte man auch immer Licht bei dem Kinde. Ebenso durfte nichts aus dem Hause verliehen oder ins Haus geliehen werden, denn mit geliehenen Sachen konnte leicht Verhexung eingeschleppt werden. Vor allen Dingen wurde bis zur Taufe die Wickelschnur stets, nachdem sie geschlossen war, durch Aufdrücken eines Kreuzes mit der Hand, und zwar nicht mit der flachen Hand, gegen alle bösen Einflüsse gesichert, auch wohl ein Zettel mit den drei höchsten Namen dem Kinde mit untergewickelt. Das Kind durfte bis zur Taufe das Zimmer nicht verlassen und ja keine Windel gebraucht werden, die außerhalb der Dachtraufe getrocknet war.

Die Wochenstube

Und aus einem Hunsrückdorfe hörte ich neulich: Hier wie in manchen Orten ist es noch Sitte, wenn ein Kind zur Welt gekommen ist, daß alle Frauen der Nachbarschaft ein paar Tage nach der Geburt das Kind „sehen" gehen müssen, sie bringen dann Eier, Milch, Butter und dergleichen mit, früher kochten sie auch der Wöchnerin eine Suppe. Einmal konnte ein neugeborenes Kind die Brust nicht trinken. Da schickte man zu dem Schäfer nach J., der kam denn auch und sagte, das Kind sei behext, und die Frau, die zuerst käme, das Kind zu sehen, die hätte es getan. Am andern Tage kam eine Nachbarin und wollte das Kind sehen; da wollten es ihr die Leute nicht zeigen und hatten allerlei Ausreden; aber die ging nicht eher fort, als bis sie es doch gesehen hatte. Die war es also gewesen. Man schickte nun nochmal zu dem Schäfer, und der gab an, sie sollten ein Kinderhäubchen auf den Kreuzweg legen, wenn das aufgehoben sei, dann sei das Kind von der Behexung wieder frei. Die Leute taten das auch, und bald danach konnte das Kind trinken. — In der Jülicher Gegend sagt man auch wohl, wenn so ein Wickelkind krank

Das behexte Kind

wird, und es ist kurz vorher eine verdächtige Person im Hause gewesen: „Da ist 'ne böse Hand drüber gegangen."

Man darf es auch nicht leiden, daß kleine Kinder, solange sie noch nicht getauft sind, von Fremden, besonders Weibern, gerühmt werden, denn damit werden sie beschrien. Geschah es doch einmal, so muß eins von den Angehörigen, am besten die Mutter selbst, sagen (wenn auch nur still für sich): „Leck' mein Kind im A—sch." Das soll meist gegen Verhexung helfen.

Im Bergischen weiß man sich noch gut des Paters Crementines zu erinnern, der oft den Eltern in solcher Not geholfen hat. So hatte mal eine Frau in Elberfeld ein Kind von 11 Tagen, da hatten sie gerade eine andere Wohnung gemietet, und die Frau sagte zu ihrem Manne: „Das Wetter ist schön, wir wollen heute umziehen." Dem Mann war's recht, und sie machten sich gleich dran. Da kam eine Nachbarin herzu und meinte, die Frau sähe aber schon wieder gut aus dafür, daß sie erst vor 11 Tagen niedergekommen wär. Innerlich aber war sie voll Bosheit gegen die Wöchnerin, es war eine alte Hexe. Und von dem Augenblicke an war das Kind behext; es war nachts sehr unruhig, und am Morgen waren seine Windeln immer voll Blut. Da riet die Großmutter, sie sollten nach Neviges zum Pater Crementines gehen und das Kind besprechen lassen. Die Mutter wollte erst nicht, denn es war plötzlich wieder kalt geworden. Und die Nachbarin, die alte Hexe, riet ihr auch ab und rief plötzlich: „Es fliegt ein Schmetterling durch die Stube!" Doch niemand konnte etwas davon sehen. Als es mit dem Kinde immer schlimmer wurde, machte sich die Mutter doch auf nach Neviges, und die Großmutter ging mit. Als sie dicht vor dem Ort waren, wurde das Kind so aufgeregt, daß ihm der Schaum vor dem Munde stand, und die Mutter fürchtete, sie kriegte es nicht lebend zu dem Pater. Aber endlich kamen sie doch hin. Das war ein kleines Männchen, so fromm, daß es einen Stein statt des Kissens unter sein Haupt legte. Der Pater ging mit den beiden Frauen und dem behexten Kinde zur Orgeltribüne hinauf. Die junge Frau sagte dabei: „Die Mutter ist aber evangelisch," aber er meinte: „Das macht nichts." Die Mutter mußte nun das Kind quer auf ihren Schoß legen, und dann ließ er die beiden Frauen ihre Hände kreuzweise darüber halten und dabei seine Linke fassen, mit der anderen aber strich er zugleich über das Kind und rief: „Satan, fahre aus der Seele; Satan, fahre aus dem Körper!"

Er beruhigte dann die beiden Frauen und hieß sie nach Hause gehen. Aber das Kind war noch immer behext. Legte die Mutter es in die Wiege, so wurde es so schwer, daß die Wiege umschlug. Vor der Wiege aber

lag regelmäßig ein unheimlicher Hund, der ging sogar nicht weg, wenn man nach ihm trat. Da ging der Vater des Kindes nach Neviges und klagte dem Pater sein Leid. Der gab ihm nun ein Amulett und befahl ihm, seine Frau solle das gut in ein Läppchen einnähen und dem Kinde um den Hals hängen. Das wurde getreulich befolgt, und bald war das Kind wieder völlig gesund. Das Amulett mit seiner Umhüllung bewahrt die nun mehr als 90 jährige Frau bis zur Stunde sorgfältig auf.

Hexenobst

„Was auf der Straße liegt, besonders Obst, soll man liegen lassen und nicht aufheben," sagten früher die Eltern immer zu ihren Kindern. Denn man glaubte allgemein, daß Hexen gerne Obst auf die Erde fallen lassen und damit dem, der es aufhebt und ißt, einen Schaden antun. Einmal sah ein Kind vor der Haustüre einen schönen rotwangigen Apfel liegen. Es lief ins Haus und sagte es der Mutter. Beide gingen hinaus; der Apfel war aber nicht mehr da. Straßenauf- und -abwärts war niemand zu sehen, der den Apfel hätte aufheben können. Es hatte also sicher eine Hexe den Apfel dahinfallen und wieder verschwinden lassen; denn in ihrer Kindheit, sagte die Frau, wäre ihr das wiederholt begegnet. Ein anderes Kind hörte nicht auf die Eltern und hob drei dicke Pflaumen auf. Es bekam heftige Magenschmerzen und brach nachher drei „Krödetsch" (Kröten) aus. So etwas geschah, wie gesagt, in früheren Zeiten.

„Als meine Mutter noch jung war," erzählt ein Schüler, „sah sie einmal in einer Wiese einen Baum, von dem fielen immerzu Birnen, als ob er geschüttelt würde. Es war aber keiner auf dem Baume. Sie hob sich ein paar auf und steckte sie in die Tasche. Das durfte sie aber nicht, denn die Birnen waren behext, und wenn sie was davon gegessen hätte, hätte es schlimm werden können." — Ein Mädchen in Hehlrath (in der Indegegend) bekam von einem jungen Mann ein paar Äpfel. Da hat man ihr geraten, sie sollte sie lieber erst in den Stall legen, und am andern Morgen hat eine Kroddel (Kröte) drauf gesessen. Seit der Zeit, so heißt es, schneidet man dort, wenn man Äpfel ißt, erst die Blume heraus, denn darin soll die Hexe sitzen.

Die alten Geschichten

Man kann wohl auch jetzt noch mancherlei zu hören bekommen, wie die Hexen ihren bösen Zauber mit dem Vieh, dem Melken und Buttern getrieben haben; aber es ist immer wieder dasselbe wie in allen anderen Gegenden auch: wie sie einen Zauberzettel unters Butterfaß legten und sprachen: „Us jedem Hus e Läffelche voll," wie sie in ihrer Stube die Milch aus dem Handtuch gemolken und damit einer fremden Kuh entzogen haben, wie man sie dann entlarvte und ihnen das Handwerk legte, indem man Milch von der kranken Kuh aufs Feuer stellt und mit Ruten



Butternde und melkende Bäuerin



schlägt, oder das Herz des gefallenen Tieres brät und hineinsticht, auch den Kuhmist mit dem Stock oder Messer bearbeitet, immer bei sorgfältig verschlossenen Türen und Fenstern; alles das, die Stiche und Schläge und das Sieden erleidet die Hexe dann selber. Oder man erwischte die Hexe als Tier, als Katze oder Kröte etwa im Stall und versetzte ihr einen Hieb.

Der Hexenbanner

In den sechziger Jahren lebte in einem Dorfe bei Orsoy ein Mann, der verstand das Hexenbannen. Einmal klagte ihm eine Bäuerin, ihre Kühe wollten keine Milch mehr geben, sie müßten verhext sein. Der Hexenbanner versprach ihr, dem wollte er abhelfen, und er bannte sämtliche Hexen im Ort, daß sie nicht mehr seichen konnten; nur die Bäuerin bekam die Gewalt, sie von dem Banne zu lösen. In der folgenden Nacht gab es ein erbärmliches Gewinsel und Geschrei vor ihrem Hause. Als der Hexenmeister und die Bauersfrau herauskamen, standen wohl zwanzig Weiber vor der Tür und baten jämmerlich, sie möchte doch den Bann lösen. Die Bäuerin aber sagte, erst sollte sich mal die melden, die ihr die Kühe verhext hätte, und die Verhexung aufheben. Da kam denn auch die und tat es; jetzt löste die Bäuerin den Bann, und im selben Augenblick hockten sämtliche Weiber der Mauer entlang und —

Der Jude

Es sind aber nicht immer bloß solche Weiber, denen man nachsagt, daß sie Menschen und Vieh was antun können. Vor etwa zwei Jahren hatte ein Bauer in Mehring eine Kuh, die hatte acht Tage gekalbt und gab auf einmal keine Milch mehr, fraß kein Futter mehr, und alles, was man dagegen brauchte, war vergebens. Da schickte er in seiner Not zu einem Mann aus Leiwen (an der Mosel), der hatte schon manchem Tier geholfen. Der Mann sagte, es wär aber die höchste Zeit gewesen, ein Tag später — und die Kuh wäre hin gewesen. Er stocherte ihr nun mit einer dünnen Weide in die Nasenlöcher tief hinein, bis das Blut kam, sagte dabei auch leise Sprüchelcher vor sich hin, dann ging er hinaus und schnitt mit

seinem Messer ein Stück von der Rinde des Baumes, von dem er die Rute genommen hatte. Als er zurückkam, sagte er: „Wenn ein Jude daran schuld war, habe ich ihn gezeichnet." Die Kuh fraß an demselben Tage und gab wieder regelmäßig ihre Milch. — Als der Bauer gefragt wurde, ob er Verdacht gegen einen Juden gehabt und ob er nicht an irgendeinem ein Zeichen gesehen hätte, meinte er: ja, es wäre wohl lange Zeit ein Jude mit verbundenem Kopf herumgelaufen, aber er selbst glaube nicht, daß man jemanden auf die Art verwunden könne.

Ein Maurer aus Mehring — er hat es selbst erst vor kurzem erzählt — der ist mal mit seinem Vater auf den Viehmarkt nach Trier gewesen, um eine Kuh zu kaufen. Auf dem Markte sahen sie einen Juden aus dem Dorfe, der wollte ihnen mit aller Gewalt eine Kuh aufnötigen. Sie ließen sich aber nicht begaunern, sondern kauften von einem Hochwaldbauern eine, ein schön Tier. Auf dem Nachhauseweg ging der Jude an ihnen vorbei und machte eine spöttische Bemerkung. Als sie in den Longuicher Wald kamen, fing die Kuh plötzlich an zu lahmen. Es wurde immer schlimmer, nur mit Mühe konnte sich die Kuh heimschleppen. Wochen und Monate vergingen, es wollte nicht besser werden. Alle angewandten Mittel waren vergeblich, und wenn man glaubte, nun wäre sie wieder gesund, dann fing es an einem andern Beine wieder an. Da ging der Sohn, der Maurer, nach Crames zum „Brombännisch-Hannes", der saß gerade im Wirtshaus am Kartentisch. Er ließ ihn herausrufen und erzählte ihm sein Anliegen. Der Brombännisch-Hannes ging zurück in die Wirtsstube, nahm drei Fixhölzcher, brach von jedem ein Stückchen und gab die dem Maurer in die Tasche. Zu Hause solle er nun an drei Tagen den Rücken der Kuh mit 'nem Sch—dreck bestreichen und dabei jedesmal ein Fixholzstückelche zerbrechen. Ein Jude hätte es getan, er werde sich am dritten Tage schon verraten. An den drei Tagen dürften sie aber im Hause weder etwas leihen noch verleihen, sonst wäre alles umsonst. Der Maurer besorgte alles genau, wie ihm aufgetragen war. Am dritten Tage, als er zur Arbeit ging, begegnete ihm der Jude von damals und raunte ihm giftig zu: „Na, die Schweinerei hättest du mir nicht zu machen brauchen!" Die Kuh war geheilt und konnte schon am vierten Tage angespannt werden.

Im Hunsrück, wo man jenen bereits mitgeteilten kräftigen Spruch wußte, wenn ein Kind beschrien war, hält man den überhaupt für gut bei jeder Begegnung mit jemand, der einem was anhexen könnte. Hat man in solchem Falle noch Vieh oder Angehörige bei sich, so muß man auch diese, die Schweine, Kühe, Geschwister, den Mann usw., in dem

Spruch nicht vergessen. Sonst kann man sich auch gegen Hexenwerk schützen, indem man zweierlei Strümpfe anzieht, oder den einen mit der rechten den andern mit der linken Seite nach außen. Wer's haben kann, zieht auch ein Kleidungsstück an, das ein Pfarrer in der Kirche vor dem Altar getragen hat. Dies hilft auch noch, wenn eine Verhexung bereits geschehen ist. Dafür ist dann auch gut: durch fließendes Wasser hindurch und wieder zurückgehen, oder das Vieh da durch und wieder zurückführen.

Das Mittel gegen den Wolf

Heute wird wohl die Mehrzahl der Bauern so gut Bescheid wissen wie vor hundert Jahren der alte Roßkothen (bei Jekten an der Ruhr). Während die Gegend dort noch voll von Aberglauben war, hatten sich die Roßkother Bauern davon schon freigemacht, die von Unter-Roßkothen waren halbe Philosophen; die zu Ober-Roßkothen stark in der Naturwissenschaft und besonders in der Himmelskunde. Da kam eines Tages ein Bauer zum alten Roßkothen und klagte ihm, seine Kühe wären verhext, sie hätten den Wolf im Schwanz, und er hätte gehört, Roßkothen besäße ein Mittel dagegen. Der konnte es sich schon denken, woran es lag: damals gaben manche Bauern den Kühen im Winter nur knapp so viel Futter, daß sie eben am Leben blieben; dabei fielen den Tieren, wenn die Sparsamkeit zu weit getrieben wurde, dann die Haare aus dem Schwanz, und dann hieß es gleich, sie sind verhext. „Ich selbst habe kein Mittel," sagte Roßkothen darum zu dem Mann, „aber geht doch zu Männesken im Floth, der hat ein gutes Pulver dafür" (dort war eine Ölmühle, er meinte also die Rübkuchen).

Daß böse Menschen dem Vieh und den Kindern, auch den Großen auf irgendeine geheimnisvolle Weise schaden können, glauben auch heute noch manche, aber: daß sich die Hexe, wie bei dem Zauber mit dem Obst und dem Vieh, selbst in ein Tier verwandelt, das ist doch etwas viel verlangt, das für wahr und wirklich geschehen zu nehmen.

Das Katzenmähen

In Buur woar in sinne Waij (Weide) an't grasmaijen, du stiit haij op ens (auf einmal) måt sin Sais (Sense) op en groote, schwatte Kater, dat den Düwel sälws sall gewäs sin, on schneej öm de halwe Statt (Sterz, Schwanz) af. Dat Dier feng van Pin had aan te schrauwen (schreien), on in Tid van neks koomen wal hondert schwatte Katten üt alle Hukken (Ecken, Winkeln) aangeloopen on wollen de Buur an't Lif. Haij äwer nit ful schluug måt sin Sais in't rond (ringsum), bös haij dermåt een Katt den Kopp afmaijden. Måt en fraisleken Grell (entsetzlichen Schrei) spöjden de twee Stökker Füür on Flammen; ine Oogenbleck woaren alle Katten in di Flammen gesprongen on heel on deel (ganz und gar) ver-

schwoonen. Den Buur àwer koom doarnoar (darnach) jede Nach die Katt màt den afgemaijden Kopp op et Bàd te setten, waggelden màt dòre lange Statt, kneep (kniff) di glàunige Oogen gremmeg tu on verlangden màt gefòòrlek kromme Kràllen, dat haij dòr màt en Towersalw (Zaubersalbe) den Kopp weer fas aanklàwen soll. De Buur daij dòr ant End de Wellen, mar (aber) kreeg bloos Stank vòr Dank. As (als) dat Dùwelsbees de Kopp weer fas soot, krassen et òm dòrt Gesech on verschwoon.

Noch in neuerer Zeit warnen wohl die Alten noch ab und zu davor, abends nach einer Katze zu schlagen oder zu werfen. Denn wenn sie schreit, sind im Nu eine ganze Menge andere da; oder sie tut einem sonst was an. Ein Bursche hat einmal in der Pfingstnacht eine geprügelt. Als er dann am Montag zum Vogelschießen kam, hatte er den ganzen Rock voll Ungeziefer. Denn die Hexen brauchen einen ja nur anzutippen, da hat man schon den ganzen Leib voll Läuse.

Drückche und die Katze

Das Drückche (Gertrud) war eine feine Magd, die hatte immer blanke Schuhe. Denn weil sie etwas eitel war auf ihre kleinen Füße, so schonte sie die Eierwichse nicht. Die Hausfrau, die schrecklich geizig war, hatte es ihr schon oft verwiesen. Aber das Drückche störte sich an nichts und schmierte die Schuh mit Eierwichse. Da nahm die Frau die Eierwichse fort und verschloß sie in einem Schrank, zu dem sie allein den Schlüssel führte. Aber das Drückche hatte nach wie vor blanke Schuhe, denn jetzt nahm sie eben Schmalz. Da schlich eines Tages die Katze hinterm Ofen hervor, strich mit dem krummen Rücken ein paarmal an dem Stuhlstempel hin und fing freundlich an zu schnurren und zu spinnen. Das Drückche kratzte und schmierte fleißig an seinen Schuhen weiter. Als die Katze das sah, hob sie die Pfoten allmählich auf den Stuhl, guckte in das Schmalztöpfchen, hob dann den Kopf, sah das Drückche verwundert an und sagte spinnend: „Schmierst du die Schuh mit Schmaderaderaderadalz?“

Als das Drückche die Katze sprechen hörte, wurde es böse, nahm das Küchenmesser, womit es die Schuhe gekratzt hatte, vom Tisch und schlug die Katze auf die Pfoten, daß das Blut floß und sie jämmerlich miauend zum Fenster hinaussprang. Am andern Morgen ließ sich die Katze nicht mehr sehen; aber auch die Hausfrau kam nicht zum Vorschein, denn sie lag im Bett und hatte den Wundarzt rufen lassen. Und als das Drückche vor sie trat und fragte, was sie heute kochen sollte, sah sie den Wundarzt beschäftigt, der Frau beide Hände zu verbinden. Da merkte das Drückche wohl, was die Glocke geschlagen hatte, daß die Frau nämlich eine Hexe war und sie in Gestalt einer Katze belauscht hatte.

Belauschte Liebesleute

In Luchem und Lucherberg (im Jülichischen) war einmal so ein Tier, das konnten besonders die jungen Leute nicht leiden, denn wo sich ein Brautpärchen zeigte, war auch de schwazze Katz. Gingen sie zum Ball oder kamen sie zurück, immer strich sie um die Liebesleut herum. Wenn der Bursch hoch auf der Leiter stand bei seinem Mädchen am Kammerfenster, dann streifte unten das unheimlich Deer herum, und am Morgen wußte es das ganze Dorf, was die zwei miteinander gehabt hatten. Die Burschen fluchten und drohten, aber lange wagte sich keiner an das Tier. Einmal stand auch wieder einer auf der Leiter, und unten kam die Schwarze angeschlichen. „Heute mußt du dran glauben," sagte der Bursch; er hatte sich ein scharfes Eisen mitgebracht, damit warf er nach ihr und traf gut, die Katze hinkte nach Hause, und keine von ihrer Gesellschaft ließ sich blicken. Am Morgen lag eine alte Frau, die in einem zerfallenen Häuschen wohnte, im Bett mit gebrochenem Bein. Es war ein Bettelweib, das lebte von dem, was die Dorfleute ihr gaben, und versorgte sie dafür mit den neuesten Neuigkeiten. Und solange sie krank war, ist auch die schwarze Katze nicht mehr gekommen.

Hexen als Hasen

Oft haben auch Hexen als Hasen den Jäger genarrt, er schoß und fehlte, sie tanzten zum Hohn lustig vor ihm herum und schlugen in die Pfoten, als wenn sie mit den Händen klatschten; ja es heißt sogar: hätte er nichts Geweihtes im Gewehr gehabt, so hätte er sich selbst getroffen. Katzen, Hasen, Kröten sind wohl die Tiergestalten gewesen, die sie am liebsten annahmen; aber es hat auch schon mal einer Braut eine als Laus auf dem Brautkleid gesessen; und wenn in der vorher erzählten Geschichte von dem behexten Kinde die Alte rief, es flöge ein Schmetterling durch die Stube, so wollte sie damit auch die Eltern glauben machen, das wäre die Hexe, die hätt' es getan, und damit wollte sie den Verdacht von sich ablenken.

Wettermachen

Eine ältere Erzählung, d. h. schon vor etwa 50 Jahren aufgeschrieben, ist auch, daß eine Wirtsfrau in Emmerich einem Honnefer Schiffer ein Tuch mit drei Knoten mitgab, damit er günstigen Wind für die Heimfahrt hätte. Einen, auch zwei von den Knoten durften sie lösen, aber nicht den dritten. Beim Antritt der Fahrt machten die Schiffsleute einen Knoten auf, sofort kam ein gelinder, guter Wind. Später, als sie den zweiten lösten, wurde der Wind heftiger. Sie waren schon bei Oberkassel, da konnte es einer von den Leuten nicht lassen und machte den dritten Knoten doch auf, soviel die andern auch warnten. Sofort brach ein furchtbarer Sturm los, das Schiff konnte nicht voran, und sie hatten ihre Not, an Land zu kommen.

Vereinzelt wird auch wohl noch erzählt, daß eine verstand, ein Wetter zu machen. In Jüngersdorf lebte mal eine Frau, die allgemein als Hexe gemieden wurde. Eine Bäurin hatte ihr eines Tages eine Bitte abgeschlagen, und als die nicht lange danach bei einem Gewitter auf den Speicher ging, ein Bündel Krockwöisch (geweihtes Kraut) zu holen, das sie zum Schutz gegen das Unwetter aufs Herdfeuer legen wollte, da wurde sie vom Blitz erschlagen. Da hat den andern Tag die alte Hexe selbst gesagt, sie hätte den Blitz auf die Annemarie herabgezogen. — Wenn ein „Webbelgewengs" (Wirbelwind) auf den Wegen den Staub in die Höhe treibt oder im Walde plötzlich das Gesträuch zerzaust, als ob er es aus den Wurzeln reißen wollte, und es im Walde rauscht, so dachte man früher, es sitzt darin eine Hexe, die einen erschrecken will. Und noch heute sind manche von diesem Glauben nicht ganz frei: „Do könnt schon wedde su'n Oos!" sagen sie.

Liebste als Hexe

Man darf sich die Hexen nicht immer bloß als häßliche alte Weiber denken. Zwischen Birkesdorf und Köttenich stand früher in dem sogenannten Mühlenfelde der jetzt verschwundene Hof Mühlenfeld. Der Sohn aus diesem Hofe freite ein Mädchen in Echtz. Ein Freund aus Echtz aber warnte ihn, die wäre ja als Hexe verschrien; er solle bloß einmal nach 12 Uhr zu dem Mädchen gehen, dann könne er sich davon überzeugen. Der Bursche schlich sich denn auch eines Abends gegen 12 Uhr um das Haus herum zur Obstwiese. Da sah er im Mondenscheine auf dem sogenannten Falder sein Liebchen mit aufgelösten Haaren sitzen. Er ging auf das überraschte Mädchen zu und sagte: „Was machst du denn hier zur nächtlichen Stunde? Jetzt glaube ich, daß du eine Hexe bist, wie die Leute sagen." Schnell erhob sich das Mädchen, stellte sich drohend vor ihn und sagte: „Wenn du mich verrätst, so behexe ich dich, daß du so krumm wirst, daß du nicht mehr gehen kannst." Sprachlos vor Angst ging er von dannen und ließ sich nicht mehr in dem Hause blicken.

Fahrt zum Tanzplatz

Ein andrer freite auch mal um ein Mädchen aus Echtz. Da fragte ihn sein Freund eines Tages: „Bist du auch schon nach 12 Uhr in dem Hause geblieben? Die Alte kann etwas mehr als Brot essen." Der junge Mann erzählte es seinem Vater, und der sagte: „Da wollen wir schon hinterkommen!" Am folgenden Samstag ging der Vater mit zu dem Hause. Schon um 11 Uhr drängte die Mutter des Mädchens zum Weggehen; sie gingen aber nicht. Gegen 12 Uhr machte die Alte nicht viel Federlesens; sie blies die beiden an, und da flogen sie zur Tür hinaus. Darauf sagte der Vater zu seinem Jungen: „Komm her, wir wollen durch das Schlüsselloch sehen, was die beiden anfangen." Sie sahen, wie die Alte

aus einem Behälter am Herde in der Küche ein Töpfchen nahm, die Beine mit der Salbe bestrich und dann sprach: „Tipp, dr Schornstehn erus," und damit flog sie in die Höhe. Das gleiche tat auch das Mädchen und mit derselben Wirkung. — „Das wollen wir doch auch einmal versuchen!" sagte der Vater. Sie machten alles nach, was die Alte getan hatte, und fort flogen sie aus dem Kamin, und dann ging es durch die Luft. Bald gelangten sie vor einen hell erleuchteten Saal, in dem eine große Gesellschaft am Tanzen war; es ging hoch her. Auch sie tanzten mit und trafen dabei die beiden. Der Vater tanzte mit der Alten und der Sohn mit der Tochter. Bei einer Pause fragte die Alte den Vater: „Wie seid ihr hierher gekommen?" Der Vater erwiderte: „Wie ihr; tipp, dr Schornstehn erus." Da sagte die Alte weiter: „Nun will ich euch einen guten Rat geben. Gleich kommt für jeden ein Bock, den ihr besteigt und der euch im Nu zurückführt. Sprecht aber keiner ein Wort, sonst geht's euch schlimm." Sie taten das auch. Der Bock flog dahin und setzte den Vater an dem Herde ab in dem Hause des Mädchens. Dem Sohne erging es anders. Er hatte eine solche Freude daran, wie er so leicht und schnell durch die Luft flog, daß er sich vergaß und den Bock anredete. In dem Augenblick war der Bock unter ihm verschwunden, und er stürzte herab und brach den Hals.

Gewöhnlich wird erzählt, wie der oft gewarnte Liebhaber die Alte und die Tochter belauscht und sie sprechen hört: „Ovve Hegge on Töng!" (Über Hecken und Zäune), wie er es ihnen nachmacht, aber dabei spricht: „Dörch Hegge on Töng!" und jämmerlich zerzaust auf dem Hexentanzplatz ankommt, und hernach ein halb Jahr zum Heimweg braucht.

Hexeneiche

Zwei Knechte, die auf dem Hofener Hofe bei Metternich dienten und gewöhnlich Samstag abends ins Dorf kamen, um sich mit den andern einen lustigen Abend zu machen, die kamen in der Nacht auf den 1. Mai auf ihrem Heimwege an der Uhrenkuhl vorbei, die auf der Hälfte des Weges im Walde liegt. Da hörten sie Musik, kamen neugierig näher, da stand zu ihrer Verwunderung ein hell erleuchteter Saal und die schönsten Tänzerinnen waren darin. Sie wurden willkommen geheißen und mußten mit jeder eine Runde tanzen. Als das Fest aus war, wurde ihnen ein herrliches Schlafgemach angewiesen. Wie sie aber bei Sonnenaufgang erwachten, saßen sie in der Krone einer mächtigen Eiche. Noch heute schaut man nach ihnen hinauf; denn niemand kann sich denken, wie sie da heruntergekommen sind.

Hexenzaum

In Keppeln und den umliegenden Ortschaften hatten früher um den 1. Mai herum die Bauern eine Reihe von Jahren mit ihren Knechten viel



Hexen
Farbenholzschnitt von Hans Baldung / Anfang des 16. Jahrh.

Ärger. Die taten alle Arbeiten dann schlecht und saumselig und sahen dabei matt und unlustig aus. Die Knechte selbst hielten das für eine Krankheit, aber irgendwelche Schmerzen spürten sie nicht, und das kam regelmäßig jedes Frühjahr um die Zeit wieder. Das ging aber so zu: Die Hexen zogen, wenn ihre Zeit gekommen war, auf ihre Tanzplätze hinaus. Und zwar reisten die von Keppeln immer in ein warmes Land. Die Fahrt ging auf Pferden durch die Luft. Diese Pferde haben sich die Hexen für die Nacht immer erst schaffen müssen, aber das war für sie eine einfache Sache. Sie hatten nämlich einen wunderbaren Zaum, wenn sie den einem lebenden Wesen um den Kopf legten, dann wurde dies sofort ein Pferd, das durch die Luft rennen konnte. Und dazu hatten sich die Hexen die Knechte ausersehen. Wenn die Hexen nun an ihrem Tanzplatz angekommen waren, banden sie ihre Pferde an die Hecken und Zäune, und die Pferde knabberten an den Gräsern und Zweigen. Dabei fiel nun einmal einem Pferde der Zaum vom Kopfe, und der Knecht stand in seiner menschlichen Gestalt da. Rechts und links von ihm standen noch mehr Pferde. Die Hexen selbst aber waren in einem tollen Festtrubel, ihr Herr und Meister mitten unter ihnen. Der Knecht begriff schnell, wie er hierher gekommen war. Eilig riß er den übrigen Pferden die Zäume herunter, lauter bekannte Knechte standen vor ihm. Nun drehten sie den Spieß um; sie warfen den Hexen die Zäume über und ritten auf ihnen nach Hause.

Um Zweifall soll die meiste Hexerei gewesen sein, wenigstens im Jülicherland. Bei den Tanzereien und Gelagen war es erst richtig, wenn die von Zweifall dabei waren, die waren allen über. Ein Mann aus Schafsberg hat einmal solch eine Hexengesellschaft auf der Wiese am Schallepohl belauscht, da war die Tafel auch schon gedeckt und reich besetzt, aber eine sehr fein angezogene Dame bemerkte: „Wir können noch nicht anfangen, die von Zwiefel ist noch nicht da." Und ein junger Mann aus Pier, der einmal spät abends von seinem Mädchen kam, sah am Ende seines Dorfes in dem Vikariebonget (Baumgarten) ganz deutlich — es war heller Mondschein — Weiber und Männer um den Birnbaum auf der Wiese tanzen, auf einmal rief wer dazwischen: Oberhexe

Send och de he, de zwei Zwiefele,
Zweifel Juchhe, Juchheizia?
Send och de he, de zwei Zwiefele,
Zweifel Juchhe, Juchheizia?

Dann wurde Wein aus goldenem Becher getrunken und auch dem Burschen gereicht, als ob er dazu gehörte. „Jesses, was hat ihr ne schönne



Becher!" ruft er, da ist im Nu alles verschwunden, und er hält ein Kuhhorn in der Hand.

Walpurgisnacht auf dem Schäferplacken

Nicht weit von der Altenbaumburg östlich vom Alsenztal liegt eine Waldlichtung, da sind drei Grenzsteine, hier stoßen Preußen, Bayern und Hessen zusammen, und hier ist der Blocksberg des Nahetals. In der Walpurgisnacht Punkt 12 Uhr kommen hier die Hexen zusammen, die großen auf stumpfen Besen, die halbwüchsigen — das sollen die schlimmsten sein — auf Gänsen. Da wird gespielt, getanzt, gesungen, geschmaust, Buden sind geschwind aufgeschlagen, man handelt mit Stecknadeln, Würsten, Rotwein, Kartoffelsalat, sogar mit Warzen. Für ein Glas Rotwein kann man schon eine ganz anständige Warze kaufen, für auf die Nase mit Haaren; Fingerwarzen kriegt man schon für eine Stecknadel. Beim Morgengrauen verschwindet der ganze Spuk. Noch jetzt schickt man die Knechte, die nach Ebernburg neu zugewandert sind, in der Mainacht dorthin auf den „Schäferplacken" — so heißt die Stelle — sich das anzusehen.

Alte mit Besen und Forke



Alles ein Oremus

Einst fragte ein Küster den Pfarrer: „Ist es wahr, daß es Hexen gibt?" Man hatte ihm nämlich gesagt, die Geistlichen könnten beim heiligen Opfer die Hexen daran erkennen, daß sie dem Altare den Rücken zukehrten. Den übrigen bliebe das unsichtbar. Der Pfarrer gab dem Küster zur Antwort: „Morgen geht die ganze Gemeinde zum Opfer. Wenn eine Hexe opfert, so sage ich: Oremus." Am folgenden Morgen, als die Opferung begann, stellte sich der Küster voll Neugierde hinter den Pfarrer, um die Hexen kennenzulernen. Da folgte das Wort „Oremus" so oft, daß der Küster aus einem Erstaunen ins andere kam. Schließlich kam auch die Frau des Küsters und opferte, und wieder sagte der Pfarrer: „Oremus". Da rief der Küster: „Ach Gott, jetzt laufe ich heraus; ich will nichts mehr wissen. Es ist doch alles ein Oremus!" Die letzten Worte wurden in der Gegend, wenn man von den Frauensleuten sagen wollte: „Alle sind gleich, keine ist besser als die andere," noch lange gebraucht.

Das war, als es sogar ganze Hexendörfer gab, wie Nattenheim in der Eifel. Ähnlich berüchtigt scheint in der Jülicher Gegend neben Zweifall Echtz gewesen zu sein; und heute heißt noch das bergische Dorf Odental in der ganzen Umgegend Hexen-Odental.

Das Ende der alten Util

Es ist auch noch nicht so sehr lange her, daß in einem Hunsrückdorfe die alte Util (Ottilie) starb, der man noch so ziemlich alles das zutraute, was wir hier von den Hexen gehört haben. Sie wurde denn auch nirgends abgewiesen, wo sie anklopfte, und bekam Butter, Eier, Fleisch, Mehl, Kartoffeln und sonst alles, was sie brauchte, genug. Aber ihr Ende ist schon nicht mehr hexenhaft. Sie hatte einen einzigen Sohn, und der war blödsinnig, hing aber sehr an ihr. Als sie zuletzt schwer krank wurde und nach dem Doktor verlangte, packte er sie eines Tages in eine Decke, steckte sie in eine große Kiepe und trug sie zwei Stunden weit auf seinem breiten Rücken zum Arzt; diese Beförderung ist ihr aber schlecht bekommen, und sie ist kurz darauf gestorben.

Sogar in einer Stadt wie Eschweiler, hat es noch vor 15—20 Jahren eine Hexe gegeben, an der Dürener Straße in einem Hinterhause, das „die Villa" genannt wurde.

Die Bessemo'er

Aber die Hexe wird mehr und mehr zu einem Kinderschreck, mit dem man die Kleinen brav machen will, wenn sie sich nicht waschen lassen und nicht ins Bett wollen, droht man mit der Bessemo'er:

Obensjlock, Kenger nom Bett!
Kût die Mo'r mô'm Bessemstâck![1]

Mahren und Werwölfe

Nachtmahr bei Kindern und Männern

In einem Hunsrückdorfe machten sich einmal junge Eheleute große Sorge um ihr neugeborenes Kind, weil es so dicke Brüste bekam. Da sagte man ihnen, das käme daher, daß das Mahr daran getrunken hätte, das käme überall durch Ritzen und Löcher durch, ginge aber nicht durch die offenen Türen. Sie müßten vor allen Dingen das Schlüsselloch zustecken und an die Tür einen Mahrfuß zeichnen. Das taten sie auch, seitdem wurde es besser. Sie hätten das aber auch schon vorher tun sollen. Vorsichtige Leute legten schon der Frau bei der Entbindung ein scharfes Beil oder Heep ins Bett, mit der Schneide nach oben, und zeichneten Mahrfüße an die Wiege, taten auch zu dem Kinde noch ein scharfes Beil hinein. — Auch ein Junggeselle in Horn (auf dem Hunsrück) wurde oft von dem Mahr geplagt, das soff an ihm, daß er Brüste kriegte wie eine

[1] Abendglock! Kinder ins Bett! (Sonst) kommt die Mutter mit dem Besenstiel!

Frau. Da paßte er eines Nachts auf, und als es wieder da war, verstopfte er rasch das Schlüsselloch. Am Morgen fand er eine wunderschöne Frau in seiner Kammer, die mußte nun bei ihm bleiben, denn das Mahr kann immer nur auf demselben Wege fort, auf dem es gekommen ist. Er heiratete sie, und sie lebten jahrelang gut zusammen; sie quälte ihn aber immer, er möchte doch das Schlüsselloch aufmachen. Zuletzt tat er ihr den Willen, da rief sie: „Wie läuten die Glocken in England so schön!" und verschwand vor seinen Augen.

Mahr und Hexe

Es wird aber auch von der Großkatrin in Malstatt (Saarbrücken) erzählt, die als eine Hexe verschrien war, daß sie den ungetauften kleinen Kindern das Blut ausgesogen habe. „Die Großkatrin war widder an ihne," hieß es, wenn solche Kinder dicke Brüstchen bekamen.

Und wieder, als ein Mädchen in Thum (im Rurgebiet) Nacht für Nacht von der Mahr gequält wurde, hatte es eine Frau im Verdacht, die immer wußte und herumtrug, was es die Nacht mit seinem Burschen gesprochen hatte; gerade so wie die Hexe in Luchem, die als schwarze Katze die Liebespaare belauschte.

Mahrreiten

Es ist noch nicht lange her, da hörte man bei Jülich noch viel von dem Mahrberigge oder Mahrrigge (Mahrreiten). Was es aber eigentlich war, wußte kein Mensch zu sagen, selbst die nicht, die davon befallen wurden; denn nur gewisse Personen wurden von der Mahr geritten. Auffallend war dabei, daß andere, die mit ihnen in demselben Bette schliefen, nichts davon gewahr wurden, nur daß sie von dem Stöhnen des Mitschläfers wach wurden. Wenn man ihn dann anstieß oder wachrüttelte, war auch die Mahr verschwunden. Die Gerittenen erzählten dann nach dem Erwachen, sie hätten die Mahr ganz deutlich die Treppe herauf und herunter, je nachdem sie oben oder unten schliefen, rauschen hören, und dann sei sie — auch durch die verschlossene Tür — zu ihnen hereingekommen und hätte sich schwer auf ihre Brust gelegt, so daß sie kaum mehr zu atmen vermocht hätten. Wenn sie dann danach erwachten, waren sie wie aus dem Wasser gezogen, so hatten sie geschwitzt, und ganz ermattet waren sie, auch tagsüber ganz niedergeschlagen und unlustig. (Man wird hier wieder an die Knechte der Keppeler Sage erinnert, die von den Hexen geritten wurden) Kluge Leute in der damaligen Zeit wollten wissen, es seien böse, abgeschiedene Geister, die im irdischen Leben nichts getaugt hätten und auch jetzt noch ihre Freude daran hätten, die Lebenden zu quälen. Hier werden aber die Mahren mit den wiederkehrenden Toten verwechselt, die ja auch die Hausbewohner mit mancherlei Quälerei heimsuchen.

Die Knechte der Kinzweiler Burg schliefen zum Teil im Pferdestalle. Eines Abends hatte der jüngste Knecht die obere Hälfte der Stalltüre offen gelassen. Der alte Knecht sah es vom Bette aus, wollte aber den schlafenden Jungen nicht mehr wecken, und er war selbst zum Aufstehen zu müde. Als er halb eingeduselt war, schrak er auf einmal zusammen und sah gleich zur Türe. Dort erblickte er ein langhaariges, kurzgedrungenes, vierfüßiges Wesen, das mit einem Satz die Tür hinunter, zum Stalle hineinsprang, auf das Sattelzeug, das neben dem Bette an einem Holz hing, und gleich auf das Bett. Rasch wollte er die Decke über den Kopf ziehen. Aber ehe er damit fertig war, saß die Mahr ihm auf der Brust, rieb ihm mit ihren wolligen Pfoten durch sein Gesicht, besonders über Mund und Nase. Der Atem stockte ihm, und er meinte zu sterben. Er stöhnte; schreien oder sprechen konnte er nicht, auch konnte er sich nicht bewegen. Da mit einem Male fühlte er sich frei, sah aber nichts mehr. Er bemerkte nur noch, daß die Stalltüre sich etwas bewegte, sicher von dem Absprunge des Unwesens. — Ähnlich ist es mit dem „Draach", von dem man in der Eifel erzählt, er komme nachts in einer Rinderhaut und lege sich einem auf, wenn man schlafe; im Erwachen höre man ihn noch fortschleifen.

Gestalten

Zu Saarbrücken, in dem zweiten Hause rechts in der Altneugasse vom Eingang von der Schloßstraße her soll des Abends früher das Drickermännche auf der Treppe gehockt haben. Diesen Alp stellte man sich als ein kleines Männchen mit dickem Kopfe vor; alte Damen wußten es genau zu beschreiben und behaupteten steif und fest, gesehen zu haben, wenn es sich nachts ihnen auf die Brust gelegt hätte und sie davon wach geworden wären. Erst wenn es ihnen gelang, einen Laut auszustoßen oder sich etwas zu drehen, war es verschwunden.

In der Eifel sagt man, das Mahr sei ein böser Mensch, der sich in dieser Gestalt an seinem Feinde rächen wolle; das ist es aber nicht immer, was die Mahr zu dem Schläfer treibt, wie man schon an der Hunsrücker Sage von der Mahr sieht. Meist gilt die Mahr (oder das Mahr, beides kommt nebeneinander vor) als ein weibliches Wesen.

Die dicke Liebste

Ein junger Bauernbursche freite an der dicken Micketring (Marie-Kathrine). Es war grade zur Zeit der Befreiungskriege, und die Männer dieser Grenzgegend mußten regelmäßig Wache halten. Eines Tages nun stand der Bursche mit einem bejahrten Nachbar auf der Wache. Als es Abend geworden war, sagte der Alte: „Was sollen wir hier immer stehen? Wir wollen uns dort in die Scheune legen und schlafen." Da war der junge Bauer gleich dabei. Sie eilten in die Scheune und legten



sich in einem Winkel nieder. Noch vollständig wach vernahm der Bursche ein seltsames Rauschen und dachte: Woher kommt das wohl? Da fühlte er auch schon, daß ihn was an der Gurgel faßte und würgte. Er wollte nach dem Angreifer treten. Aber seine Glieder waren wie gelähmt. Der alte Nachbar, der mittlerweile aufgewacht war, fragte ihn, warum er so gurgele. In demselben Augenblick war der Junge von seinem Angreifer befreit. Er meinte, der Alte wär es gewesen, und fuhr ihn barsch an. Der aber erwiderte: „Ich habe gehört, daß jemand hereingekommen ist; die dicke Bulle hat dich an der Gurgel gefaßt; ich bin davon wach geworden." Am nächsten Sonntag besuchte der Bursche wieder sein Mädchen und verbat sich für die Zukunft derartige Besuche. Da lachte sie und sagte, wenn er nicht zu ihr komme, so müsse sie doch zu ihm kommen. Aber der Bursche wollte eine Mahr nicht als Schatz haben und ging nie mehr zu ihr.

Am deutlichsten wird das Wesen der Mahr in der folgenden, erst in neuerer Zeit aufgezeichneten Geschichte aus dem Bergischen, die sich freilich in alten Zeiten zugetragen haben soll.

Seele als Maus

Da diente einmal ein Bäckergeselle, ein munterer, hübscher Mensch, bei einem Meister in einer großen Stadt. Jeden Morgen, wenn gebacken war, mußte er Weißbrot durch die Stadt tragen. Zu seinen Kunden gehörte auch ein reicher Kaufmann, der hatte eine einzige, bildschöne Tochter. Nun wurde unser Geselle Nacht für Nacht von der Mahr geritten, so daß er von Tag zu Tag elender wurde. Das fiel zuletzt dem Meister auf, und er sprach mit dem Gesellen darüber, und als ihm der sein Leid klagte, dachte der Meister gleich, da müßte eine Mahr im Spiele sein, und riet ihm, bei der nächsten Beichte alles dem Pfarrer zu sagen. Das tat der Geselle auch, und der Geistliche gab ihm nun ein kleines Tuch, mit dem war der Abendmahlskelch bedeckt worden, und wies ihn an, sich am Abend genau wie sonst zu Bett zu legen, und zwar auf den Rücken. Dann solle er das Tuch auf der Brust ausspreiten. Würd er nun etwas auf der Brust verspüren, dann solle er schnell alle vier Zipfel des Tuches zusammenfassen und das Tuch sorgfältig in seiner Truhe verschließen, sich aber wohl hüten, aus Neugierde nachzusehen, was darin wär. Am nächsten Tage aber solle er ihm das Tuch bringen und ihm genau berichten, wie es gegangen wäre. Der Bursche versprach, alles zu befolgen, und ging seines Weges. Am Abend verfuhr er genau nach den Vorschriften des Pfarrers. Es währte nicht lange, so fühlte er deutlich, daß etwas auf dem Tuch herumtanzte. Sofort schlug er die vier Zipfel zusammen, knotete zu und fühlte deutlich, daß ein winziges Ding in dem Tuche war, Er schloß getreulich das Tuch in seine Truhe. Am nächsten Morgen aber

vergaß er über seiner gewohnten Arbeit ganz das Tuch und den Pfarrer. Erst am zweiten Tage dachte er wieder dran, nahm eiligst das Tuch hervor und machte sich auf den Weg zum Geistlichen. Unterwegs aber wurde er doch zu neugierig; er öffnete behutsam einen Zipfel des Tuches und sah ein weißes Mäuschen, das wollte auf ihn zulaufen. Da tat er das Tuch schnell wieder zu. Aber zuletzt konnte er doch nicht widerstehen und öffnete nochmal das Tuch. Da war das Tierchen im Nu entschlüpft und lief über die Straßen dahin. Der Geselle rannte wie besessen hinter ihm her, immer weiter, immer weiter, alle Leute guckten ihm nach. Endlich huschte das Mäuschen durch eine Spalte der Türe an dem Hause jenes Kaufmanns. Da war alles in größter Trauer, weil plötzlich vor zwei Tagen die schöne junge Tochter verstorben war. Das Mäuschen huschte ins Sterbezimmer, lief an dem Bettpfosten in die Höhe und schlüpfte in den Mund der Toten. Die erhob sich sofort und wunderte sich nicht wenig, als sie sich in Totenkleidern fand. Das Entsetzen der Eltern und der bei ihr weilenden Verwandten kann man sich leicht vorstellen. Der Geselle eilte nun zum Geistlichen und beichtete alles, wurde aber böse angefahren, daß er seinen Vorwitz nicht zu bändigen vermocht hatte.

Hier war die Seele in Gestalt der Maus nachts zu dem Burschen gekommen, ihn zu drücken, und dabei mit dem geweihten Tuch gefangen worden.

Abwehrmittel

Sonst wird auch wohl gesagt, es hilft, wenn man die Schuh zewähsch (verkehrt) vor das Bett stellt; oder etwas von einem benedizierten Osterknopf, worein man ein kleines Loch bohrt, in der Schlafkammer auf die Fensterbank und die Türschwelle legt, denn über etwas Gesegnetes können die Mahren ebenso wie die Hexen nicht hinüber.

Am Niederrhein heißt ein Spruch gegen die Mahr:

Nachtmahr, du lälck dier,
komm van dese nacht nit hier;
alle waters söllt gej waaije,
alle boome söllt gej blaaije,
alle spille gras söj telle,
komm mej vanne nacht nit kwelle.[1]

Will man herausbekommen, wer es gewesen ist, so muß man der Mahr ein weißes Almosen, z. B. ein Ei, versprechen; das muß sie sich am andern Tage mittags um 12 Uhr holen. Wenn man es ihm dann gibt, kommt es als Mahr nicht wieder.

[1] Nachtmahr, du übel Tier
komm diese Nacht nicht hier,
alle Wasser sollst du durchwaten,
alle Bäume sollst du abblättern,
alle Grashalme sollst du zählen,
komm mich in der Nacht nicht quälen.

Mädchen als Werwolf

Am Hülsenbusch war früher, wie bei vielen Häusern in der dortigen Gegend, eine kleine Branntweinschänke. Die alte Wirtin hatte zwei heiratsfähige Töchter, an denen freiten zwei junge Männer aus der Nachbarschaft schon längere Zeit. Die Alte duldete aber niemals, daß die beiden Burschen nach 12 Uhr blieben. Kurz vor Mitternacht trieb sie sie regelmäßig aus dem Hause. Das war den beiden schon längere Zeit verdächtig, und eines Abends nahmen sie sich vor, über Mitternacht im Hause zu bleiben. Die Alte mochte keifen, soviel sie wollte. Die beiden blieben sitzen, jeder sein Mädchen auf dem Schoß. Da schlägt die Uhr 12, und in demselben Augenblick liegen die Mädchen in ihren Armen wie tot. Erst kriegen die Jungens einen mächtigen Schrecken, dann aber besinnen sie sich. Sie legen die beiden Mädchen dicht nebeneinander auf den großen Tisch in der Stube und machen sich fort. Nicht weit von dem Hause mußten sie ein Feld überschreiten; auf diesem Felde zog sich ein tiefer Graben hin, und darüber ging ein schmaler Holzsteg. Als sie an diesen Steg gelangt waren, sprang plötzlich ein großer Werwolf dem einen auf den Rücken. Vergeblich arbeitete er sich ab, das Ungetüm von sich zu schütteln. Auch Drohen half nichts. Da faßt er in der Verzweiflung mit aller Macht die Vorderpfoten des Werwolfs, kommt aber im nächsten Augenblick zu Fall. Aber auch nun läßt er die Tatzen nicht los, sondern ruft seinem Freunde zu: „Stich feste mit dem Messer!" Das tut der dann auch und gebraucht auch seinen schweren Stock nach Kräften. Dann lassen die beiden das Tier liegen und eilen davon. Am nächsten Sonntag trieb sie jedoch die Neugier wieder nach dem Hülsenbusch. Sie traten in die Stube und ließen sich zu trinken geben. Die Alte mit der einen Tochter hantierte in der gewohnten Weise in der Stube herum. Als sie fragten, wo die Lisbeth sei, erwiderte die Alte, die liege schwer krank zu Bett. Ob sie nicht zu ihr dürften? Nein, das ginge nicht. Aber sie drangen trotzdem in die Schlafstube und sahen nun das Mädchen mit fürchterlichen Schnittwunden im Gesicht zu Bett liegen. Das Rätsel war nun gelöst; aber gleichzeitig war auch das Liebesverhältnis gelöst.

Wieder wird man hier an die Hexensage erinnert, wo der Bursch sein Liebchen belauscht, wie es sich auf die Hexenfahrt macht; und ferner daran, daß die Hexe, die in Tiergestalt Unfug treibt, dadurch unschädlich gemacht wird, daß man sie mit etwas Eisernem schlägt oder sticht; aber auch an die vorher erzählte Mahrsage von der Kaufmannstochter muß man denken.

Das zerrissene Tuch

In Jüngersdorf war ein Mann, der verwandelte sich zuzeiten in einen Werwolf. Er legte sich abends ins Bett, stand aber, wenn dieser Zu-

stand so über ihn kam und die Frau schlief, auf und legte den Besenstock ins Bett, daß es aussähe, als wenn er selbst daläge. Dann ging er „werven", d. h. als Wolf umherschwärmen. Was ihm in diesem Zustand in den Weg kam, das zerriß er. War das geschehen, dann war es wieder gut, und er legte sich zur Ruhe, als wenn nichts geschehen wäre. Einmal zerriß er, weil ihm sonst nichts in die Hände fiel, das Kopftuch seiner Frau. Als sie des Morgens aufstand, vermißte sie ihr Tuch. Da sah sie voll Verwunderung, daß ihr schlafender Mann den offenen Mund noch voll Fäden von ihrem Tuche hatte. Daraus erkannte sie voll Schrecken, daß auch ihr Mann „werwolfen" konnte.

Die Werwolfsage verblaßt und schwindet begreiflicherweise in neuerer Zeit mehr und mehr, und konnte sich weniger halten als die Hexensage. In manchen Sagen ist der Werwolf schon nichts mehr als ein Gespenst, das nachts einem auf den Rücken springt und sich eine Strecke tragen läßt, oder etwa nur von *einem* nächtlichen Wanderer gesehen und mit grimmigen Schlägen abgewehrt wird, während der andere, sein Gefährte, überhaupt nichts sieht.

Von Büchern / Zauberdingen und Wünschen

Manche haben das Hexen von andern gelernt, manche haben es geerbt, es gab ganze Familien, in denen es erblich war, wo es schon die Kinder etwas konnten, gewöhnlich wurde ihnen zuerst das Mäusemachen beigebracht; so wird das z. B. von den Kindern eines besonders verrufenen Hofes in Odental erzählt; die haben es auch in der Schule gemacht; die Mäuse hatten aber alle keinen Schwanz. Daß die Hexen und Hexenmeister sich mit dem Teufel eingelassen haben, wurde früher, unter der Einwirkung der Hexenprozesse, allgemein geglaubt; in der neueren Hexensage begegnet man ihm nicht mehr oft; auch beim „Hexenreih", den nächtlichen Zusammenkünften der Hexen, fehlt er meist.

Erblichkeit

Nun werden ja die geheimen Künste nicht immer nur in böser Absicht betrieben, man braucht nur an die Leute zu erinnern, die Krankheiten besprechen, Diebe und Hexen bannen können. Mancher hatte das aus einem geheimnisvollen Buch, aus dem „Bartholomäusbüchlein" etwa, das früher u. a. in der Essener Gegend auf den Bauernhöfen, auch in den Pfarrhäusern sehr verbreitet gewesen sein soll; die Obrigkeit soll förmlich Jagd darauf gemacht haben. Ebenso heißt es von den „Matthiasbüchlein", der Papst habe sie eingefordert; sie sind aber wohl doch nicht alle abgeliefert worden. Auch der Mann aus Preist, von dem wir noch mehr hören werden, hat seine Gebetcher aus so einem Büchlein, und als

Bücher



der Peter S., dem er auch damit geholfen, ihn eines Tages fragte, wie das zugehe, daß man damit Krankheiten so heilen könne, da sagte er, die Gebete in dem Büchlein hätten eine besondere Gewalt. Die losen Blätter des Buches seien auf dem Altarsteine gelegen, und es sei die hl. Messe darüber gelesen worden. „Hast du noch nicht gesehen, daß der Priester, ehe er den Kelch auf den Altar stellt, mit der Hand über das Altartuch streicht und nachfühlt, ob nichts unter der Altardecke liegt?"

Jemand, der gern mal ein Bartholomäusbuch in der Hand gehabt hätte, bekam aber von einem alten Manne, mit dem er darüber sprach, die Antwort: „Lieber nicht; wer sich damit abgibt, soll keine Ruhe mehr haben." In Horn auf dem Hunsrück erzählt man sich von einen Mann, der hatte auch das Sechste und Siebente Buch Mosis und wäre es gern los geworden; zuletzt warf er es in den Backofen. Wie er aber zum Backhaus hinausging, hatte er's wieder im Säckel. — Auch im Rheinland findet sich die bekannte Erzählung von dem Jungen, der über das Zauberbuch geraten ist und darin liest und die ganze Stube voll Geister bekommt; der Alte — gewöhnlich heißt es, er war in der Kirche — kommt gerade noch zur rechten Zeit, das Buch zu nehmen und rückwärts zu lesen und so die schwarzen Kerle wieder zu bannen.

Zauberdinge

Das ist immer wieder dasselbe, und ist schon ins Märchen gewandert nebst den meisten Zauberdingen, den Ringen, Spiegeln und ähnlichem, wovon wir schon in den früheren Kapiteln aus alter Zeit dies und jenes hörten. Ebenso ist es mit dem Heckpfennig, es findet sich wohl kaum noch einer, der versuchte, sich ihn zu verschaffen, und so mag auch in Vergessenheit geraten, wie man das anfängt. Man denkt sich lieber lustige Geschichten aus, die damit passieren könnten, wenn — ja wenn man ihn hätte; eine solche von der Hose mit dem Hecktaler steht schon in den „Deutschen Märchen" seit Grimm.

Lebendiger geblieben ist begreiflicherweise der Aberglaube, daß den Nägeln alter Särge, die aus der Friedhofserde ausgegraben werden, besondere Kraft innewohnt, daß man daraus z. B. Ringe schmieden kann, die gegen Gicht gut sind; doch führt das schon zum Totenglauben hinüber, auch findet sich keine eigentliche Sage davon. Ebenso gehört die Wünschelrute zu den Dingen, die noch ernst genommen werden. In der Eifel sagt man auch, wenn man in der Weihnachtsmitternacht mit einem ungebrauchten Messer eine solche Rute vom Haselstrauch schneidet, und zwar mit einem Schnitt und mit dem richtigen Spruch, so kann man damit einen Abwesenden prügeln, wenn man ein Kleidungsstück schlägt und dabei an jenen denkt.

Tiefer als der Glaube an die Wünschelrute sitzt der Glaube an die Macht des Wunsches selbst, der Glaube, daß man etwas geschehen machen kann dadurch, daß man mit aller Kraft daran denkt. Als böser Wunsch, als Fluch und Verwünschung wirkt diese Macht in vielen alten Sagen.

Das Wünschen

Stark spricht auch der Wunsch beim Liebeszauber mit, die äußere Handlung und Zurüstung tut es nicht allein; so etwa wenn in der Andreasnacht das Mädchen sich einen Spiegel unter den Kopf legt, um den Zukünftigen zu sehen. Oder wenn man — nach einem Hunsrücker Verfahren — am Thomastage sich einen Apfel bettelt, sich dann am Abend zu Hause ganz nackt ins Bett legt, dreimal in den Apfel beißt, mit beiden Händen das Kopfstück der Bettstelle greift und spricht:

Liebeszauber

Thomas, ich bitte dich!
Bettler, ich preise dich!
Thomas, sag mir {wie oder wann, / genau,}
Thomas, was bekomm ich für eine(n) {Mann? / Frau?}

— Und von einem Erfolg solchen Zaubers erzählt man im Bergischen: In Müllenbach lebte früher mal ein alter Lehrer, der hatte eine bildschöne Tochter, und die bekam daher viele Freier. Besonders einem jungen Lehrer aus der Nachbarschaft hatte sie es angetan, und der war in einer Angst, es möchte sie doch noch ein anderer kriegen. Da wandte er sich in seiner Not an erfahrene Leute, und die sagten ihm, er solle in der Matthiasnacht eine Schüssel mit Wasser auf sein Schlafzimmer stellen und ein Handtuch daneben legen. Um 12 Uhr würde dann das Mädchen erscheinen, sich waschen, abtrocknen und wieder verschwinden. Der junge Mann befolgte das genau, und es ereignete sich alles gerade so, wie man es ihm gesagt hatte. Und später bekam er das Mädchen wirklich. — Wir Heutigen haben es ja fast verlernt, welche Macht im Wünschen liegen kann, und werden höchstens einmal davon überrumpelt. Denn es wirkt nicht nur, wenn es mit voller Absicht getan wird, auch böse Worte, die einem unbedacht im Zorn entfahren, gehen in Erfüllung.

Ein Bauer auf dem Düwenerhof bei Bechem verkaufte einmal eine Kuh, das Geld verwahrte er sorgfältig im Schrank. Als er nach einiger Zeit eine neue Kuh kaufen wollte, war ein Drittel des Geldes weg. Er glaubte, seine Frau hätte es verbraucht, und schimpfte, sie kamen bös hintereinander und verwünschten sich zuletzt.

Verwünschung

Nach ein paar Tagen war die Frau wie vom bösen Geist besessen, fuhr auf ihren Mann und die andern Leute im Haus los, kratzte, biß und schlug, vier Mann waren nötig, sie zu bändigen. Als sich die Anfälle immer wiederholten, schickte der Mann zum Pater Krementines im Kloster Hardenberg. Der sagte, er müsse die Frau sehen. Als es einmal etwas besser mit ihr war, gelang es, sie zu einer Ausfahrt mitzubekommen. Wohin, sagte man ihr nicht. Zur Vorsicht fuhren ein paar Nachbarn mit. Nahe beim Kloster wurde sie wieder wild, die Männer konnten sie kaum halten. Im Kloster kam ihnen der Pater entgegen und sagte, sie sollten die Frau loslassen. Sofort stürzte sie sich wütend auf den Pater. Der aber warf seinen Gürtel über sie, da fiel sie ohnmächtig hin. Nun kniete der Pater neben ihr und betete eine halbe Stunde lang. Als sie wieder zu sich kam, war sie ruhig und vernünftig wie in früheren Jahren und kehrte mit dem Mann und den Nachbarn nach Hause zurück. Pater Krementines gab dem Manne einen Gegenstand mit, den sollte er im Wohnzimmer aufhängen, und gab beiden den Rat, sich nicht mehr zu verwünschen. Manchmal bat die Frau ihren Mann, das Ding von der Wand zu nehmen. Aber das ließ er wohlweislich. Wenn sie es aber selbst tun wollte, riß ihr eine unsichtbare Macht den Gegenstand aus den Händen.

Eine Näherin saß noch spät abends in der Lichtstube an der Arbeit, als sie einen Zwirnfaden nicht schnell genug ins Nadelöhr bringen konnte, rief sie ungeduldig: Da soll doch der Böse dreinfahren. Nun bekam sie den Faden hinein, aber alle Stiche, die sie ins Tuch nähte, trafen ihr Fleisch. Sie wollte einhalten und konnte es nicht; immerzu mußte sie nähen, und rastlos arbeitete die Nadel auf dem Tuche und zerstach ihr ohne Erbarmen die Finger. Sie bereute bitter ihre Ungeduld und gab sich schon verloren. Jetzt mußte sie noch einen Knopf annähen, drei Stiche hatte sie schon getan, da nach dem vierten fiel ihr die Nadel aus den Händen. Der Spuk war gewichen, das Kreuz, das entsteht, wenn man Knöpfe annäht, hatte ihn vertrieben.

Und besondere Macht hat der Wunsch eines Sterbenden. In Düsseldorf war einmal ein Mann, der führte ein liederliches Leben, lag den ganzen Tag im Wirtshaus und machte Schulden aller Art, und seine Frau sollte es dann bezahlen, die das Brot kümmerlich als Waschfrau und Tagelöhnerin verdiente. Den ewigen Unfrieden kriegte sie satt, trennte sich von ihm und kehrte zu ihren Eltern zurück. Hernach wurde der Mann schwer krank, und als er auf dem Sterbebette lag, wollte er seine Frau noch einmal sprechen. Sie kam aber nicht, da sagte er: „Wenn ich sie nicht ein-

mal mehr sehen soll, da sollen ihre vier ersten Kinder, die sie kriegt, sie auch nicht sehen." Die Frau hat aber nichts von der Krankheit und dem Tode ihres Mannes gewußt, und man hat es auch so eingerichtet, daß sie den Leichenzug nicht zu sehen bekam. Später heiratete sie noch einmal und bekam sechs oder sieben Kinder. Die ersten vier waren blind; die folgenden aber vollständig gesund. Die Leute sagten, da sei die Verwünschung in Erfüllung gegangen.

Zwei Boore wore zo Kölle op der Maat (Markt) gewäs, un als se no uus der Stadt gingken, mochten se wohl gät (etwas) zo vill en et Fusselsgläsche gesihn han. Un we se en ehren Suff dran daachte, dat se vun dä Kölsche ärg fies üvver et Ohr gehaue wäre wode un ehr schön Eier un ehr schön Botter esu got als we fottgeworfen hätte, do fingken se üvver der ganze Wäg an gruselich ze flooche un de Stadt Kölle en Grund un Boddem ze verwünsche. We se nu em Raderdhal wore, wo mer de Stadt nit mie sihn kann, weil de Landstroß doh ärg deef läuf, un de zwei Boore sich ens ömkickde, o Jerum, do wor de Stadt en Grund un Boddem versunke. Do krägden se et Gruseln üvver er Liev un fingken an in der Dodesangs der Rusekranz erunder zu bedde, su schwind se't no kunnte. Noh zehn Minutte sohchen se sich widder ens öm, un o Wunder, de Kirchtöhn vun Kölle komen ald langsam widder eruus. Wat et hellig Züg heel (was das ganze Zeug hielt), fingke se jitz op et neues an ze bedde, bes endlich de ganze Stadt widder doh wor. Von der Zick (Zeit) an han de zwei Boore zeläbsdag nit mie esu graveerlich gefslooch.

De zwei Boore em Rahderdhal

Es gibt gewisse Zeiten, die dem Zauber vor allem günstig sind. Es sind besonders die heiligen Nächte. Die Andreas- und Matthiasnacht wurden schon genannt; auf dem Hunsrück gilt besonders die Dreifaltigkeitsnacht für wunder- und geheimnisreich; vor allem aber gehen im Rheinland mancherlei Sagen von der Matthiasnacht. Wer in dieser Nacht genau um 12 auf einen Kreuzweg geht, dem wird jeder Wunsch erfüllt, den er ausspricht. Mancher hat aber auch schon derbe Prügel von unsichtbarer Hand bekommen; denn es ist allerlei dabei, was man wissen muß, um es richtig zu machen. Und es gehört viel Mut dazu. — Wer in der Matthiasnacht Glock zwölf geboren wird, bekommt noch eine besondere Gabe mit auf die Welt, um die er aber nicht zu beneiden ist; er wird ein Geestekieker oder Geestepöhzer (Geisterseher oder -träger).

Zauberzeiten

In der Christmitternacht soll das Wasser zu Wein werden. Ein Eifeler Bauer ging zu dieser Stunde an den Bach und rief: „Wasser, werde zu Wein!" Da kam der Teufel, packte ihn und schrie: „Und du bist

mein!" — Ein Bauer am Deilbach wollte das Weihnachtswunder nicht glauben, setzte einmal in dieser Nacht einen Topf voll Wasser vor sich auf den Tisch, stellte ein Licht daneben und legte die Uhr dazu. Von Zeit zu Zeit schmeckte er und um 12 Uhr war es wirklich Wein. Aber am andern Morgen wieder Wasser. Und als die Nachbarn kamen und fragten, konnte er nicht antworten, und war taub und stumm für sein ganzes Leben.

Noch von Leuten / die was können

Der Schmiedegeselle

Bei einem Schmied in Mehring war was jung geworden, aber dat Jöngelche machte in den ersten Monaten den Eltern viel Kummer; es hat immer geschrien, e Lääd (Leid, Krämpfe) krie't, und wurde immer schwächer; man dachte jeden Tag, das sei sein letzter. Die Großmutter war zur Pflege gekommen, um die Mutter abzulösen. Das Totenhemdchen lag schon bereit im Schrank; Großmutter und Mutter saßen am Bettchen des Kleinen. Der Vater war in der Schmiede und schaute ein übers andere Mal zum Fenster der Kammer, darin es lag. Da kam ein Handwerksbursch in die Schmiede, der hatte früher längere Zeit beim Vater gearbeitet. Er fragte, wie es allen ginge, und als er hörte, et Pitterche läge im Sterben, wollte er es sehen, hän tät auch ebbes vo Krankhäte kennen. Der Vater sagte nicht ja, nicht nein, aber im Augenblicke kam die Mutter aus der Türe gelaufen: „Er stirbt!" Der Vater ging ins Haus, hinter ihm der Geselle. Der trat an die Wiege, legte seine Hand dem Kinde auf die Stirn, und er schien ebbes zu pösbern. „De Pitter stirft net," sagte er zuversichtlich, „dä gött noch e stramme Borsch!" Und wirklich, der Atem ging jetzt. Der Vater führte den Gesellen in die Stube, bewirtete ihn, gab ihm einen Zehrpfennig, und dann wanderte der Geselle weiter. Er mochte vielleicht am Dorfende angekommen sein, da fiel der Pitter wieder ins Leid, dann als das vorüber war, ging der Atem immer langsamer und langsamer. Endlich war alles still. „Es ist aus!" sagte die Großmutter und hielt eine Feder an seinen Mund. „Er ist tot!" Die Mutter ging weinend aus der Kammer, und die Großmutter wusch den Kleinen, zog ihm das Totenhemdchen an und setzte ihm ein Kränzchen auf. Dann ging auch sie hinunter in die Stube. Nach einer Weile kehrte sie wieder zurück, um das Totenlämpchen aufzustellen. Sie zog die Vorhänge zurück. Da glaubte sie, ein frisches Rot auf seinen Wangen zu sehen. Die Händchen waren von der Brust herabgeglitten. Sie hielt das Ohr an seinen Mund, er atmete wieder leise. Sie rief sofort nach der Mutter. Die kam gleich und der Vater auch, und sie fanden ihr totgeglaubtes Söhnchen

lächelnd im Bettchen liegen. Es erholte sich nun rasch und gedieh gut, wie der Geselle gesagt hatte. — Später machte ihm noch mal das Zahnen viel Beschwer, da schrie es wieder immerzu und stierte nachts mit weit aufgerissenen Augen immer in die Ecke, wo ein Schrank in die Wand eingelassen war. Das dauerte wohl eine Woche lang. Da kam der Knochesflicker aus Preist. Der sagte, man solle et Schlösselloch vum Schaaf met Watt zustoppen. Die Mutter tat es, und von der Stunde an hatte der Junge Ruhe.

Der Mann aus Preist

Der Peter war ein Student geworden und mußte immer bei Wind und Wetter zu Fuß nach Trier in die Präparandie, da es noch keine Zugverbindung gab. Da bekam er schließlich Ohrenschmerzen. Eines Tages lag er auf der Ofenbank und krümmte sich, schon acht Tage hielten diese Schmerzen an. Da kam der Mann aus Preist zufällig in die Stube. Als er hörte, was dem Peter fehlte, rief er den älteren Bruder und schickte ihn auf den Kirchturm, da sollte er mit einem Messer von dem erhärteten Fett an der mittleren Glocke was abschaben und ihm das bringen. Dies Fett strich er dem Peter hinter die Ohren, und der legte sich wieder auf die Bank. Es waren ein paar Minuten vergangen, da fing es an zu rauschen, und es war wie nach dem Baden, wenn einem das Wasser aus dem Ohr herausfließt, das man beim Schwimmen hineingekriegt hat. Dann aber hörten die Schmerzen ganz auf und sind bis auf den heutigen Tag nicht wiedergekommen.

Glockenfett

Der Vater dieses Jungen war in seinen letzten Jahren stark von der Gicht geplagt. Auf den Händen hatte er dicke Gichtknoten, und die Arme waren an manchen Tagen ganz lahm. Der Mann von Preist konnte zwar die Gicht selbst nicht wegnehmen, wohl aber die Schmerzen lindern. (In Schweich soll es einen gegeben haben, der konnte die Gicht von einem Gichtbehafteten auf einen Strauch übertragen, der alsbald verdorrte) Als der Schmied auf dem Krankenbette lag, bekam er wieder tagelang diese Gichtschmerzen. Die Frau konnte das Wimmern und Stöhnen nicht mehr anhören, schickte heimlich jemand nach Preist mit dem Bescheid, der Mann soll dem Kranken doch helfen. Um 12 Uhr ging der Bote fort, und er hatte zwei Stunden bis Preist. Gegen 2 Uhr kam er dort an, und genau um dieselbe Stunde ließen die Schmerzen nach.

Fernwirkung

Ein Bauer pflügte auf dem Etsch (einer Flur bei Mehring) — es sind kaum zwei Jahre her — und da fing auf einmal die braune Kuh an zu lahmen. Er sah sofort nach, ob sie vielleicht einen Stein zwischen den Klauen hätte oder in einen Schuhnagel getreten wär, fand aber nichts. Er wollte weiter pflügen, aber das Tier hinkte dermaßen, da war an

Die lahmende Kuh

kein Weiterarbeiten zu denken. Eben wollte er schon abspannen und nach Hause fahren, da kam der N. Peter des Weges, den rufen die Leute im Dorfe, wenn das Vieh krank ist. Der sagte gleich, der Fuß ist vertreten. Er zog die Mütze ab, kniete sich hin und betastete den kranken Fuß, dabei murmelte er seine Gebetcher und machte so Zeichen. Dann stand er auf und sagte zu dem Bauern, nun könne er ruhig weiter pflügen, es gäb besser. Die Kuh hinkte anfangs noch ein wenig, aber es wurde wahrhaftig immer besser, und bald merkte man nichts mehr an ihr.

Gute Arznei

Ein Bauer, nicht weit vom Deilbache, hatte nur eine einzige Kuh, die schlug plötzlich in der Milch sehr ab. Die Magd war ratlos und meldete es dem Bauer. Der ließ sofort den Tierarzt kommen, und dieser verschrieb der Kuh was. Die Magd ließ es in der nächsten Apotheke anfertigen und bekam eine große Flasche Medizin. Nach den Anweisungen des Arztes sollte sie davon jeden Abend der Kuh etwas ins Futter schütten. Die Magd befolgte die Vorschrift, nahm dabei auch selbst eine Probe. Aber die Medizin war vorzüglich, und so nahm sie noch mehr davon. Bald danach legte sie sich zu Bett. Des Morgens, als sie aufstand, gewahrt sie mit Entsetzen, daß ihre Brüste ungemein angeschwollen sind. Die Kuh gab am Morgen 30 Liter Milch und die Magd 21. „Und doch war die Magd nie melk gewesen."

Der alte Bötschert im Dönberg hatte an der Wand in seiner Stube viele Musikinstrumente hängen; Violine, Klarinette und die verschiedensten Hörner. Oft versammelten sich seine Nachbarn bei ihm, um zu tanzen. Ohne die Instrumente zu berühren, machte der Alte dann die lustigste Tanzmusik. Dieser Hexenmeister konnte auch auf besondere Weise die Zähne ziehen. Er nahm ein Schnupftuch, fühlte einem in den Mund und hielt dann den Zahn zwischen den Fingern, ohne daß man es spürte. Einmal wußte ein armes Weib vor entsetzlichen Schmerzen nicht, was es anfangen sollte, und lief nach Neviges. Und indem es so hinlief, jammerte es ein über das andere Mal: „Ach, wäre doch der alte Bötschert da!" Plötzlich rauschte es so sonderbar in der Luft, und vor ihr stand der Alte. Freundlich fragte er, was sie denn für ein Anliegen hätte, und als sie es gesagt hatte, holte er mit seinem gewöhnlichen Griff den Zahn heraus.

Doppelt gesehen

Eine adelige Weibsperson, welche erstlich ein von der Leyen gehabt und zu Wachenheim an der Primmen gewohnt, danach an Junker Schilling verheiratet, und lang auf Hermannstein bei Koblenz gewohnt und viel Kinder gezielet, diese ist vielmals von ihrem Junker, Kinder und Gesind doppel gesehen worden, daß sie allzeit zwo Personen gesehen, welche beide

in Gestalt und Gebärden einander gleich gewesen. Wann der Junker ins Bett liegen wollen, hat er gemeiniglich zwo Weibspersonen drinnen gefunden, so einander allerdings [in allem] gleich, also daß er nit wissen können, welche seine rechte Frau sei, bis er ihr mit Taufnamen gerufen, so ist alsobald das eine Bild verschwunden, und die rechte Frau liegen blieben.

Vierfach

Im schwarzen Pferde an der Bolker Straße zu Düsseldorf wohnte vor langen Jahren im Hinterhause ein Zauberer namens Philadelphia. Der machte einmal eine Wette, er wollte um 12 Uhr mittags gleichzeitig aus allen vier Toren der Stadt reiten. Und wirklich, am Flingertor wurde er auf einem Schimmel, am Ratinger Tor auf einem Braunen, am Benrather Tor auf einem Rappen, am Berger Tor auf einem Grauschimmel gesehen, alles zu derselben Zeit Glock 12 mittags. — Auch soll er einmal einem Bauersmann Geld ausgezahlt haben, das sich, als er nach Hause kam, in lauter Kartoffelschalen verwandelt hatte.

Mann an zwei Orten

Es scheint etwas viel verlangt, die letzte Geschichte zu glauben; aber noch in unserer Zeit wird, ebenfalls aus dem Bergischen, von einem Mann berichtet, der wenigstens an zwei Orten zugleich war. Er war aus Dönberg und hatte sich mal soundsoviel Tage Gefängnis zugezogen. Er machte sich also auf, um sie abzusitzen, und seine Leute gingen den Abend zur gewohnten Zeit zu Bett. Wie am anderen Morgen die Tochter den Kaffee in der Küche gemacht hat und in die Kammer kommt, um der Mutter eine Tasse zu bringen, sieht sie ganz deutlich den Vater im Bett liegen. Sie schreit laut auf, und erst, als die Mutter ihr längere Zeit zugeredet, brachte sie heraus, was los war. Die Mutter schimpfte und schickte sie hinaus. Ehe das Mädchen zur Tür ging, sah sie aber noch mal nach dem Bett, da war der Vater spurlos verschwunden.

Durch verschlossene Türen gehen

In derselben Gegend am Deilbach wohnte vor langer Zeit ein Mann, der bei verschlossener Tür ungehindert das Haus betrat. Oft ging er abends aus, und man verschloß alle Türen fest. Plötzlich aber war er wieder in der Stube, und kein Mensch wußte, wie er hineingekommen war. Der Frau war das äußerst peinlich. Einmal schimpfte sie derbe auf ihren Mann, als der wieder ausgegangen war, da stand er auf einmal vor ihr und sagte ihr, sie sollte den Mund halten.

Beim Hemm am Hexenbäumchen

In der Nähe von Elberfeld liegt ein Gehöft Am Baum genannt. Früher hieß es Hexenbäumchen und war eine Wirtschaft. Da war mal ein Wirt, der hieß Hemm, von dem glaubten die Leute alle, er könnte hexen, und wenn er hexte, dann verließe sein Geist den Körper und könnte sich überall herumtreiben, wo er wollte. Eines Morgens fand das

Gesinde oder einige Nachbarn, man weiß nicht genau wer, den Hemm steif und kalt im Bett; man glaubte, er wäre tot, zog ihn aus und bahrte ihn in einem kleinen Stübchen zu ebener Erde auf. Die Nachbarn, die ihm diesen Liebesdienst erwiesen hatten, wollten dann, wie es so Sitte war, gerade Kaffee trinken in der gegenüberliegenden Wohnstube, da kam Hemm ganz munter herein und ließ sich auch eine Tasse geben. Diese Art, wie Hemm seine Hexerei betrieb, erinnert wieder an das Werwolfengehen der beiden Mädchen und an die Geschichte von der Mahr und dem Bäckergesellen. — Einmal stand Hemm am Fenster in seiner Wohnstube, da kam der Nachbar Jan Weyerstall daher, der hatte seine Samtkniehose, blaue Strümpfe und blanke Schuhe an, wie es damals Mode war, und wollte auf einem Nachbarhof einen Besuch machen. Da lachte Hemm und rief ihm durchs Fenster zu: „Jan, du hättst lieber Stiefel anziehen sollen, denn nachher wirst du in einen Sumpf geraten!" Und wirklich ist Weyerstall hernach bis nach Mitternacht irre gegangen und in einen Sumpf geraten, in dem sank er bei jedem Schritt bis zu den Knien ein. Und als er wieder festen Boden unter den Füßen hatte, da wußte er: das erste, was ich jetzt tun muß, ist, daß ich bei Hemm ein Glas Branntwein trinke, und dabei wurde er dann von Hemm noch gehörig gehänselt. Zuweilen kam es vor, daß am Hexenbäumchen der Schnaps für den Durst der Gäste zu früh alle war. Dann sagte Hemm zu ihnen, sie sollten sich nur einen Augenblick gedulden, bestieg einen schwarzen Ziegenbock, der durch die Luft geflogen kam, und war dann immer in kurzer Zeit mit frischem Schnaps zurück. Als Hemm nun endlich wirklich gestorben war, da hatte er noch immer keine Ruhe. In gewissen Nächten konnte man ihn auf der Lantert, einem Walde an der Grenze, sehen, wie er über einen Stock sprang, der auf zwei Holzgabeln ruhte. (Das spielten damals die Kinder gerne)

Die sieben festgesetzten Männer

Im Dönberg war mal ein Bauer, den bestahlen seine Nachbarn fortwährend. „Halt," denkt er, „ich werde sie doch fassen." Eines Abends verläßt er sein Haus, sagt aber vorher zu seiner Frau, sie würde diesen Abend Gäste bekommen; alles, was sie haben wollten, sollte sie ihnen geben. Dann ging der Bauer.

Kurz danach traten sieben Männer ins Haus, die hatten ihre Gesichter geschwärzt. Die Frau nötigte sie, in die Stube zu treten. Bald saßen die sieben um den Tisch herum und wünschten bald dieses, bald jenes. Die Frau brachte alles und war überhaupt so freundlich gegen ihre Gäste, wie sie nur wünschen konnten. Zuletzt verlangten sie alles Geld, was sie

im Hause hätte. Als sie auch das bekommen hatten, setzten sie sich wieder zu Tisch und fingen an, den aufgetragenen Speisen alle Ehre anzutun. Eben waren sie im besten Zuge, da kam der Bauer, sagte seinen Spruch und bannte alle sieben fest. Nun hatte er sie. Er befahl, ihnen die geschwärzten Gesichter zu waschen. Aber jetzt kriegte er selber einen Schrecken, es waren seine leiblichen Schwäger. Mit einer ordentlichen Tracht Prügel wurden sie entlassen, und wagten fortan nicht mehr, den Bauer zu bestehlen oder sonst zu schädigen.

Das festgebannte Fuhrwerk

Ein Bauer prahlte einmal in einem Wirtshause, er könne feststellen. Er wußte mancherlei von dieser Kunst zu sagen, unter anderem: Ein Festgestellter müsse vor Sonnenauf- oder -untergang gelöst sein, sonst würde er schwarz und müsse sterben. Die Zuhörer machten ungläubige Gesichter. Da stellte er tatsächlich einen Karren fest, der eben an dem Hause vorüberfuhr. Der Fuhrmann machte die verzweifeltsten Anstrengungen, seinen Wagen vorwärts zu bringen. Alles war vergeblich. Zuletzt merkte er, was es war. Da umschritt er sein Fuhrwerk und sprach: „Laß mich los im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!" Das geschah zu drei Malen; aber der Wagen stand noch immer wie angewurzelt. Jetzt nahm er seine Hacke und zerschlug eine Speiche in dem Rade, das gerade der Sonne zugekehrt war. In demselben Augenblick fiel der Mann, der das Fuhrwerk gebannt hatte, in der Wirtsstube tot zur Erde. Das Fuhrwerk aber wurde sofort frei. Ein anderer Fuhrmann, dem auch sein Wagen festgestellt war, nahm sein Messer und schlug es zwischen den Füßen des Vorderpferdes in die Erde; da war der Bann gelöst, der Festbanner aber, ein Bauernbursche, lag in seinem Blute da.

Zwei Schlaue

Mancher machte sich auch den Aberglauben der anderen zunutze. Zum Bauer im Eichholz (zu Umstand im Bergischen) sagte einmal der Scherenschleifer Meisenburg, „er hätte da so viel Splitter (Backholz) im Reek stehen; ob die ihm nicht weggeholt würden." Och, meinte der Bauer, dazu wären die Leute viel zu bange. — „Wieso?" fragte Meisenburg. „Ja, vor drei Jahren, da hatte ich auch eine Menge Holz geschlagen und die Splitter fertig zur Abfahrt stehen. Da dachte auch so ein guter Freund, da könnte er sich bequem für ein paar Gebäckten Brot das Holz holen; geht also eines schönen Abends hin, und weil ich das wußte —" „Woher wußtest du denn das?" fragte der Scherenschleifer. „Ach, das braucht kein anderer zu wissen. Wie er sich das Holz gepackt hat, setze ich ihn fest —" „Festgesetzt hast du ihn? Woher konntest du denn das?" — „Das ist ein Geheimnis, das hab' ich von meiner Großmutter. Also ich setze ihn fest, und da will's das Unglück, daß mir noch denselben Abend eine Kuh melk

wird, und ich den Mann ganz vergesse. Erst am andern Nachmittag, da mußt' ich nach Werden und kam an der Stelle vorbei — sie liegt ganz seitab und versteckt im Holz — da fällt mir der Kerl wieder ein. O weh, da stand er noch, der arme Sünder, den Nacken schwer mit Holz bepackt und kann nicht von der Stelle; und bittet um Gottes Willen sollt ich's ihm doch noch mal vergeben. Ich ließ ihn los, der hat wohl für sein Leben am Holzstehlen genug. Ich weiß nicht, wie es unter die Leute gekommen ist, ich hab' es keinem Menschen erzählt; aber ich habe seitdem keine Last mehr damit, daß mir Holz gestohlen wird." — „Das kann ich mir denken," sagte Meisenburg, trank sein Bier aus (damals wurde auf jedem Hofe gebraut) und fuhr mit seiner Schleifekarre davon.

Nicht lange danach vor Pfingsten, wie der Bauer gerade dabei war, einen tüchtigen Ofen Stuten zu backen, hatte er ein paar Maurer auf dem Hofe, um allerhand auszubessern. „Sapperlot," sagte der eine — Ewert hieß er — „das ist ja ein schöner Ofen voll, da könnt' einer sich ja auch wohl ein paar mit nach Hause nehmen; aber ich weiß, Ihr könnt die Leute bannen." — „Ja," sagte der Bauer und grinste, „wenn Ihr Lust habt, nehmt Euch man welche, ich mache das Backhaus nicht zu." Abends nach dem Essen sagte Ewert zu dem andern: „Du, wir nehmen uns ein paar Wecken mit." Ewert hatte es hinter den Ohren, und glaubte nicht an Gespenster und Hexerei, aber der andere, der Hannes, hatte Angst vor allem solchen Zeug, und wollte es nicht riskieren. „Wenn du zu bange bist," sagte Ewert, „holen will ich sie wohl allein. Du brauchst bloß aufzupassen, daß keiner uns überrascht." Und nach einer kleinen Weile kam er zurück und hatte unter jedem Arm einen Weck. Nun machten sie, daß sie fortkamen; als sie aber bis vorn in den Wald gekommen waren, schrie Ewert auf einmal: „Blexem! Hannes, ich kann nicht mehr, ich bin wahrhaftig gebannt. Lauf' zum Bauern, er möcht' uns doch vergeben, wir täten's auch nicht wieder." Hannes kehrte wieder um und gestand dem Bauern alles und bat für seinen Kameraden um Gnade. Und Eichholz sagte denn auch, für diesmal sollt' es damit gut sein; wenn er zurück käme, wäre Ewert wieder frei. Und so war es auch. Hannes hat den Ewert an dem Tage nicht mehr gesehen, und die Stuten überhaupt nicht mehr, die hat Ewert ganz allein gegessen.

Es gab und gibt auch heute noch Leute, die besondere Geheimmittel besitzen, um Diebe zu entdecken.

Diebe ermitteln

Viel traute man in dem Punkte auch dem Lehrer Neuburg zu, der lange Zeit an der Schule in Icken gewesen und als ein großer Rechenmeister bekannt war. Zu dem kamen, als er schon an der Stadtschule in Kettwig

war, einmal Sonntags Bauern aus Hazper (Haarzopf), denen war was gestohlen, und er sollte ihnen nun ausrechnen, wer das getan hätte. Er sagte ihnen, so etwas könnte man nicht ausrechnen, aber sie wollten es nicht glauben. Während sie noch bei ihm in der Hinterstube saßen, kam der alte Roßkothen, sein Gesangbuch holen — die Bauern ließen es vielfach bei Bekannten in der Stadt — und als ihm nun der Lehrer erzählte, er hätte da noch welche in der Hinterstube sitzen und was die von ihm wollten, da kannte Roßkothen die Geschichte auch, und es stellte sich heraus, daß die Leute aus Haarzopf nicht in allem bei der Wahrheit geblieben waren. Neuburg machte nun, daß er sie los wurde, und als er sie vor der Tür hatte, da sagte er ihnen das auch, sie hätten ja nicht alles richtig erzählt, das und das wäre anders gewesen. Jetzt glaubten nun die Leute erst recht, da er das herausbekommen habe, könnte er auch den Dieb herausrechnen, wenn er nur wollte.

Rattenfänger

In der Eifel hat es bis vor etwa 30 Jahren auch noch Rattenfänger gegeben, das heißt Leute, die konnten die Ratten wegbeschwören. So einer war der alte Schmitz in Berenbach, an den hat sich auch einmal ein Müller gewandt, der von den Ratten sehr geplagt wurde. Der Schmitz brachte denn auch wirklich die Tiere alle zusammen und wollte sie nach einer anderen Mühle führen. Aber der Müller bat ihn, er möchte doch das nicht tun, und da wanderte der Alte mit seinen Ratten nach Bermel, mehrere Stunden weit weg, da fanden sie auch reichlich Futter. Denn totmachen durfte er sie nicht, ja nicht mal an Orte führen, wo es gefährlicher war für sie. Sonst hätte er keine Macht mehr über sie gehabt. — Noch heute glauben manche Leute dort, daß die Rattenfänger das wirklich gekonnt haben, und wünschen, es käme wieder so einer wie der alte Schmitz.

Nach Büsbach kam früher ein alter Mausefallenhändler, dem traute man nicht recht. Eines Tages bot er wieder einer Frau seine Ware zum Verkaufe an; sie wies ihn aber ab und sagte, sie hätten keine Mäuse. „So," sagte der Alte lächelnd, „hat ehr ken Müs?" und ging still seines Weges. Am nächsten Tage wimmelte das Haus von Mäusen, und weder Falle noch Gift konnten der Plage Einhalt tun. Nach vierzehn Tagen bot der Alte wieder seine Ware an, und die Frau kaufte eine Falle, damit das Übel nicht größer würde. Und in einer Zeit von drei Tagen waren alle Mäuse wieder fort!

Der Nothaken

In Herkenrath bei Bensberg war einmal ein alter Mann, der wollte sich einen Nothaken schmieden; das war ein Haken wie ein großes lateinisches S. Damit hakten sich die Fuhrleute früher zerrissene Ketten zu-

sammen, und wenn man so einen Haken unter die Karre hing, konnte man die schwersten Lasten fahren. Man mußte aber Eisen dazu nehmen, woran sich einer erhängt hatte, und in einer Hitze mußte er geschmiedet werden, und man durfte kein Wort dabei sprechen. Das alles wußte der Alte und war gerade fest am Schmieden, da sah er, als er zufällig einmal aufschaute, über sich einen großen Mühlstein an einem dünnen Faden hängen. Da kriegte er eine Todesangst, lief hinaus und dachte an keinen Nothaken mehr.

Wer einmal einen Nothaken besaß, konnte ihn nicht los werden. Wenn er ihn fortwarf oder ihn verschenkte, so kehrte er immer wieder zu seinem Herrn zurück. In Herrenstrunden hat man sogar erzählt, ein Mann von dort habe einmal mit einem Fuhrmann, der auch einen Nothaken hatte, eine Fahrt gemacht, wie der Junker Möcher sie liebte. Spät abends, als in Deutz schon die Lichter brannten, sind sie von da abgefahren. Kein Wort durfte dabei gesprochen werden, so schärfte ihm der Fuhrmann ein, bis die Pferde zu Hause im Stalle standen, und in einem Nu sind sie daheim auf dem Hofe gewesen. Nur einen Ruck hat der Mann unterwegs verspürt. Als die Pferde ausgespannt und im Stalle waren, fragte er den Fuhrmann, was das unterwegs für ein Ruck gewesen wäre. „Ja," sagte der, „da stieß die Nabe von unserm Fuhrwerk am Kirchturm zu Merheim an."

Der geheimnisvolle Mäher

Früher war es auf den Höfen und bei den reichen Bauern der Jülicher Gegend Sitte, daß Leute aus der Eifel den Schnitt des Getreides für die Ernte im ganzen übernahmen und die dazu nötigen Arbeiter mitbrachten. So kam auch zu einem reichen Bauern aus Thum im Frühjahr mal ein Mann, den er nicht kannte, der gab sich als Schnitter aus und verpflichtete sich für die ganze Arbeit. Die Ernte war bereits im vollen Gange, aber der Fremde war noch nicht gekommen. Ungeduldig und aufgeregt wartete der Bauer von Tag zu Tag auf den Schnitter. Nirgendwo konnte er eine andere Hilfskraft haben, alle Hände hatten schon zu tun. Endlich erschien der Eifeler, brachte aber zum Erstaunen des Bauers keinen Arbeiter mit. Der Bauer sagte, er könne die ganze Arbeit doch nicht allein tun. Der Fremde entgegnete, bei ihm ginge das schnell. Aber den ganzen Tag brachte er mit dem Dengeln der Sense zu. Gegen Abend, als die anderen vom Felde heimkehrten, ging der erst mit der Sense auf dem Rücken zum Dorfe hinaus. Neugierig schlich ihm der Bauer nach und sah, daß er zu seinem Felde hinging und sich an die Arbeit machte. Aber wie! Von seinem Versteck aus sah der Bauer, wie der Schnitter an einem Ende des großen Stückes die Bewegungen des Mähens mit der

Sense machte und dabei immer sprach: „Kuet on glich, kuet on glich.“ Darauf war auf dem ganzen Felde ein Geräusch, als ob zahlreiche unsichtbare Mäher im Gange seien, und wie der Blitz fiel ein Schwaden nach dem anderen zur Erde. Eine Weile sah der Bauer das mit an, dann ging er mit dem festen Entschlusse nach Hause, am folgenden Tage den unheimlichen Kerl zu entlassen, mit einem Teufelskünstler wollte er nichts zu tun haben. Am anderen Morgen aber kam der Schnitter schon und verlangte seinen Lohn; die Arbeit sei alle getan, und die Frucht stehe schon auf Haufen. Der Bauer wollte das nicht glauben, lief ins Feld und sah, daß der Fremde die Wahrheit gesagt hatte. Er zahlte den Lohn und war froh, daß er den los war, vor dem konnt' es einem wahrhaftig Angst werden.

Freischützen

Der Freiherr von Kolf auf der Burg zu Hausen hatte einen Jäger in seinem Dienste, von dem man sagte, er habe in einer bestimmten Nacht sich auf der Eisenstraße auf einem Kreuzwege von 12 bis 1 Uhr aufgestellt und habe vom Teufel Farnsamen erhalten. Zuerst kam ein mit sechs Pferden bespannter Wagen im Sturmschritt auf ihn heran. Dann erschienen andere Schreckgestalten und suchten ihn von dem Platze, den er nicht verlassen durfte, wegzubringen. Zuletzt erschien der Teufel selber und händigte ihm den Farnsamen ein. — Von diesem Jäger erzählt man sich noch mancherlei. Er schoß z. B. in den Kamin hinein und nannte eine beliebige Stelle im Felde oder Walde, auf der man dann einen frisch erlegten Hasen holen konnte. Einmal hatte der Herr von Kolf mit ihm Streit, und nahm ihn nicht mehr wie bisher mit auf die Jagd. Von dem Tage an war aber das Jagdglück des Herrn dahin. Manchmal schoß er einen Hasen, daß die Haare davonflogen, aber das Tier ließ sich in den Schwanz sehen und rannte davon. Der Herr war froh, daß er den Jäger wieder mitnahm. — Ebenso machte der Jäger es einem Förster aus Hasenfeld, namens Veller, der wegen seiner kleinen Gestalt „Vellerchen“ genannt wurde und der ihm das Wildern in den königlichen Forsten verwehren wollte. Der wurde zuletzt so kleinlaut, daß er den Wilderer bat, ihm doch wieder zu seinem Jagdglück zu verhelfen. Erst von der Zeit an traf er das Wild wieder tödlich. Das Wildern konnte der Schwarzkünstler nicht lassen. Eines Tages aber, als er wieder in fremdes Jagdgehege gekommen war, ertappte ihn nochmal ein Förster auf frischer Tat. Erzürnt nahm ihm der das Jagdgewehr ab und brachte es nach Heimbach. Der Schwarzkünstler rächte sich dafür. Zu Hause nahm er einen Kittel, hing ihn an der Haustür auf und peitschte den Kittel weidlich durch, so daß der abwesende Förster von Heimbach tanzen mußte; denn jeder Schlag,

der auf das Kleidungsstück losfuhr, traf den in der Ferne weilenden Förster. Dem blieb nichts übrig, als dem Wilderer am anderen Tage das Gewehr zurückzubringen. — Der Herr von Kolf hatte den Schwarzkünstler schon längst entlassen, weil er sich vor ihm fürchtete. Er sollte eines Tages wegen seiner Zaubereien auf der Laach bei Heimbach erschossen werden. Der Graf von Heimbach wohnte nebst vielem Volke dem Schauspiele bei. Der Graf gab ein Zeichen, da feuerten die Schützen ab, aber alle Kugeln blieben zum Staunen der Anwesenden an dem Rocke des Zauberers hängen, ohne ihn im geringsten zu verletzen; denn er war kugelsicher. Der Zauberer nahm die Kugeln von seinem Rocke und warf sie lächelnd dem Grafen hin mit den Worten: „Da, nehmen Sie die Kugeln, Ew. Gnaden, und lassen Sie noch einmal laden."

Ein anderer, der Henrik, der als Knecht bei dem reichen Hegemanns Batz auf Horath diente, war dadurch zum Freischützen geworden, daß er einmal vor Sonnenaufgang im Walde einen Zettel mit den Worten „das Blut Jesu Christi" an einen Baum geheftet und auf diese Worte geschossen hatte. Da stand Jesus hinter dem Baum und lachte. Seit der Zeit traf Henrik alles, was er wollte.

Ein Graf auf Bensberg hatte einen Förster, den konnte er nicht leiden, und als der einst im Walde war, warf er eine Blutkugel nach ihm. Der Förster verstand aber auch die venetische Kunst, er nahm seinen Hut, hing ihn an einen Baum und stellte sich beiseite. Da traf die Kugel gerade auf den Hut, und es gab einen lauten Knall. Er nahm sie heraus und schickte sie sofort zurück. Der Graf, der davon nichts ahnte, wurde von der Kugel getötet.

Feuer bannen

Vor mehr als hundert Jahren brach in Metternich in der Wirtschaft neben der Kirche Feuer aus; im Turm waren viele Spatzennester, da brannte bald auch der, und stürzte ein, das Glockenmetall schmolz und lief über die Straße, und auf der andern Seite brannten auch mehrere Häuser ab. Eben fing wieder eins an zu brennen, da kam plötzlich ein Jude daher, den niemand kannte, und schrieb in hebräischer Schrift einen Spruch an einen Pfosten des brennenden Hauses. Sowie die Flamme den Spruch berührte, erlosch auf einmal das ganze Feuer. Wäre der Jude nicht gekommen, so wäre wohl das ganze Oberdorf abgebrannt. Und ein Glück, daß ihn kein Funke berührte, denn das kleinste Fünkchen hätte ihn zum Feuermann gemacht. — Das wird dort noch heute erzählt, und man weiß auch sonst im Rheinland noch von Juden, die das konnten.

Blutentziehen durch ein Messer

Vereinzelt wird wohl noch die böse Nachrede vom Blutentziehen weitererzählt, aber es sind dann mindestens vergangene Dinge, von denen

man spricht. Ein Mädchen aus Schlebusch reiste eines Tages nach Köln und ließ sich auf der Gierponte zu Mülheim über den Rhein setzen. Bei der Überfahrt schnitt es sich die Nägel an den Händen. Ein Jude sah das, trat zu ihm, ließ sich das Messer zeigen und bot dafür viel Geld, und das Mädchen hatte kein Arg daraus und überließ ihm dafür das Messer. Sie mußte aber diesen Handel teuer bezahlen, denn der Jude verstand es, vermittelst des Messers dem Mädchen trotz der Entfernung das Blut zu entziehen, das die Juden, wie das Volk früher glaubte, zu gewissen Zwecken brauchten. Als das Mädchen nach Hause kam, siechte es hin und starb nach kurzer Zeit. Es wurde ganz ohne Blut gefunden.

Am Rhein glaubt man an manchen Orten auch von den Geistlichen, daß sie den „Brand segnen" konnten, er hörte dann gleich oder allmählich auf oder blieb wenigstens auf seinen Herd beschränkt. Auch sagte man dort in der Inde-Gegend, ein Haus, wo ein Standbild der hl. Agatha sei, dem könne keine Feuersbrunst etwas anhaben. Und auf dem Hunsrück soll es noch vor etlichen Jahren Bauern gegeben haben, die das Feuer besprachen, damit es nicht weiter um sich griff. Auch hier ist es aber oft Sache des Pfarrers. Der Bannende geht unbesprochen zum Feuer und spricht an der ersten Ecke des brennenden Hauses: „Feuer erchere (ärgere) dich!" und die drei heiligen Namen. An der zweiten Ecke: „Feuer erniedere dich!" mit den drei heiligen Namen. An der dritten Ecke: „Gott verzehre dich!" und die drei heiligen Namen. Und an der vierten Ecke: „Gott verteilt das Feuer für alle Klüfte!" und die drei heiligen Namen. Dazu werden bei jeder Ecke drei Vaterunser gebetet.

Von den Zigeunern

Früher sollen auch manchmal die Heiden (das heißt Zigeuner) zu den Bauern gekommen sein und gefragt haben, ob sie wohl in der Scheune übernachten dürften, und wenn man es ihnen dann erlaubte, machten sie da ein großes Feuer an, daß die Flamme zum Tor hinausschlug und den Bauersleuten angst und bange wurde. Aber es hat dann nie Schaden getan, ja, es hat dem Bauern Glück gebracht, und solange er lebte, hat es auf dem Hofe nie gebrannt. Man durfte den Heiden überhaupt nichts abschlagen, sonst drohten sie furchtbares Unglück, und das soll dann auch eingetroffen sein. Auch das ist eine über ganz Deutschland verbreitete Sage, daß sie ihre alten Weiber lebendig begrüben, sie gäben ihnen eine Anzahl Wecke mit und sprächen: „Alte Mutter, duck' dich, du kannst nicht länger mehr leben!" Bisweilen — wie schon früher erwähnt wurde — wußten die Leute, die von ihnen erzählten, nicht mehr recht, waren es die Heiden, oder ein anderes zauberkundiges Volk, das auch in den Wäldern und Höhlen hauste: die Zwerge. Als die letzten, die sich am alten



Löwenburger Jägerhaus aufhielten, aus der Honnefer Gegend wegbefördert und an Siechhausen (dem ehemaligen Aussätzigen-Haus) auf dem Rheine eingeschifft wurden, sagte einer von ihnen: mit ihnen verschwände die gute Zeit; es würden nun Zeiten kommen, wo Honnef Mangel an weisen Leuten und an Holz haben und von Fremden beherrscht werden würde.

Doch das sind Geschichten, die da und dort wohl noch alte Leute erzählen, die aber keiner mehr glauben will. Die alte Zigeunersage schwindet mehr und mehr, in manchen Gegenden an Mittelrhein und Mosel glaubt man z. B. nicht einmal mehr, daß sie Kinder stehlen.

Immerhin wird aber noch in diesem Jahrhundert vom Hunsrück z. B. erzählt, daß man den Zigeunern allerlei geheimnisvolle Künste zutraut und nicht leicht eine Zigeunerin abweist, die an den Türen bettelt. Vor etwa 20 Jahren kamen zwei Weiber von einer Bande in ein etwas abgelegenes Bauernhaus. Die Frau war allein da; sie war erst vor einer Weile vom Felde gekommen, weil sie solche Zahnschmerzen hatte, saß auf der Ofenbank und hatte die Backen mit einem dicken Tuch umbunden. „Ach, die Mutter hat Zahnweh", sagte die eine Zigeunerin, „o, das kann ich schnell heilen; nur einen großen Blechtopf muß die Mutter holen, dann sind sie gleich fort, die bösen Zahnschmerzen." Die Bäuerin brachte auch den Blechtopf, und die Zigeunerin stülpte ihr den über den Kopf, ging um sie herum und trommelte dabei tüchtig auf den Topf los. Die andere Zigeunerin machte unterdessen die Schublade auf und nahm die Geldtasche heraus. Jetzt wurde der Topf abgenommen, und der armen Frau war's im Kopf so wüst und dumm, daß sie im Augenblick nicht wußte, hatte sie noch Zahnschmerzen oder nicht. Erst als die beiden Weiber lange fort waren, merkte sie, daß sie geprellt war.

Musikanten

Vor fünfzig, sechzig Jahren hatte Kleinenbroich die beste und begehrteste Kapelle in der ganzen Gladbacher Gegend. Ein Fürst von Dyk soll vor 200—300 Jahren einen Musiker aus Italien mitgebracht, und der sich eine Zigeunerin zum Weibe genommen haben. Die Nachkommen seien dann alle großartige Musiker gewesen. Von dieser Kapelle erzählt man sich noch heute allerlei. Einmal ging sie nach Köln, um dort zur Gottestracht zu spielen. Da wurde sie im Stommler Busch von Zigeunern überfallen. Als die Musikanten aber sagten, sie wären aus Kleinenbroich, da gaben ihnen die Zigeuner freies Geleit. — Ein andermal spielte die Kapelle auf einer Kirmes im Nachbardorf, da wollten die Leute

immerzu tanzen und gar keine Pause machen. Zuletzt aber ging einer von der Kapelle heimlich aus dem Saal und zündete das Backhaus an, und auf einmal hieß es: „Feuer!“ Jetzt war aber im Nu der Saal leer, und die Musikanten hatten ihre Pause. — Als sie einst auf einer Judenhochzeit zum Tanz aufspielten, fanden sie, daß man ihnen nicht ordentlich zu trinken gäbe. Und als einer der Gäste, ein Jude, sie fragte, wie es ihnen gefiele, sagte ein Musikant: „Einst und jetzt, das ist doch ein großer Unterschied. Bei der Hochzeit zu Kana war der Herr Jesus. Den habt ihr wohl einzuladen vergessen.“

Spielkäffer

Einer der größten Geiger, die man vorzeiten am Niederrhein kannte, war Spielkäffer. Wo es was zu feiern gab, auf dem Lande oder auf den Schlössern der Junker, da mußte er aufspielen, sonst war es kein richtiges Fest. Er wohnte in der Gemeinde Steinbüchel unweit des Klosters Altenberg, auf dem Weiler Birkhahnenberg. Sein Haus hatte lange im Besitz seiner Sippe gestanden, war uralt, und es wimmelte darin von Wanzen und ähnlichem Ungeziefer. Spielkäffer hatte allerlei Mittel gegen dieses Geschmeiß angewendet, aber alle vergebens. War er monatelang abwesend und kehrte er endlich heim, und dachte, daß sie sich verloren haben würden, so fielen sie mit um so größerem Heißhunger über ihn her. Einmal, in einer heißen Sommernacht brachten sie ihn zur Verzweiflung. Er stand vom Lager auf, schnürte sein Bündel und nahm seine Geige, als ob er ans Wandern dächte. Dann schlug er Feuer an, und steckte sein Haus an, an allen vier Ecken zugleich, so daß es bald in heller Glut stand. Die Nachbarn liefen zum Löschen herbei, blieben aber stehen und rührten keinen Finger. Denn der Spielkäffer tanzte um das brennende Haus herum und spielte dazu ganz herrlich auf seiner Geige.

Wenn das nicht gut für Wanzen ist,
Künd, Teufel, mir noch beßre List,

sang der Meister, und in einer so seltsamen Weise, daß die Leute wie gebannt stehen blieben, dem Gesange, dem Spiele lauschten, dem Tanzen und den Flammen zuschauten und das Löschen vergaßen. Als das Haus in sich niederstürzte, das Ungeziefer verendet war, schied der Meister. Er ist nie mehr auf den Birkhahnenberg zurückgekommen, aber sein Wanzenmittel und sein Lied sind dort in gutem Andenken geblieben.

Von Spielkäffer wird wie von andern rheinischen Musikanten erzählt, daß er sogar den Geistern aufgespielt habe; als er einst tief in der Nacht auf dem Wege von Overrath, wo er zum Tanz aufgespielt, nach Bensberg war und am Friedhof vorbeikam, und es gerade zwölf schlug, da

nahm er seine Fiedel und strich einen Tanz, so seltsam, wie er ihm noch nie gelungen war. Und gleich waren auch die Tänzer da, die Toten aus den Gräbern, und immer mehr kamen. Das hatte er nicht gedacht, daß seine Aufforderung ernst genommen wurde. Doch da sie einmal da sind, ist es das beste, sie tanzen! dachte er, und geigte drauf los. Aber bald wurde er müde, er hatte ja schon die ganze Nacht gespielt. Doch sowie er aufhörte, drangen sie von allen Seiten auf ihn ein; sie konnten nicht genug kriegen, und er mußte geigen und geigen, bis es endlich eins schlug, da war im Nu alles zerstoben und unterm Rasen. Und er sank auch hin und schlief wie ein Stein bis an den Morgen.

Bei einer andern nächtlichen Fahrt — er wollte diesmal zum Schützenfest nach Siegburg und hatte seine Büchse bei sich auf dem Wagen — bekam er gar den Teufel als Fahrgast. Denn niemand anders war der Schwarze, der sich ein Stück Weges mitnehmen lassen wollte. Da band Spielkäffer ihm auf, das Ding da an seiner linken Seite wär seine Tabakspfeife. Da wollte der Schwarze, der noch nie geraucht hatte, auch mal probieren. Dann sollte er nur das Rohr in den Mund nehmen, er wollte schon Feuer machen, sagte der Musikant. Der Teufel tat's, und Spielkäffer drückte los. Da hatte der Teufel genug und ließ den Fiedler unbehelligt.

Der Spielmann von Monheim

Seit Anfang des 17. Jahrhunderts hielt sich zur Sommerzeit in dem Dorfe Monheim am Rheine (im Solinger Kreise des Regierungsbezirks Düsseldorf) ein Spielmann auf, der war als der beste Geigenspieler in der ganzen Umgegend berühmt. Sobald er in ein Wirtshaus trat und den Bogen hervorzog und anfing aufzuspielen, da war gleich alles ein Jubel und eine Freude. „Der alte Gott ist wieder da! Grüß Euch Gott, alter Gott!" schallte es einstimmig, und von allen Seiten wurden ihm die vollen Kannen vorgesetzt, und alle Hände streckten sich ihm entgegen zum Gruße. Wie ein Wetter flogen Tische und Stühle beiseite, die Pärchen henkelten sich ein zum Tanze, und der alte Gott geigte so lustig und trieb dabei so schnackische Possen, daß das Landvolk manchmal vor lauter Lust hätte toll werden mögen. Keine Kirmes in der ganzen Umgegend verging, wo nicht der alte Gott gespielt hätte.

Den alten Gott aber nannte man den Spielmann, weil sein Lieblingslied, das er oft zur Geige sang, mit den Worten anfing: „Der alte Gott lebt noch!" — Übrigens wußte man weder, wie er hieß, noch woher er war, sondern nur, daß er ein seelenguter Kerl und vom jenseitigen Rheinufer gebürtig sei. Denn im Herbst, wenn er die letzte Kirmes ausgegeigt hatte, war er gewöhnlich verschwunden, ohne daß jemand erfahren hätte,

wohin; wenn aber mit dem Frühjahr die Schwalben zurückkehrten, da kam auch der alte Gott wieder mit seiner Geige bei Monheim über den Rhein herüber.

War er nun aber auch bei Alt und Jung beliebt und bei allen ehrlichen Leuten als rechtschaffener Mann angesehen, so wollten doch die Dominikaner in ihm einen Hexenmeister erkennen und stellten ihm insgeheim nach. Ihm selbst war dies nicht fremd, aber er lachte ihrer, ob mit Recht, das wies sich leider bald aus.

Im Frühjahr 1615 ließ der Spielmann die Monheimer vergebens auf sich warten. Der Sommer kam, und noch immer fehlte der alte Gott. Man dung sich wohl andere Musikanten; aber freilich, wer den alten Gott hatte spielen hören, dem kam es vor, als ob die neuen Götter nicht viel Erbauliches gelernt hätten. Überall klagte man um den wackern Fiedler und Spaßmacher. Da endlich hieß es: „Der alte Gott kommt! Der alte Gott kommt wieder!"

Es war gerade an einem Sonntage, und eben war die Hochmesse beendigt, und die Leute eilten an das Ufer des Rheins; die einen, um den Spielmann, wenn er käme, gleich zu bewillkommnen, die andern, um den niedrigen Wasserstand des Rheins zu bewundern. Denn damals war große Dürre, und ein Mann, der die Furt kannte, konnte den Rhein wohl durchwaten.

Als der Spielmann nun drüben von den Bergen niederstieg und seine Freunde und Tänzer am jenseitigen Ufer warten sah, da lachte ihm das Herz im Leibe, und er schwenkte lustig zum Gruße den Hut und die Geige hoch über dem Kopfe. Wie er aber an den Strom kam und das Wasser so seicht sah, da kam ihm ein Schwank in den Sinn, womit er seine Monheimer so recht auf seine Art belustigen wollte. Er watete durch den Strom und geigte dazu sein Lieblingslied so lustig, als ob er auf ebenem trockenem Wege ginge. Und doch reichte ihm bisweilen das Wasser bis an die Achseln, so daß er seine Geige fein hoch halten mußte, um nicht Wasser damit zu schöpfen.

Mit ängstlicher Besorgnis sahen die Leute am Ufer den gefährlichen Scherz, denn so etwas war in Monheim noch nie gesehen worden. Wie er aber nun glücklich anlandete, da grüßte ihn lauter Jubel. Alles drängte sich, den alten Gott zu bewillkommnen. Zwei fröhliche Dirnen faßten ihn schäkernd an den Armen und führten ihn zur Schänke; die Burschen aber reichten ihm die Kannen hin in solcher Menge, daß er, wenn er ihnen allen hätte Bescheid tun wollen, wohl schwerlich würde im Takte geblieben sein. Bis in die späte Nacht hinein tollte das ausgelassene

Volk von Monheim; die Ankunft des alten Gottes ward würdig gefeiert, und sein musikalischer Rheindurchmarsch tausendmal bewundert und belacht. Niemand aber dachte daran, daß etwa dieser Spaß für den Spielmann noch traurig ausfallen könne, wie das leider am andern Morgen geschah.

Kaum wurde es Tag, da stürmten die Dominikanermönche in die Wohnung des Amtmanns und forderten, er solle dem Spielmann den Prozeß machen. Gestern, wie er über den Rhein gekommen sei, habe man ja gesehen, er sei ein Hexenmeister; er müsse dem geistlichen Gericht übergeben werden. Geschah dies aber, so war dem armen Spielmann der Scheiterhaufen geheizt. Das wußte der Amtmann, Herr Heinrich von Lohhausen, gar wohl, und um dem alten Gott, den er auch recht gut leiden mochte, das Leben zu retten, so behauptete er mit der ganzen Kraft seines Amtes, daß das Vergehen des Spielmanns nur unter sein Gericht gehörte. Denn den Rhein durchwaten könne man auch ohne des Teufels Hilfe; den Geiger aber für seinen frevelhaften Mutwillen zu züchtigen, dazu reiche das weltliche Gericht hin, und er würde ihm die Strafe nicht schenken. Somit wies der Amtmann die Dominikaner zurück. Seinem Worte aber zu genügen, ließ er den alten Gott sechs Tage lang in den Turm sperren und legte ihm auch eine Geldbuße von zehn Schillingen auf.

Als die Monheimer hörten, wie es ihrem alten Gott ergangen war, tat es allen sehr leid. Man schickte ihm gutes Essen und Getränk in seinen Kerker, und seine tanzlustigen Freunde schossen das Geld für ihn zusammen, und als er wieder aus dem Gefängnisse kam, und ihn schon an der Türe die Menge seiner Gönner im frohen Gedränge mit lautem Jubel empfing, da geigte er recht innig das Lied: „Der alte Gott lebt noch!" Doch war dies der letzte Sonntag, wo er den Monheimern zum Tanze geigte. Am andern Morgen wußte niemand, wo er hingekommen war, und nie hat ihn ein Auge wieder gesehen. Also mochte ihn, der auf Ehre und guten Namen hielt, die entehrende Haft doch tief gekränkt haben.

Die Geistlichkeit und das Heilige

Der Priester

Es wurde vorher schon verschiedentlich erzählt, wie man den Geistlichen bei Fällen von Behexung, Feuersnot und ähnlichem zu Hilfe rief; man schreibt ihm besondere Kräfte zu.

Bann des Pfarrers

In der Gegend des bergischen Ortes Dürscheid ist die Ansicht verbreitet, das Festsetzen könnten nur katholische Geistliche, und sie müßten immer eine Viertelstunde Zeit dazu haben; das letztere ist wohl nach an-

dern Sagen nicht immer nötig; was aber die Geistlichkeit betrifft, so ist wenigstens so viel richtig, daß sie dieser Kunst oft mächtig erscheint. Noch heute kann man davon manche Geschichte hören.

Der alte Pastor Pleins in Mehring kam eines Abends von Trier. Da hielten ihn im Longuicher Wald drei Männer mit erhobenen Messern an; er tat, als ob er Geld aus der Tasche hole, und bannte sie dabei heimlich fest. Dann setzte er ruhig seine Reise fort, die drei Wegelagerer aber konnten nicht mehr von der Stelle. Zu Hause ging er sofort ins Bett; band aber vorher der Haushälterin auf die Seele, sie sollte ihn ja eine Stunde vor Sonnenaufgang wecken. Die Haushälterin verschlief sich aber, und als sie ihn am andern Morgen weckte, wurde es hinter den Bergen schon hell. In aller Eile kleidete sich der Geistliche an und lief mehr als er ging, dem Longuicher Walde zu. Er kam noch gerade zur rechten Zeit. Ein Sonnenstrahl fiel schon auf die Mütze des einen Räubers, und seine Stirn war schon schwarz. Der Geistliche löste den Bann, und mit weggewandten Gesichtern verschwanden die drei Kerle in den Büschen.

Viel erzählt man in Essen-Frintrop von dem alten Osterfelder Pastor (Osterfeld benachbartes Städtchen in Westfalen), der muß so ziemlich alles gekonnt haben, Kranke heilen, Diebe ausfindig machen und festbannen. Daß man ihm soviel zutraute, lag auch mit daran, daß er ein so grenzenlos guter Mensch war, er gab den Rock und das Hemd vom Leibe weg, und im Beichtstuhl hatte er Verständnis und Trost für alle, auch die ärgsten Sünder. So hatte er namentlich gegen Ende der österlichen Zeit einen großen Zulauf, dann kamen von nah und fern die sogenannten „Eenjöhrigen" oder „Osterlämmkes" und „Pferdediebe" (womit man schwere Sünder bezeichnet). Folgende Begebenheit soll sich wirklich mit ihm zugetragen haben. In einer dunklen Nacht hatte er einen Versehgang zu tun an die Grenze seiner Pfarre. Damals stand dort bei dem Gute Ripshorst noch ein Gehölz, der Gräfenbusch. Wie er auf dem Heimwege da durchkam — den Meßner hatte er vorausgeschickt — springt ihm ein Kerl in den Weg und fordert ihm Geld und Uhr ab. „Dat sallst du hebben," sagte der Herr, und gab ihm Geldtasche und Uhr, „äwwer du saß dobie stohn bliewen, büß ick't affhal." Damit ging der Pastor weiter, der Kerl aber konnte sich nicht mehr rühren, er war festgebannt. Der Pastor ging sogleich in die Kirche und las eine stille Messe. Dann machte er sich mit einer Laterne eilig auf den Weg, den Straßenräuber zu erlösen, denn das mußte geschehen, ehe es hell wurde, sonst wär der zeitlebens schwarz gewesen, und die Nacht war bald herum. Als der Pfarrer wieder zu der Stelle gekommen war, leuchtete er dem Mann ins Gesicht

und erkannte eins seiner Pfarrkinder: „So Korl, büß du dat!" rief er; „nu dau mi mine Saken wihr. Lot di jo nich noch eemol so wat infallen, un nu mak, datte no Huse kömß." Da konnte der Kerl seine Glieder wieder gebrauchen und lief schleunigst fort.

Die heimlichen Begleiter

Ein Pfarrer auf Wichlinghausen predigte fast jeden Sonntag sehr scharf gegen die Trunksucht. Das hörte wohl mancher nicht gern, und zwei Männer aus seiner Gemeinde waren darüber so wütend, daß sie ihm auflauern und ihn mal tüchtig verprügeln wollten, wenn er abends heimkehrte. Sie schwärzten sich die Gesichter und versteckten sich in einem Walde am „Kuckuck". Hart an dem Wege, wo der Pfarrer her mußte, stellten sie sich auf, der eine diesseits, der andere jenseits, hinter alten Bäumen und mit dicken Knüppeln bewaffnet. Bald kam auch der Geistliche arglos daher. Wie aber die beiden Männer schärfer hinsahen, gewahrten sie zu jeder Seite von ihm einen Begleiter, und nun wagten sie sich nicht an ihn. Als der Pfarrer mit den beiden Gestalten ein Stück weiter war, wollten sie doch sehen, wie das zuginge; sie wußten ganz genau, daß der Pfarrer allein sein würde. Sie folgten ihm von weitem; als er aber die Glocke an seinem Hause zog, da waren die beiden Begleiter plötzlich verschwunden. Da wurden die Männer erst recht neugierig, sie konnten sich's nicht anders denken, als daß der Pfarrer mit dem Teufel im Bunde wäre. Aber um ganz sicher zu gehen, wollten sie ihn selbst fragen, gingen gleich hin und schellten. Als die Magd kam und die geschwärzten Gesichter sah, warf sie die Tür gleich wieder zu, vollführte ein lautes Geschrei und lief zu ihrem Herrn. Der aber sagte, sie solle sofort aufmachen und die Männer einlassen. Er empfing sie ruhig und freundlich und ließ ihnen Wasser zum Waschen reichen. Als sich die zwei gesäubert hatten, erzählten sie ihm alles und baten ihn, er möchte ihnen doch sagen, wer die gewesen wären, die er da bei sich gehabt hätte. Der Pfarrer aber wußte von keiner Begleitung und war ganz erstaunt darüber. Von der Zeit an besserten sich die beiden Männer und wurden ordentliche brave Menschen.

Bestrafte Bosheit

Bei dem Bau der jetzigen Kirche in Ettringen hat der Pastor Adams die Handwerker sehr streng beaufsichtigt. Als er einmal wieder da war, sollen ihn zwei Maurer oder Handlanger absichtlich mit Kalkmilch bespritzt haben. Da habe der Pastor gesagt: „Jetzt wünscht ihr mich gern weg. Es kommt für euch aber die Zeit, daß ihr euch den Pastor sehnlichst wünscht, aber er kommt nicht!" Beide Männer sollen später verunglückt sein und den Pastor verlangt haben, aber gestorben sein, ehe er eingetroffen war.

Pater Crementines im Kloster Hardenberg, von dessen Wunderkraft schon vorher die Rede war, galt bei Katholiken und Protestanten als ein heiliger Mann. Er schlief auf einem Stein, und als man ihn einst fragte, weshalb er das täte, sagte er, sein Herr und Heiland habe noch viel mehr für ihn getan. Man erzählt sogar von ihm dasselbe Wunder wie von der heiligen Elisabeth. Er pflegte den größten Teil seiner Mahlzeit heimlich unter seiner Kutte den Armen zu bringen. Und als man ihn einst dabei anhielt und fragte, was er da unter seinem Kleide hätte, antwortete er wie die Heilige: „Es sind Blumen." Und wie er sein Gewand auftat, waren es wirklich herrlich duftende, schöne Blumen.

Pater Crementines

Einst hat ihm der Teufel wie so manchem anderen Teufelsbanner vorgehalten, er habe einmal gestohlen, und zwar habe er in Ober-Siebeneichen einen Stock abgeschnitten. Da sagte Crementines: „Ja, ich habe dort wohl einen Stock abgeschnitten, aber nicht gestohlen; denn ich habe zehn Kreuzer auf den Baumstumpf gelegt, die mußte der Besitzer finden, und damit war der Stock gut bezahlt." Dagegen konnte der Teufel nichts einwenden. Er hatte in dem Pater seinen Meister gefunden. Ja, das Volk erzählte sich sogar, der habe den Bösen dort im Kloster an einer Kette gefangen gehalten und habe ihn hinführen können, wohin er wollte.

Als Crementines starb, flogen drei weiße Tauben über sein Grab hin. Das Volk sah das als ein Zeichen vom Himmel an und meinte, man müsse den Leichnam noch einmal aus dem Grabe nehmen. Wenn er dann keine Spur der Verwesung zeige, so sei Crementines ein Heiliger. Man hat diese Probe zwar nicht gemacht, aber das Volk verehrte ihn darum nicht weniger.

Heilige Dinge

Nicht jeder Geistliche besitzt ohne weiteres so große Gewalt, sondern nur, wer lauter, getreu und mit voller Hingabe seinem Amte lebt. In ihm wirkt ein Zauber stärkster Art, der sich über allen andern erhebt, das Heilige, das schließlich über den ganzen Bereich des Zaubers emporsteigt, eine derartige Bezeichnung gar nicht mehr duldet, als etwas Neues, Höchstes, mit nichts Vergleichbares einfach hingenommen und verehrt sein will. Es wirkt nicht bloß in dem geweihten Diener der Kirche, auch in Zeichen und Dingen. Solche sind z. B. das Kreuz und die Glocke. Von der Macht des Kreuzes über alles Böse, allen Spuk, alles Ungerade berichten ja viele Sagen, diese Macht geht so weit, daß z. B. Geräte als Schutz wirksam werden können, an denen einzelne Teile die Kreuzform haben, so besonders die Egge, an der die Latten und Zähne ja viele

Kreuze miteinander bilden. Man ließ deshalb im Gelderlande die Eggen abends auf dem Felde nicht platt liegen, sondern stellte sie mit einem Stock in die Höhe, damit die armen Seelen sich darunter flüchten könnten, wenn sie in der Geisterzeit von den Höllenhunden (eigentlich denen des wilden Jägers) verfolgt wurden. Und von den Glocken glaubte man früher allgemein, daß sie, so weit ihr Schall reichte, vor Gewitter schützten, in der Regel hatten bestimmte Glocken diesen Ruf; z. B. in Bendorf die große Glocke „Jesus Maria" in der Hauptkirche; früher bekam dort der Glöckner für das Läuten von den Bauern seine „Glockengarben", und wenn er versäumte, bei Gewitter anzuschlagen, kriegte er auch seine Garben nicht. Und aus Denerew (in der Moselgegend) wird noch in diesem Jahrhundert berichtet:

Wetterglocke

Wenn ein schweres Gewitter in der Luft ist, dann läuten sie hier die Wetterglocke, da sind alle Leute beruhigt und glauben fest, es tut keinen Schaden. Sie sagen, die Glocke wäre extra dafür gesegnet, und das lassen sie sich nicht nehmen. Der Pastor und der Bürgermeister haben schon alles mögliche dagegen getan, sie kriegten es aber nicht abgestellt (Prügel kriegten sie alle zwei, und es blieb nach wie vor). Im 74er Jahr kam ein so greulich Donnerwetter, Steine sind gefallen wie Hühnereier, und das Wasser hat die Häuser bald mitgenommen. Damals durften sie auch nicht läuten, und wie es da so richtig im Gang war, hat keiner mehr gewagt, vor die Tür zu gehen, weil das Wetter so gräßlich gehaust hatte. Es hat aber so einen argen Schaden gemacht, daß Kindeskinder noch davon erzählen, und von der Zeit an hat niemand das Läuten mehr verboten. Mit der Glock' hat es auch sonst noch eine Bewandtnis. Es steht ein Spruch darauf, der ihre ganze Geschichte erzählt:

Hier bin ich, hier bleib' ich, den Donner vertreib' ich,
Maria heiß ich, Jan von Trier goß mich. MCCCCLIII.

Am Karfreitag (so sagt man jetzt nur noch den Kindern) werden die Glocken für die letzten drei Kartage lebendig und fliegen nach Rom; dort stärken sie sich mit einem kräftigen Milchbrei.

Heilige Dinge leiden auch nicht, daß man mit ihnen Mißbrauch treibt; davon gibt es viel Geschichten:

Holz und Stein vom Kreuze

Ein Mann kam einmal auf dem Heimwege von Wocher nach Sehndorf (bei Perl an der Mosel) spät abends an einem frisch errichteten Holzkreuz vorbei, das alte lag noch halb morsch daneben. Da dachte er: Wozu soll das hier liegen bleiben? Damit kann man noch Feuer anmachen! Er nahm es also und ging weiter. Wie er aber an eine Kapelle kam, die

an seinem Heimwege lag, da konnte er auf einmal nicht mehr von der Stelle. Da dachte er: Das macht das Kreuz! das will wieder an seinen alten Platz zurück. Und so trug er es wieder dahin, wo er es hergenommen hatte. Und nun konnte er, als er wieder zu der Kapelle kam, ungehindert weitergehn.

An dem alten Waldwege, der von Ägidienberg über Servatiushof nach Honnef führt, stand vorzeiten ein kleines, altes Steinkreuz; darauf hatte immer ein schöner, runder, glatter Stein gelegen. Jeder hatte den da liegen lassen. Eines Tages aber sah ihn eine Bauersfrau, die nach Honnef zum Markte ging; die dachte: „Der paßt ja gerade in meinen Käsetopf zu Hause!", nahm ihn also mit und legte ihn auf den Quark. Da ist aber der Stein im Käsetopf immerfort auf- und abgetanzt. Ein paar Tage sah die Frau das mit an. Endlich aber wurde es ihr ganz gewiß, das sei ein Zeichen des Himmels; sie müsse den Stein wieder auf das Kreuz im Walde hintragen. Und das hat sie denn auch getan.

Klostertrümmer

Darum hat auch der Müller in der Sonntagsmühle bei Karden an der Mosel kein Glück gehabt; er hatte sich für seinen Mühlenbau Werkstücke aus den Trümmern der Klöster Engelport und Rosental geholt, so daß die Mühle Spitzbogenfenster und allerlei gotischen Zierat bekam. Seitdem hat der Bach sehr oft zu wenig Wasser gehabt, und weil die Mühle so oft feiern mußte, hat sie vielleicht auch den Namen Sonntagsmühle bekommen.

Das Gelübde

Von der Macht des Gelübdes, die schon viele wunderbare Rettungen bewirkte, brachten bereits die geschichtlichen Sagen, z. B. bei den gefangenen Kreuzfahrern und verfolgten Rittern, manches Beispiel. Hier mögen daher ein paar einfache Geschichten von einfachen Leuten genügen, wie man sie noch heute im Volke hört.

Ein Mann, der mit zwei Fuder Wein die sogenannte Weinstraße fuhr, kam in der Dunkelheit vom Weg ab und geriet in den wegelosen Abhang, der steil nach der Mosel zu abfällt. An ein Zurück war nicht zu denken, da die Pferde den schwerbeladenen Wagen kaum halten konnten. Der Mann gelobte, ein Kreuz errichten zu lassen, wenn er glücklich unten ankäme. Die Fahrt gelang, und der Fuhrmann hat sein Gelöbnis erfüllt; das bemooste Steinkreuz steht noch heute, von vier Tannen beschattet, an dem Wege, der in zahlreichen Windungen von der Mosel hinauf zum Mehringerberge führt. Geschichten von nicht erfüllten oder schlecht erfüllten Gelübden folgen hernach noch in anderem Zusammenhang. Hier nur noch eine, die sich neuerdings an den uralten auch aus einem Gelübde entstandenen „Gymnicher Ritt" (Bd. 1, S. 129) heftete. Einmal unterließen

die Gymnicher nämlich ihre Prozession, weil ihnen das Wetter zu schlecht war. Nur ein altes Mütterchen, eine Witwe, machte allein den weiten beschwerlichen Weg. Kaum war sie wieder zu Hause, da ging ein Hagelwetter über die Gymnicher Feldflur herab, daß die ganze Ernte hin war; nur auf dem Felde der Witwe war kein Halm geknickt.

Kirchen und Bilder

Zu den allerhäufigsten Wundergeschichten, die sich das Volk im Rheinland auch heute noch von seinen Heiligtümern erzählt, gehört die von den Bausteinen und -hölzern, die immer wieder an einen bestimmten Ort wandern.

Hilgerath

Als die Eifeler Ortschaften Sarmersbach, Nerdlen, Chradenbach, Neichen, Beinhausen, Boxberg, Gesell und Katzwinkel den Bau ihrer Pfarrkirche in der Nähe von Sarmersbach begannen, waren am folgenden Morgen Steine und Hölzer nach einem 20 Minuten davon entfernten Platze versetzt. Man brachte sie wieder zurück, und in der folgenden Nacht hielten die Arbeitsleute dabei Wache, aber am andern Morgen waren die Leute mitsamt dem Baumaterial wieder an der Stelle. — Nach Beendigung des Baus wußte man keinen Namen für die Kirche. Während man darüber beriet, hörte man ein Vögelchen allerliebst singen, es sang immer dasselbe, man fing an, den Gesang zu deuten, und kam zu dem Wort Hilgerath.

Der Esel

Gelegentlich wird freilich dem Rheinländer eine solche Kirchenbau-Legende zu einer Art Schilda-Schwank: Der Gemeinderat von Frelenberg, so erzählt man z. B., konnte sich nicht darüber einig werden, wohin die Kirche gebaut werden sollte. Da schlug ein ganz Schlauer vor: „Wir laden einem Esel einen Sack Sand auf, wo er ihn abwirft, da wollen wir die Kirche bauen." Das wurde einstimmig angenommen. Der Esel stieg aber einen ziemlich steilen Hügel hinan, der am Südausgang des Dorfes liegt, und als er oben angekommen war, warf er sich nieder, da er nicht mehr weiter konnte. Und dorthin bauten die Frelenberger ihre Kirche. Daher werden die Frelenberger auch noch de Äsele geschimpft.

Das Kreuz zu Linn

In der Kirche zu Linn steht ein Kreuzbild des Heilandes. Dahin pilgern die Leute von nah und fern, um davor zu beten. Vor langer Zeit hat es ein Bauer aus dem Acker ausgepflügt, und bald sprach man im ganzen Lande davon. Der Heiland auf dem Bilde hat das Haupt im Schmerz tief herabgesenkt, und das Volk erzählt sich, der Christuskopf neige sich von Jahr zu Jahr tiefer herab. Und in der Umgegend geht die Redensart: „Er läßt den Kopf hängen wie der Linnsche Christus."

Auch Legenden wie die folgenden von der Gottesmutter werden noch gern erzählt: Auf dem Bergrücken, an dem Kyllburg liegt, entdeckten Kinder beim Spielen im Gehecke „zu der Stauden" ein Marienbild aus Stein, das war beinah ganz von Erde und Gesträuch bedeckt. Als sie es im Orte erzählten, kam alles, Alt und Jung, hinzu und bewunderte das Bild, wie schön und himmlisch gut die Muttergottes da aussehe. Man wollte nun im Orte eine Kirche bauen und schaffte das Bild dahin. Aber am andern Morgen war das viele Zentner schwere Bild wieder an seinem alten Platze, wo es die Kinder gefunden hatten; dort wurde nun die Kirche (Stiftskirche) erbaut.

Muttergottesbild

Mehring war eine Filiale der Abtei Prüm und wurde durch einen Pfarrvikar verwaltet. Die Kapelle, in der der Gottesdienst abgehalten wurde, stand an dem Weg, der auf den Zellerberg führt und heute noch der Kapellenweg heißt. Später wurde der Ort eine selbständige Pfarrei, und da die alte Kapelle baufällig geworden war, baute man eine neue Pfarrkirche. Die Kapelle wurde niedergerissen (an der Stelle, wo sie gestanden, war in späteren Jahren die „Brechkaul", bei der das Brechen des Flachses bewerkstelligt wurde). Die Bilder der alten Kapelle wurden in der Pfarrkirche aufgestellt, darunter auch das der schmerzhaften Muttergottes. Als eines Abends der Küster die Kirche schließen wollte, hörte er in der Kirche ein leises Weinen. Er dachte, es sei ein eingesperrtes Kind, und suchte die ganze Kirche ab, fand aber kein menschliches Wesen. Das Weinen klang von der Stelle her, wo die schmerzhafte Gottesmutter stand. Als er näher trat, sah er an den Augenwimpern der Schmerzensmutter Tränen hängen. Er wischte sie ab, sofort traten neue an ihre Stelle. Er eilte ins Pfarrhaus und meldete dem Pfarrer Schneider, was er gesehen hatte. Der ging mit in die Kirche und sah ebenfalls die Tränen, die wie Tauperlen an den Augenwimpern hingen. Am andern Morgen, es war Karfreitag, zogen die Pfarrkinder von Mehring in feierlicher Prozession zur Stätte, an der die alte Kapelle gestanden. Die Schmerzensmutter hat nicht mehr geweint. Seit der Zeit wird alljährlich eine Prozession am Karfreitagmorgen vor dem Gottesdienst gehalten. Vor dem hohen Steinkreuz, das dort am Wege steht, betet der Priester kniend die Litanei von der schmerzhaften Mutter.

Die Prozession zu Wittlaer

Zu Wittlaer bei Kaiserswerth war es seit alter Zeit üblich, bei der Fronleichnamsprozession das Bild des heiligen Remigius, des Schutzpatrons der dortigen Kirche, auf einer Tragbahre durch vier Männer umtragen zu lassen. Einmal nun hielt einer der vorderen Träger nicht Schritt, und dadurch bekam es sein Hintermann zu schwer. Da wurde der wütend



und versetzte dem lässigen Träger eine gehörige Ohrfeige. Der Getroffene aber meinte, St. Remigius habe ihn selbst geschlagen, warf die Bahre zur Erde und rief:

Sant Remehs,
Dat du et wehs:
Kannst du schloen,
Kannst du ouch gohn.

St. Nikolaus

Von den Heiligen haben in den früheren Kapiteln schon viele Legenden aus alter Zeit gehandelt, hier mögen nun noch als Beispiel, wie in der neueren Zeit das Volk am Rhein mit seinen Heiligen verkehrte, und die Heiligen mit ihm, einige St.-Nikolaus-Geschichten dienen.

Der Heilige und die Kinder

Einem Bauern in Brockendorf war des Abends vor St. Nikolaus ein Söhnchen geboren worden. Am nächsten Tag brachten zwölf Weiber den Kleinen nach Paffendorf in die Kirche und ließen ihn dort auf den Namen des Heiligen taufen. Auf dem Heimgange kehrten sie in alle Schänken am Wege ein und waren, als die Nacht hereinbrach, sehr guter Dinge geworden. Inzwischen waren die Eltern des Täuflings zu Hause in großer Sorge, und der Vater ging endlich den Frauen entgegen. Bei Berrendorf traf er die zwölf an, allein jede von ihnen meinte, das Kind hätte wohl eins von den andern, und da kam es heraus, daß keine von ihnen es mehr hatte, es war weg. Nun durchsuchte man ganz verzweifelt alles am Wege, aber vergebens. Endlich, als der Tag herangebrochen war, fand man es an der Stelle, die noch heute das Zinter Klos-Kühlche heißt, und es war heil und gesund. Der Heilige hatte seinen Schützling in der Winterkälte vor dem Tode bewahrt.

In Süchteln (im Kempenerland) sagt man den Kindern, der heilige Nikolaus wohnt in der Irmgardiskapelle, da speichert er alle seine schönen Sachen auf; in Eckweiler (im Kreise Kreuznach) heißt es: er kommt aus Rußland. In Angermünd dagegen: aus dem Wald, und zwar nimmt er seinen Weg durch das Schlüsselloch. An manchen Orten der Euskirchener und Heinsberger Gegend ist es wieder anders, da hat er seinen Sitz auf dem Kirchturm, und fährt durch den Kamin herab ins Haus (wie ein Kobold). Meist aber sagt man wohl, er kommt vom Himmel, und zwar auf einer Leiter, auch wohl: an einer goldenen Kette, oder auf einem Wagen, der von einem Schimmel gezogen wird, oder er sitzt auf dem Schimmel, oft auch auf einem Esel, wo am Himmel die Milchstraße ist, da ist er hergeritten, da stehen die Engel mit Millionen Lichtern und leuchten;

in Düsseldorf hieß es früher wohl auch, er reitet auf einem dreibeinigen gläsernen Pferde die Treppe herunter, und wenn die Eltern arm waren, sagten sie ihren Kindern: „Das Pferd ist mit den gläsernen Beinen ausgeglitten, und darum ist er nicht zu euch gekommen." Er hat häufig dann noch einen Knecht bei sich, den Ruprecht oder Hans Muff (so heißt der z. B. zu Hüttingen im Bitburger Kreise). Unter den Tisch stellen die Kinder einen Korb oder eine irdene Schüssel mit Futter für sein Reittier, und natürlich auf den Tisch den Teller.

Zender Klos, joe hellige Mann,
Met de selvere Scho'n an,
Jev de kleen Kenger jet,
Loß de grueße lose,
Di könne sech sölver jet kofe,

singen sie in der Geilenkirchener Gegend. Hier geht er also, dem silbernen Schuhwerk nach, wohl sehr prächtig daher. Gewöhnlich erscheint er als ein alter Mann mit langem Bart und Mantel, mit einem Sack auf dem Rücken und einem schweren Stock in der Hand, das ist ja den meisten Kindern, und nicht nur am Rhein, wohl bekannt; an manchen Orten hat er auch noch eine Kette um den Leib, mit der die bösen angebunden werden, und in Kyllberg wie auch noch anderwärts kommt er als ein herrlicher Bischof mit zwei Engeln und drei, vier Belzeböcken (Teufeln) und noch einem Diener, der Laterne und Klingel trägt. Doch das alles würde uns, wollte man es genau erzählen, aus dem Bereich der eigentlichen Sage hinausführen. — Der Heilige wacht aber nicht bloß darüber, daß die Kinder fromm und brav sind, er paßt auch bei den Großen auf.

Warnung

Vor drei Jahren ging am Karfreitagmorgen ein Winzer mit seinem Knecht in den Weinberg. Sie waren dabei, eine Parzelle im Lörscherberg neu zu pflanzen. Der Karfreitag gilt bei den Bauern zwar nicht als gesetzlicher Feiertag, aber sie halten doch darauf, am Vormittage den Gottesdienst nicht zu versäumen und während der Kirche keine knechtlichen Arbeiten zu tun. Während nun der Winzer die Reblinge an die Setzpfähle band, ging der Knecht mit der Dunghotte Müllerde holen, die er an der Lörscherheide angefahren hatte. Kein Mensch war rings zu sehen und zu hören, alles war totenstill. Eben hatte er die Schaufel zur Hand genommen, da stand, wie aus der Erde gewachsen, neben ihm ein großer, schmächtiger Mensch mit einem weißen Barte, der bis auf die Brust herabhing. In der rechten Hand trug er einen langen Stab. Erschreckt



ließ der Knecht die Schaufel fallen, rannte in den Weinberg und erzählte seinem Herrn, was er gesehen hatte. Der lachte ihn aus und ging selbst hin, um Müllerde zu holen. Aber bald kam er bleich zurück. „Komm," sagte er zum Knecht, „laß uns nach Hause gehen!" Ob er die Erscheinung auch gesehen, das verriet er nicht. Man nimmt an, daß es der Kirchenpatron von Lörsch, nämlich der hl. Nikolaus, gewesen sei, der die beiden daran erinnern wollte, was sich zu dieser Zeit für sie gehörte, nämlich in die Kirche zu gehen.

Im Kreise Daun denken die Kinder vielfach, St. Nikolaus kommt an seinem Tage in einer Bütt den Bach heruntergefahren, und mit Wasserfahrten hat der Heilige ja auch sonst zu tun, er ist der Schutzpatron der Schiffer.

St. Nikolaus und die Schiffer

Zwischen Sennheim und Mesenich an der Mosel stand früher ein schroffer Schieferfelsen. Die Schiffer kannten ihn alle und nannten ihn schlechtweg die „Lei". Es war eine gefährliche Stelle für sie, und in einer Nische des Felsens stand ein Bild des heiligen Nikolaus, ihres Schutzpatrons, und keiner vergaß, ihn um Hilfe anzurufen. Einmal bei Hochwasser fuhr ein Schiffer mit kostbarer Ladung zu Tal. Da trieb ihn die reißende Strömung dem Riff zu, und es half auch nichts, daß er mit dem Schorbaum[1] das Schiff vom Felsen abzuhalten suchte. Da warf er sich in seiner Angst auf die Knie und rief: „Heiliger Nikolaus, hilf mir! Ich opfere dir auch eine Kerze so dick wie der Schorbaum." Kaum hatte er das Gelöbnis getan, da dreht sich das Schiff dicht vor der Lei herum und treibt ganz ruhig im schönsten Fahrwasser. Da wurde der Schiffer gleich wieder übermütig, und wie er an dem Kapellchen vorbeifuhr, rief er: „Niklösche, no kriegst de nit esu lang!", und dabei legte er den einen Zeigefinger über das erste Glied des andern. Aber er hatte zu früh triumphiert. Gleich unterhalb Mesenich, wo er so oft gefahrlos vorübergefahren war, wurde das Schiff auf einmal so gegen den Riverberg geschleudert, daß es in wenigen Augenblicken unterging. Nur der Schiffsknecht konnte mit Mühe und Not ans Land schwimmen.

Bei Leukergrub ist eine gefährliche Stelle für die Schiffahrt in der Saar. Vor vielen Jahren fuhr ein Schiffer stets für seinen Kurfürsten mit seinen Schiffen zwischen Saarburg und Trier und verdiente viel

[1] Der Schorbaum, heute noch allen Segelschiffern wohlbekannt, wird u. a. in folgender Weise benutzt: Wenn das Schiff Gefahr läuft, an Land oder Felsen getrieben zu werden, so wird er gegen das Land, die Felsen gerichtet, auf dem Schiffe schnell mit einem Tau festgemacht und so das Schiff von der gefährlichen Uferstelle abgehalten.

Geld. Nun hatte der Kurfürst einst drei Glocken in Niederleuken gießen lassen, Karl, Kaspar und Melchior, die sollten am Dreikönigstag bereits an ihrem Platze in Trier hängen und dort dann zum erstenmal geläutet werden. Der Schiffer verpflichtete sich, trotzdem die Saar mit Eis ging, die Glocken zeitig nach Trier zu bringen. Früher hatte er stets den hl. Nikolaus an der Grub gegrüßt und jedesmal beim Vorbeifahren seine Mütze vor dessen Bild gezogen, das dort auf einem Felsen steht. Seit er aber reich geworden war, tat er es nicht mehr, und die Niederleuker Jungen, wenn sie ihn sahen, riefen ihm zu: „Die Kaap (Mütze) ab." Ein älterer Mann, der sich auch über ihn ärgerte, sagte: „Laßt ihn gehen! Der hl. Nikolaus wird ihn noch lehren, die Kaap abziehen." Dieser Schiffer lädt nun die Glocken in Leuken ein und stößt ab, um ins richtige Fahrwasser zu kommen. Eine mächtige Eisscholle kommt zwischen das Ruder, und das Schiff dreht sich. Es rennt in der Grub auf einen Felsen auf, zerschellt, und die Glocken sinken an der tiefsten Stelle in die Saar. Der Schiffer ertrinkt. Er hatte es wieder unterlassen, den hl. Nikolaus zu grüßen und um eine gute Fahrt anzuflehen. — Seitdem sitzt er da unten in der Grub und muß am Christ- und Dreikönigsfest die drei versunkenen Glocken läuten, weil dann in der Mitternachtsstunde das Wasser in der Grub zu Wein wird, und das muß er den Leuker Leuten anzeigen. Auch dann, wenn jemand in der Saar ertrinkt und nicht mehr gefunden wird, muß er sie läuten, da dem auf der Erde keine Glocke mehr geläutet werden kann. In der Christ- und Dreikönigsnacht aber können die Niederleuker das Geläute jedesmal hören.

Der ewige Jude

Der sich am Heiligsten verging, was je auf Erden war, an dem Gottessohn selber, der ist auch durch eine besondere Strafe und Buße gezeichnet. Als Jesus auf seinem Leidenswege das schwere Kreuz durch die Straßen von Jerusalem schleppte, konnte er einmal nicht mehr weiter. Ein Jude saß da vor seinem Hause auf einer Bank. Auf der wollte sich Jesus etwas ausruhen, aber der Jude duldete es nicht und trieb ihn weg. Da sprach Jesus zu ihm: „Ich soll stehen, und du sollst gehen bis an den jüngsten Tag." Sofort packte sich der Jude auf und fing an zu wandern ohne Rast und Ruhe. Schon manche wollten ihn so gesehen haben. Die alte Frau Frings in Röhe erzählte, einmal in ihrer Kinderzeit, als sie gerade aus der Schule nach Hause wollte, hätte es auch im Dorf geheißen: der ewige Jude kommt. Alt und Jung wäre auf den Beinen gewesen, und wirklich nach einer Stunde sei er gekommen, ein ganz alter Mann mit

langem, weißem Bart und langer Nase, in ganz alten zerrissenen Kleidern, und klein wie ein Zwerg. Keinem Menschen hab' er eine Antwort gegeben, die Kinder, die ihm nachlaufen wollten, mit seinem schweren Stock gescheucht, auch die Großen hätten sich vor ihm gefürchtet.

In Weisweiler, wo er Ruhe zu finden hoffte, sollen ihm vorzeiten die Juden selber fortgestoßen haben; in Langerwehe aber soll er lange Zeit in einem Hause an der Hauptstraße gewesen sein; kein Fuhrmann hat da mehr im Orte halten mögen, jeder fuhr durch so schnell er konnte. Ein Haus in Breinig an der Straße von Aachen nach Stolberg blieb unbewohnt und verfiel, weil es hieß, darin habe der ewige Jude gewohnt. Man will ihn früher auch in den Wäldern gesehen haben, wie er zu einem Gerippe abgemagert, einem Schatten gleich, mit einem riesigen Bonapartshute auf dem Kopf daherhastete. — In Frenz an der Schälmühle erschien vor vielen Jahren bei klaren Nächten ein alter Mann; der pfiff auf einmal ganz laut. Da kam von der Burg eine ruschige Juffer (Jungfrau in rauschender Seide) und antwortete mit demselben Pfiff. Sie gingen aufeinander zu und tanzten zusammen, und eine ganz wunderbare Musik ließ sich dabei hören. Die alten Leute sagen, der Mann sei der ewige Jude und die Dame ein hartherziges Vogtfräulein gewesen, das zur Strafe so umgehen müsse.

Im Bergischen wird von einem anderen Verschulden des Juden erzählt: Er habe sogar am heiligen Weihnachtsfeste gehandelt, und als es die Leute ihm verwiesen, gerufen: „Nein, meine Waren will ich los sein, und sollte ich ewig handeln!" Und nun muß er ewig handeln, aber nur am Weihnachtstage kann man ihn mit seinem Pack unter dem Arm umhergehen sehen. — Weil man ihm auch in Einöden und Wäldern begegnet ist, so hat man ihn schließlich auch mit dem ewigen Jäger verwechselt und gemeint, dieser sei eigentlich ein Jude gewesen, der den Heiland nicht rasten lassen oder am Kreuz verspottet habe.

Der Teufel

Wenn man von ihm spricht

Man sagt wohl: „Wer wird noch an so jet jlöve", wenn vom Teufel die Rede ist, aber man weiß nicht, was man spricht. In einem Hause in Wichterich, in dem jetzt der Dachdecker Zingsheim wohnt, waren auch mal zur Winterszeit die Männer aus dem Dorfe beisammen, man sprach von vergrabenen Schätzen, die man an Kreuzwegen mit Hilfe des Teufels heben könne und dergleichen. Dabei sagte der alte Dauben, der jetzt tot ist, er fürchte sich vor dem Düwel nicht und wenn er jetzt leibhaftig vor ihm stände. Im selben Augenblick ging die Stuben-

türe auf, und ein großer schwarzer Hund sprang herein. Das war der Teufel; diesmal blieb's wohl bei der Warnung.

Die vorwitzigen Protestanten

Ein Kaplan von Stolberg hatte einmal in der Kirche, in der auch einige reiche Protestanten zugegen waren, von der Hölle gepredigt. Kurz darauf wurde er von ihnen zu einem Mahle eingeladen. Als man zu Tische saß, reichte man zuerst eine verdeckte Schüssel rund. Der Kaplan hob neugierig den Deckel auf und sah in der Schüssel eine Pistole liegen und fragte die Herren, was das bedeute. Darauf erwiderten sie: „Wenn Sie uns jetzt nicht beweisen, daß es einen Teufel gibt, dann werden Sie mit einer Kugel totgeschossen." Sogleich ließ sich der Kaplan sein Brevier bringen. Alles wurde fest verschlossen, und der Kaplan sprach: „Kein Wort darf gesprochen werden, bevor ich auf dreimaliges Klopfen an der Türe ‚Herein!' gerufen habe." Der Geistliche begab sich ans Beten, und alle warteten gespannt der Dinge, die da kommen würden. Das dauerte eine ganze Zeit, da klopfte es zum erstenmal, bald darauf zum zweitenmal. Als es aber zum drittenmal klopfte und der Geistliche „Herein!" gerufen hatte, erschien in der von selbst geöffneten Türe ein rabenschwarzer, zottiger Hund. Einen solchen üblen Geruch verbreitete er im Zimmer, daß man sich nicht mehr darin aufhalten konnte. Alle Anwesenden waren entsetzt und sagten, er habe das Ungetüm hereingebracht, er solle es auch wieder entfernen. „Das will ich tun," erklärte der Kaplan, „jedoch zur Strafe verpflichte ich Sie, vorher das Geld zu einer goldenen Monstranz zusammenzulegen." Gern willigten die Herren ein, und der Geistliche entfernte den Teufel. So kam die Kirche zu Stolberg zu ihrer goldenen Monstranz.

Kartenspieler

Einmal saßen vier Männer in Radevormwald beim Kartenspiel. Immer weiter rückte die Nacht vor, und noch dachte keiner an den Aufbruch. Da sah der Wirt plötzlich, daß es jetzt fünf Männer waren am Kartentisch, ohne daß die Tür geöffnet worden wäre. Er stieß den einen Spieler heimlich an und raunte es ihm zu, und der flüsterte es seinen Nachbarn zu. Alle gerieten in tiefste Bestürzung. In demselben Augenblick war aber auch der Geheimnisvolle verschwunden. Von der Zeit an rührten die Männer keine Karte mehr an.

Auch die sind noch glimpflich davongekommen, aber einmal saß in Langenberg eine Gesellschaft im Wirtshaus beim Kartenspielen und konnte kein Ende finden, da kam der Teufel und führte sie nach dem nahen Siepen und setzte sich mit ihnen auf die Bäume, um weiter zu spielen. Seit der Zeit heißt der Ort der Düwelssiepen.

Zwei Brüder in der Elberfelder Gegend gingen regelmäßig nach dem



Wirtshaus am Hessen zum Kartenspielen. Besonders hatten sie es auf die Weber abgesehen, die ihre Ware abgeliefert und dafür Geld eingenommen hatten. Einmal hatten sie wieder einem solchen armen Kerl sein ganzes sauer verdientes Geld abgenommen. Als der nun heim kam und keinen Groschen mehr in der Tasche hatte, fing die Frau an zu weinen und zu klagen, wovon sollte sie nun mit ihren Kindern leben! Die beiden Gewinner kehrten, als sie ihren Mann ausgeplündert hatten, auch heim. Sie mußten aber durch einen tiefen Hohlweg. Als sie mitten darin waren, sahen sie auf dem Wege einen Tisch stehen, mit einer Lampe darauf. Ein schwarzer Mann stand davor und hielt ein Kartenspiel in der Hand. Es war unmöglich, an dem Tisch vorbeizukommen. Wie sie noch so ratlos dastanden, winkte der Schwarze, sie sollten ein Spiel mit ihm machen. Nun ging ihnen ein Licht auf über ihre Schlechtigkeit. Sie beschlossen, sofort umzukehren und dem armen Weber das gewonnene Geld zurückzuerstatten. Nach kurzer Zeit klopften sie jenem an das Fenster, und der hat Freudentränen geweint, als er sein Geld wiederbekam. Als die beiden wieder in den Hohlweg kamen, war alles verschwunden: der Tisch, die Lampe und der Schwarze, und sie konnten ungehindert ihren Heimweg fortsetzen.

Im Losheimer Walde (Kreis Merzig) ist eine Stelle, die wird der Teufelskreis genannt. Man glaubt, dort wüchse für ewige Zeiten kein Gras mehr. Eines Sonntags nämlich wollten drei Kartenspieler ganz ungestört sein und gingen in den Wald, um dort während der Messe zu spie-

Frau mit Teufel im Kampfe



len. Sie setzten sich an einen Tisch und fingen an. Und damit keiner vor der Zeit aufhörte, so machten sie aus, wer zuerst aufstände, den sollte der Teufel holen. Sie spielten nun erst forsch drauflos, aber zuletzt wurde ihnen die Sache unheimlich. Alle drei legten die Karten hin, keiner aber wollte aufstehen, und schon hörten sie den Teufel brüllen. Die Angehörigen der drei wunderten sich, wo die so lange blieben, machten sich auf die Suche und fanden sie endlich hilf- und ratlos dasitzen. Man wußte nichts anderes zu tun, als daß man den Pfarrer bat, mit dem Allerheiligsten zu kommen. Andere erzählen, es hätte jemand den Vorschlag gemacht, man sollte die drei bösen Weiber der Spieler holen; die würden es schon fertig bringen, sie von dem Bann zu lösen. Wie die drei nun wirklich losgekommen sind, darüber wird nichts berichtet.

Vom geprellten Teufel

Außerdem gibt es nun auch am Rhein wie anderwärts jene Art Geschichten vom Teufel, wo nicht mehr die Frage ist, soll man sie glauben oder nicht, sondern man erzählt sie, weil sie eben so lustig zu erzählen und anzuhören sind. Es sind eben Geschichten. Jahrhunderte und Länder haben daran gedichtet. Schon in den alten Legenden des ersten Teils wurde manches davon erzählt, wie der Teufel geprellt wurde, und so kennt man auch heute noch am Rhein u. a. jene Geschichte, wie der Teufel einmal einem Bauern half und mit ihm ausmachte, daß sie die Ernte miteinander teilen wollten; im ersten Jahre sollte der Teufel haben, was über der Erde wüchse, im anderen, was in der Erde wüchse, und so immer umschichtig zweimal sieben Jahre lang. Da baute der Bauer im ersten Jahre Rüben, Kartoffeln und dergleichen, im anderen Roggen, Weizen, Hafer und so was. Nach einigen Jahren wollte der Teufel das nicht mehr mitmachen und sagte: „Wir wollen lieber mal um die Wette werfen." Er tat einen gewaltigen Wurf bis auf den Buschberg bei Hinsbeck (da soll sich nämlich die Geschichte zugetragen haben). Der Bauer nahm einen viel kleineren Stein und sagte: „Jetzt weiß ich aber nicht, wo mein Bruder ist. Der kann in Frankreich, England oder Spanien sein. Den darf ich doch nicht totwerfen!" Da hat es der Teufel ganz aufgegeben. Der Bauer behielt seine Seele, seine Ernte und seinen Hof, den er vom Gelde des Teufels instand gesetzt hatte. — Bei Grefrath war einmal ein Leineweber an seinem Webstuhl und dachte darüber nach, wie er wohl zu Geld kommen könnte, ohne sich so zu plagen. Da klopfte es an die Tür, und ein feiner Herr trat herein, der bot ihm Geld an so viel er wollte, für seine Seele. Die sollte der Teufel haben, denn der war es, sobald das Stück fertig wäre, das der Weber gerade anfing, und an dem er dann täglich arbeiten müßte. Der Teufel brachte nun Geld die Menge,

der Weber arbeitete jeden Tag nur zwei Schuß. Dem Teufel wurde die Zeit sehr lang, aber er dachte, endlich muß er doch mal fertig werden. Nach ein paar Jahren ging dann auch die Arbeit dem Ende zu. Da kam der Teufel und sagte: „So, Weber, jetzt ist es bald so weit!" „Nein," sagte der Weber, „erst werden noch die Längerkordeln angemacht", und arbeitete wieder jeden Tag seine zwei Schuß, und nun war das Stück wirklich bald am Ende. Aber da ging auf einmal der Tempel entzwei, der das Gewebe mit Nadeln auseinanderspannt, und der Weber konnte gar nicht mehr arbeiten. Da fragte der Teufel: „Was fangen wir denn nun an?" „Ja," sagte der Weber, „du mußt mir zwei Teufel aus der Hölle schicken, die können ja dann das Gewebe mit den Zähnen auseinanderspannen!" Der Teufel schickte die zwei, und sie hielten das Gewebe auseinander. Aber der Weber schlug fest mit der Lade davor und schlug ihnen die Zähne aus, daß die beiden heulend wegliefen. Der Teufel schickte wieder neue, denen erging es aber ebenso. Da wollte zuletzt keiner mehr zu dem Weber hin, und der Oberteufel sagte: „Lauf' du mit deiner Seele, wenn ich dir alle Teufel aus der Hölle schicke und du schlägst allen die Zähne aus, dann ist in der Hölle wohl Heulen, aber kein Zähneklappern mehr!"

Der Lorscheider Müller war einst in großer Not. Er hatte Unglück mit dem Vieh; Scheune und Stall gingen in Flammen auf. Die Juden drängten, und er hatte keinen Pfennig Geld im Hause. Eines Tages fuhr er mit dem Wagen in den Wald Holz holen. Als er auf der Klafter saß und über sein Elend nachdachte, stand ein feingeputzter Herr neben ihm, der klopfte ihm auf die Schulter und fragte: „Müller, kann ich Euch nicht helfen?" Und er klimperte mit den Goldstücken in der Tasche. Der Müller sagte: „Wenn einer mir hundert Taler liehe, dann wäre mir aus der ersten Not geholfen!" „Weiter nichts?" sagte der Fremde. „Hier sind hundert Taler. Die gebe ich Euch!" „Ich will nichts geschenkt!" entgegnete der Müller. „Ich werde sie Euch mit Zinsen und Zinseszinsen zurückgeben!" Da lachte der Fremde und sagte: „Hört einmal, Müller. Die hundert Taler sollt Ihr behalten. Nur müßt Ihr mir das erste versprechen, was Eure Frau morgen früh in Euerem Hause bindet!" Da erkannte der Müller, daß es der Teufel sei. Es wurde ihm grün und gelb vor den Augen, als er vor sich die blanken Goldstücke sah. Und wie er in Gedanken dasaß, da fiel ihm auf einmal ein, er könnte ja dem Teufel ein Schnippchen schlagen. „Nun," fragte der Teufel, „wollt Ihr?" „Gut," sagte der Müller, „es soll ein Wort sein!" Da grinste der Teufel und sagte: „Gut! Morgen früh werde ich zur Stelle sein. Aber Eure

Frau darf von alledem nichts wissen. Sonst seid Ihr mir mit Leib und Seele verfallen!" Damit verschwand er. Der Müller kratzte sich hinter den Ohren und scharrte das Geld in die Tasche. Er dachte hin und her, wie er dem Teufel einen Streich spielen könne. Er hatte zu Hause ein kleines Kind, und wenn die Mutter am andern Morgen die Wickelschnüre gebunden hätte, war das Kind dem Teufel verfallen. Auf einmal fiel ihm was ein. Er lud sein Holz auf den Wagen, haute mit der Axt eine Bürde Dornen ab und legte die oben auf das Holz. Dann fuhr er nach Hause. Als seine Frau am Abende schlafen gegangen war, zog er ihre Riemen aus den Schuhen, versteckte ihre Strumpfbänder und schnitt die Wickelschnüre ab. Die Bürde Dornen legte er mit dem aufgelösten Seile auf den Herd. Morgens in aller Frühe weckte er seine Frau. Er müsse in einer Stunde fort, müsse in einer wichtigen Sache verreisen. Die Frau stand sofort auf, hängte den Rock um, steckte die Füße in die Schuhe, nahm die Strümpfe in die Hand und ging hinab in die Küche. Sie wollte dort die Strümpfe binden, aber sie fand die Strumpfbänder nicht. Sie wollte die Schuhe zuschnüren, aber die Riemen fehlten. „Man meint, der Teufel sei los!" sagte sie, und kaum hatte sie dies gesagt, da stand der Teufel leibhaftig neben ihr. Sie wollte schreien, brachte aber keinen Laut heraus. „Geschwind, geschwind!" drängte ihr Mann, der eben in die Küche getreten war. Die Frau zitterte am ganzen Leib, als sie zum Herde ging, um Feuer anzuzünden. „Ach Jesus!" schrie sie auf, als sie die Dornen erblickte. Bei dem Namen Jesus knirschte der Teufel mit den Zähnen und drückte sich gegen die Wand. Die Müllerin ergriff das Seil, band die Dornen zusammen und warf die Bürde in die Ecke. Da sprang der Müller wie toll in der Küche herum und fing an zu lachen. Der Teufel aber ergriff wütend die Bürde Dornen, und eins, zwei, drei — fuhr er damit zum Schornstein hinaus. Und der Müller lachte hinter ihm her. Er hatte die hundert Taler, und außerdem hatte ihm der Teufel den Schornstein umsonst gefegt.

Der starke Mäher

Ein Märchen, das einem in den verschiedensten Gestalten überall in Deutschland begegnet, ist auch die Geschichte von dem unmenschlich starken Mäher. An der untern Ruhr, in der Gegend des Stiftes Essen, ist es der schwarze Hildebrand, ein gräflicher Vogt, der seine Seele dem Teufel verschrieben hatte und die Leute des Gutes grausam bedrückte. Selbst die stärksten Männer hatten Angst vor ihm. Besonders fürchteten sich die Knechte davor, wenn er bei der Ernte selbst vormähte, denn mit ihm konnte keiner Schritt halten. Darum brachten sie ihm jedesmal, wenn die Ernte anfing, Mann für Mann ein Leinenhemd zum Geschenk und baten



ihn, er möchte es sachte angehen lassen. Bis einmal ein neuer Knecht kam, der wollte das nicht mitmachen; und war wirklich ein so gewaltiger Mäher, daß er beim dritten Gang den Alten überholte. Da rannte der Vogt wie besessen zu einer Quelle, trank und trank und brach tot zusammen. So waren die Gutsleute von ihrem Quäler erlöst.

Die Freimaurer

Manche Sage, die in früheren Jahrhunderten von Ketzern, Templern, Zauberern oder sonst besonderen und geheimnisvollen Leuten und Gesellschaften umging, hat sich in neuerer Zeit an die Freimaurer gehängt und wird noch ernst genommen. Das meiste davon findet sich nicht nur am Rhein, auch in andern Gegenden, es können daher hier nur einige bezeichnende Züge herausgegriffen werden.

Wie man Freimaurer wird

Wenn einer Freimaurer werden will, dann wird er in einen Saal geleitet, da ist alles schwarz ausstaffiert. Vorn steht ein Tisch, der ist auch schwarz verhängt, zu beiden Seiten stehen je sechs Räte, im Schurzfell und aufgekrempten Ärmeln, in der rechten Hand einen Hammer. Der Neue wird von den zwölfen an den Tisch geführt, da muß er seinem bisherigen Glauben absagen und dem Teufel zuschwören. Dann wird ihm die Brust entblößt und mit einer geweihten Pinzette etwas Blut aus der Herzgegend entnommen, damit muß er sich unterschreiben, seine Seele verkauft er damit dem Teufel. Der Logenmeister legt ihm dreimal das Schwert auf den Kopf, und jeder von den zwölf Räten schlägt mit dem Hammer zwölfmal auf einen Amboß, der auf dem Tische steht. Darauf begeben sich alle an einen gedeckten Tisch zum Brudermahle. So erzählt man z. B. in der Moselgegend bei Zell. In Meurich (im Kreise Saarburg) heißt es außerdem: der neu Aufzunehmende wird mit verbundenen Augen bei Nacht und Nebel in die Loge gebracht, wer nicht dazu gehört, kennt sie nicht und kann sie nicht auffinden. Vor der Aufnahme des Neulings beschwört der Meister den Satan, der erscheint als schwarzer Hund oder Ziegenbock, geht ein paarmal durchs Zimmer und legt sich unter den schwarzen Tisch. Da bleibt er, bis Schwur und Unterschrift geleistet sind und der neue Bruder alle Weihen und Geheimnisse empfangen hat, über die er unverbrüchliches Schweigen geloben muß; dann geht der Teufel wieder.

Teufelshilfe

Dem Freimaurer geht es nun in allen weltlichen Dingen gut, ihm helfen der Teufel und seine Gesellen aus allen Nöten. Vor allem versorgen sie ihn reichlich mit Geld. Bei Ottweiler sagt man: Wenn ein Freimaurer kein Geld mehr hat, kommt der Teufel und wirft holterdipolter einen Sack voll durch den Schornstein herunter.

Darum gehen auch arme Leute zu den Freimaurern und lassen sich aufnehmen. Es mögen jetzt wohl 50, 60 Jahre her sein, da hat das auch der Johann Hermann aus Isenburg (bei Sayn) gewollt — sie nannten ihn den Kaul — bei dem ist oft auch kein roter Heller mehr im Kasten gewesen. Wie er nun eines Tages nach Sayn ging, da ist auf einmal — unterhalb der Wirtschaft Kreier war es, nahe beim Froschweiher — ein vornehmer Herr dagewesen, der fängt mit ihm ein Gespräch an und kommt von ungefähr auf die Freimaurer zu sprechen und weiß nicht Gutes und Schönes genug von ihnen zu sagen, so daß der Kaul immer mehr darin bestärkt wird, er muß auch dazugehen. Wie er aber zufällig zu Boden blickt, da sieht er, der feine Herr hat ja einen Pferdefuß. Da ist ihm auf einmal alle Lust zur Freimaurerei vergangen, er ist froh gewesen, als sie in Sayn angekommen sind, und er sich hat losmachen können. Später hat er alles dem Beichtvater gesagt, und der hat ihn gehörig darum ausgeschimpft.

Manche sagen, der Freimaurer könne sich nun vom Teufel wünschen, was er wolle. So soll einmal ein Mann in der Gegend von Mayen, ein Schreiner, in den Bund getreten sein, weil er immer eine scharfe Säge haben wollte. Und dafür hat ihm dann auch der Teufel gesorgt, aber als den Schreiner hernach die Verschreibung reute und er wieder austrat, da ist seine Säge auch wieder so stumpf wie früher gewesen. — Es heißt auch wohl, man habe nur drei Wünsche frei, oder: nur dreimal helfe der Teufel aus Geldnot; wer das viertemal Hilfe von ihm verlange, der müsse sterben.

Wiederholt hört man, der Teufel muß zu bestimmten Zeiten ein Opfer haben, die einen sagen, alle sechs Jahre, die andern noch öfter oder gar jedes Jahr. Wenn nun in einem Jahre noch keiner gestorben ist aus dem Bunde, dann wird gelost, und wen es trifft, der muß sich das Leben nehmen.

Vorgeschichten und Geisterseher

In einem der ersten Kapitel „Von den Städten und vom Handel und Wandel" habe ich erzählt, wie Jahrzehnte vor dem Bau der ersten Eisenbahn ein Mann im Wuppertal eine Erscheinung hatte, die vor seinen Augen und Ohren genau das Ankommen eines Zuges geschehen ließ. Es war ein Fürjeseit (Vorgesicht), oder wie man es hierzulande auch gern nennt, eine Fürgeschichte (Vorgeschichte). Diese Erscheinungen waren dem rheinischen Volke und der rheinischen Sage immer schon eigen (ich erinnere nur an das früher berichtete Gesicht des Erzbischofs Johann Hugo in Ehrenbreitstein) und sind auch heute noch nicht ausgestorben.

Vorgesicht der Leidens-Stationen

Am späten Abend ging einmal ein Mann aus Uckerath über Land, da begegnete ihm jemand und ging ein langes Stück mit ihm. Sie waren bald in der Unterhaltung, mitten drin aber fiel der Fremde auf einmal auf die Knie und betete. Nach einer Weile stand er wieder auf und ging mit weiter. So ging das ein paarmal, als ihn endlich der Uckerather fragte, was das zu bedeuten hätte, da sagte der Mann, an den Stellen, wo er gekniet habe, da würden später Stationen des Leidensweges Christi errichtet werden. An die Stelle, wo er aber gerade jetzt kniee, da käme das Ende, die Kapelle. Viele Jahre später wurde wirklich dort eine Kapelle mit den Stationen errichtet.

Schiffszusammenstoß und anderes Unglück

Die Menschen, denen sich künftige Dinge im voraus zeigen, sind nicht zu beneiden. Denn es sind meist traurige Ereignisse, Unglücksfälle, Todesfälle, die sie vorhersehen. Eine Frau P. aus Wissel diente als Mädchen auf dem Gut Entenbusch am Rhein. Eines Abends, als sie wie gewöhnlich den Hofhunden das Fressen brachte, hörte sie vom Rhein her ein lautes Krachen und Hilferufen. Sie rief sofort die Leute vom Hof zusammen, aber jetzt war und blieb alles ruhig, und sie wurde noch obendrein ausgelacht. Vierzehn Tage später, gerade um dieselbe Stunde, als sie wieder die Hunde fütterte, da hörte sie dasselbe Krachen und Hilferufen wieder. Alle liefen zum Rhein, da waren zwei Dampfboote zusammengestoßen, beide gingen unter; drei Schiffsleute und der Uhrmacher Rabe aus Rees ertranken.

Eine andere Frau aus dem Orte erzählt: Als Mädchen von 15 Jahren machte ich einen Gang nach Grieth am Rhein. Wie ich nicht mehr weit vom Orte bin, sehe ich auf einmal einen Leichenzug zu dem Kirchhof gehen, der ganz dicht bei der Stadt liegt. Zugleich höre ich auch das Totengeläute. Ich ging schneller, um die Leiche in der Nähe zu sehen. Wie ich aber an den Fleck kam, wo es vorher zu sehen gewesen war, da sah und hörte ich nichts mehr. Ein halbes Jahr nachdem gehe ich denselben Weg, und genau auf der nämlichen Stelle sehe ich denselben Leichenzug wie damals, höre auch dasselbe Läuten. Ich komme zum Kirchhof, und wirklich werden zwei Ertrunkene von Grietherort begraben. Und ein Bürger von Grietherort hat ein Vorgesicht gehabt von dem Wagen, der, mit einem Schimmel bespannt, die zwei Särge mit den Ertrunkenen zum Rhein fuhr; wo sie nach Grieth übergesetzt wurden, um dort auf dem Kirchhof begraben zu werden.

Gesicht des Totengräbers

Der Totengräber von Wissel ging einmal um 11 Uhr abends vom Totenankleiden nach Hause. Da hörte er in einer schmalen Straße, an der er vorbei mußte, viele Leute gehen. Er sah scharf hin und erkannte, es

war schon wieder ein Leichenzug. Die einzelnen Leute konnte er nicht deutlich erkennen. Nur einen Mann, der hinter dem Sarge schritt, den sah er ganz genau und hat ihn auch mit Namen genannt. Acht Tage später starb der Vater dieses Mannes.

Leichenzug auf der Landstraße

Einmal wollten zwei Fuhrleute nach Hattingen, um auf einer Grube dort Kohlen zu laden. Am Raffenberge mußten sie durch einen steilen Hohlweg. Der erste Fuhrmann fuhr an der einen Seite. Der andere folgte nicht weit hinter ihm. Plötzlich hielt der erste an und blieb unbeweglich neben seinem Fuhrwerk stehen. Der andere rief ihm zu: „Warum hältst du an?" Aber der gab keine Antwort. Als der zweite ihn noch ein paarmal angerufen hatte, ohne eine Antwort zu bekommen, fuhr er vor. Nach kurzer Zeit kam sein Gefährte nach. Da fragte er ihn nochmals, warum er stehengeblieben wär. Da erwiderte der: „Du bist über einen Leichenzug gefahren. Ich sah ihn ganz deutlich und hielt darum; aber ich durfte kein Wort sprechen."

Hirt und Pferdeknecht

Der Pferdeknecht auf einem größeren Gehöft bei Wülfrath hatte eines Tages, es war um die Mittagszeit, das Pferd gefüttert und lehnte nachlässig an der Stalltüre. Da kam der Kuhhirte über den Hof, blieb aber plötzlich mitten auf dem Platze stehen, zog seine Mütze ab und schaute immerzu auf einen Punkt hin. Nach einer Weile setzte er seine Mütze wieder auf und ging seines Weges. Das war dem Pferdeknecht aufgefallen. Er rief ihn herbei und fragte ihn, was es denn da zu gucken gegeben hätte. Aber der Hirte wollte es nicht sagen. Als der Knecht mit allem Zureden nichts aus ihm herauskriegte, wurde er wütend, warf den Burschen zur Erde und schlug ihn, bis der ihm endlich den Willen tat und sagte, er habe an jener Stelle einen Leichenzug gesehen und wisse genau, daß ein Bekannter demnächst sterben werde. Nun wollte der Knecht auch den Namen von dem wissen; da wollte der Hirte wieder nicht mit heraus. Als ihm aber alles nichts half, sagte er, der Pferdeknecht wär es selber gewesen. Wirklich starb der Knecht nach kurzer Zeit.

Das Schnapsmaß

Eine Frau in Ückerath betrieb in ihrem Hause eine kleine Sonntagswirtschaft. Es war eine sehr nüchterne und besonnene Frau, wenn sie mal des Nachts aufwachte, erfaßte sie immer sogleich ganz klar alles, was um sie vorging. Die Schnapsmaße hatte sie immer sehr ordentlich an einem besonderen Gestell hängen, und darunter stand eine Wasserbütte. Eines Nachts, als sie schlief, fiel der Schoppen vom Riegel auf den Rand der Bütte und sprang dann auf die Erde. Die Wirtin hatte es ganz genau gehört, sie war davon wach geworden. Am anderen Morgen aber war trotzdem alles in bester Ordnung an dem Gestelle. Dar-

über machte sich die Frau viel Gedanken. Zwei bis drei Tage später starb in der Nachbarschaft eine entfernte Verwandte von ihr. Die Nachbarn der Verstorbenen besorgten das Ausleichen, wie es in der Gegend üblich ist. Dafür holte man ihnen bei der Wirtin einen Schoppen Schnaps. Und dabei fiel der Schoppen genau wie in jener Nacht von dem Gestell auf die Bütte und von der Bütte auf die Erde. Nun wußte die Wirtin, was das zu bedeuten gehabt hatte, es war ein Vorgesicht gewesen.

Schreinerlehrling

Der Schreiner O. war als Lehrling bei einem Meister in Wetten bei Kevelar. In der Nacht erwacht er und sieht die Frau des Meisters im Sarge liegen, von brennenden Kerzen umgeben. Er steht auf, und das Vorgesicht ist weg. In den drei folgenden Nächten aber sieht er es wieder. Er schreibt nach Hause, sein Vater möchte ihn doch wieder abholen, da er keine ruhige Nacht mehr habe. Er geht also nach Hause, wird aber von seinen Eltern und Geschwistern ausgelacht, die Frau wär ja ganz gesund und rüstig. Kaum ist er aber einen Monat zu Hause, kommt der Meister, er möchte doch wieder mitgehen, seine Frau sei gestorben; er geht wieder mit, und sieht, wie er hereintritt, die Frau so, wie er sie vor einem Monat im Vorgesicht gesehen hatte.

Der Alte am Fenster

Häufig sind es Menschen, die von Geburt an mit dieser unheimlichen Anlage behaftet sind, Sterbefälle vorauszuwissen. Ein alter Mann zu Schmetzes bei Rohleder m u ß t e immer des Nachts ans Fenster, das Vorgesicht der Leiche zu sehen, die vorbei kam, bis ihn einmal dabei seine beiden Stiefsöhne mit Gewalt auf die Erde legten und da festhielten, so furchtbar er auch stöhnte und sich wehrte. Seit der Zeit war er frei davon.

Besondere Nächte

Matthiasnacht

Besonders wer in der Matthiasnacht geboren wird (nach anderen nur, wer in dieser Nacht zwischen 12 und 1 Uhr geboren wird), der sieht vieles, was anderen verborgen ist, namentlich Geister, und in jeder Matthiasnacht treibt es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt auf den Kirchhof, da muß er die Toten des künftigen Jahres sehen. Ja, es heißt sogar an vielen Orten, wer in dieser Nacht geboren wird, muß alljährlich, wenn er ein bestimmtes Alter erreicht hat, in seiner Geburtsstunde auf den Kirchhof und Geisterpöhzen (die Geister aller im kommenden Jahre Sterbenden tragen). Vor langer Zeit wohnte ein solcher Mann in Obermaubach, der hatte eine auffallend blasse Gesichtsfarbe und sah immer traurig und niedergeschlagen aus. In Gymnich sagt man auch, wer in der Matthiasnacht geboren ist, muß mit dem Kreuz in der Hand in dieser Nacht durch das Dorf wandern und die Geister aller derer aussuchen, die

in dem Jahre noch sterben werden, die müssen ihm dann zum Kirchhof folgen, und er zeigt jedem die Stelle, an der er begraben wird. Man scheut solche Menschen und geht ihnen aus dem Wege, und wird jemand von einem solchen Geestekiker scharf angesehen, so fürchtet man, er stirbt bald.

Von den Geistern derer, die im kommenden Jahre sterben, meint man, daß sie in dieser Nacht ohne ihr Wissen auf dem Kirchhofe erscheinen und einen Umgang um die Kirche halten. Ein Mann, der es nicht glauben wollte, stellte sich in einer solchen Nacht hinter einem Baume des Kirchhofes auf, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Lange wartete er vergebens. Plötzlich hörte er lautes Beten wie von vielen Stimmen, und große Angst ergriff ihn. Wer der letzte in der Prozession sei, der solle, so glaubt man, zuerst sterben. In langem Zuge schritten die Teilnehmer der Prozession an ihm vorbei. Es waren immer Bekannte, noch lebende und bereits verstorbene. Alle wandten, wenn sie an ihm vorbeikamen, den Kopf auf die Seite und sahen ihn stumm an. Der letzte Teilnehmer war er selbst. Und wirklich war er der erste, der aus der Gemeinde starb.

Ein Mann in Dürscheid stand einmal an St. Matthias kurz vor Mitternacht vom Kartentische auf und ging zum Friedhof, da sah er unter den vielen umgehenden Geistern einen ohne Kopf; und wer das sieht, sagt man, muß noch in demselben Jahre sterben. Da ging er niedergeschlagen heim, und noch in dem Jahre kam er auch auf den Friedhof.

Fronsonntagskinder

In der Eifel heißt es: die Mitternachtsstunde vor den vier Fronsonntagen ist besonders heilig. Dann hält die ganze Pfarrgemeinde unter dem Geläut der Glocken feierlichen Umgang um die Kirche. Wer dabei fällt oder strauchelt, wird krank oder stirbt während des beginnenden Vierteljahres. Aber nur die, welche in jener Stunde geboren sind, die Fronsonntagskinder, wohnen leiblich und bewußt dieser Prozession bei und wissen daher auch, wann der Tod ihnen bevorsteht. Alle übrigen nehmen teil, ohne etwas davon zu wissen, nur ihre Gestalten gehen mit. In der Nacht vor dem Dreifaltigkeitstage können die Fronsonntagskinder am meisten erfahren.

Nach einer andern Überlieferung freilich wandeln sie im Schlaf und ist ihnen die Erinnerung an alles währenddessen Getane und Erlebte geschwunden, sobald sie erwacht sind. Im Schlafwandeln klettern sie auf die höchsten Bäume, ersteigen Mauern und können über Dächer und Firsten gehen. Aber man darf sie dabei nicht wecken, sonst erschrecken sie und verunglücken. Wer sie im Schlafe belauscht, kann ihre Geheimnisse erfahren. Sie sehen auch Geister und zukünftige und verborgene Dinge, und finden Schätze, können sie auch heben und Geister bannen.



Weissagung der Tiere

Ein Junker auf Haus Padenberg hatte erzählen hören, daß Tiere in der Silvesternacht um 12 Uhr sprechen könnten, und wenn man sie frage: „Wat göff et Neis?“ (was gibt's Neues), erhalte man Auskunft über das kommende Jahr. Er nahm sich also vor, dies zu versuchen. Die Silvesternacht verbrachte er schlaflos im Pferdestalle und wartete den zwölften Glockenschlag ab. Da stellte er an ein Tier rasch die Frage: „Watt göff et Neis?“ Kaum hat er die Worte gesprochen, kriegt er die Antwort: „Over dri Tag fahr ek dich na de Kirkhof,“ und am nächsten Tage lag er auf dem Totenbett.

Der Tod

Vorzeichen und Ahnungen

Die Pferde

Ein Bauer auf dem Hofe Alsbach bei Nümbrecht hatte einst ein Pferd, das war zuweilen ganz sonderbar. Wenn es angespannt war und über einen Weg kam, über den am folgenden Tage eine Leiche gefahren werden sollte, so war es kaum von der Stelle zu bringen. Es wurde dann ganz scheu und drängte hart an die Seite der Straße. Und einem Fuhrmann in der Gegend von Meißenbach geschah es eines Abends, daß sein Pferd, als er es in den Stall brachte, und als es eben die Schwelle überschritten hatte, ganz wild wurde, schnaubte und stampfte, und das war doch sonst nicht seine Art. Er konnte es lange nicht ruhig kriegen und an seinen Platz bringen. Am anderen Tage starb ein alter Mann in dem Orte, und der Knecht mußte mit eben jenem Pferde die Leiche fahren. Man könnte hier auch von einer Vorgeschichte sprechen, denn die Pferde, wie auch Hunde sind geistersichtig. In Delling sagt man, wenn sich ein Pferd schüttelt, so muß es am dritten Tag eine Leiche fahren. — Aber es soll nun hier nicht alles das aufgezählt werden, was es im Rheinlande an Todvorbedeutungen gibt, alle jene Sätze des Volksaberglaubens, die mit wenn anfangen und im Nachsatz einen Todesfall haben. Das liegt außerhalb des Gebietes der eigentlichen Sage, doch ist vieles davon in die Sage übergegangen, wie wir es z. B. bei der Erzählung von Kaiser Karls Tode sahen, und manchmal entstehen noch Sagen daraus.

Herbrand

In den Kriegsjahren 1914/18 war ein Junge aus dem Industriegebiet auf einem Bauernhofe bei Wissel in Pflege. Eines Abends, als er hinter dem Hause stand, sah er plötzlich, wie ein Feuerklumpen aus der Luft auf die Erde fiel. Andere Jungens, die bei ihm standen, sahen aber nichts. Er erzählte das sofort im Hause, und ein paar Tage später starb in dem Hause eine Frau. Diese Feuererscheinung nennt man dort Herbrand. — Vor vielen Jahren sah auch einmal jemand in Wissel von einem Hause

aus, wie ein Feuer aus der Luft fiel. Als er es nachher den anderen sagte, wurde man im Hause sehr unruhig, denn die Hausfrau sah der Niederkunft entgegen. Es starb aber bald danach der Großvater.

Der Junge mit dem Kranz

In der Jülicher Gegend sieht man es nicht gerne, wenn Jungen sich mit Blumenkränzen schmücken. Eines Tages sah eine Frau, wie ihr Sohn einem Kommunionmädchen den Myrtenkranz abnahm und ihn sich auf den Kopf setzte. Da schrie sie voll Angst: „Mein Sohn stirbt!" Und wirklich 14 Tage danach lag der Sohn auf dem Schof, das Haupt mit einem Myrtenkranze geschmückt. — Eine andere Frau stand fertig angezogen in ihrem besten Staat und wollte zu einem Feste gehen. Zufällig ging sie noch in ein Nebenzimmer und wollte etwas holen, was sie vergessen hatte. Da sah sie, wie sich ihr Junge einen Blumenkranz gemacht hatte und eben aufsetzte. Da schrie sie laut vor Schrecken, sank nieder und sagte: „Nun geh' ich nicht mehr zu dem Fest, denn ich weiß, er lebt nicht mehr lange," und bald danach verlor sie ihn auch. — Man sagte auch: „Wenn Kenge bronke gohnt, dann sterf eene," d. h. wenn sie prozessionsweise betend und singend auf der Straße einhergehen.

Das Kreuz in der Wäsche

Aus einem Moseldorfe wird mir berichtet: Die Bauersleute halten hier alljährlich im Spätfrühling große Wäsche. Die Wäschestücke werden vor dem Auswaschen einen Tag lang in der „Bauchbütte" mehrmals mit kochender Lauge überbrüht, damit sie ordentlich weiß werden. Dann wird die Wäsche mit Seife gerieben, um auf die Bleiche gebracht zu werden. Meine Mutter war eines Morgens mit dem Ausreiben der Wäsche beschäftigt, da fand sie in einem Leinenhemd des Vaters schwarze Flecken. Sie nahm Schmierseife und rieb die Stelle gründlich mit einer Waschbürste. Aber je mehr sie rieb, desto deutlicher traten die schwarzen Flecken hervor. Auf einmal durchfuhr sie ein Schreck; denn mitten auf der Brust des Hemdes war ein großes schwarzes Kreuz. Ein Kreuz hat immer eine schlimme Vorbedeutung. Fallen zum Beispiel zwei Strohhalme oder Hölzchen kreuzweise übereinander, so tritt ein Unglück ein; gewöhnlich stirbt jemand aus der nahen Verwandtschaft. Die Mutter legte nun das Hemd zurück in die Bauchbütte, um es mit frischer Lauge zu überbrühen. Als sie es nach einer Weile hervorzog, war nicht die geringste Spur von einem Kreuzmale zu sehen. Gegen Abend kam der Bruder meines Vaters aus Nonnrath und brachte die Nachricht vom Tode des Großvaters. Er war zur selben Stunde gestorben, als das Kreuz zum Vorschein gekommen war.

Von Todesahnungen im letzten Kriege hört man viel. Mancher weiß von Kameraden, die immer bestimmt sagten, sie würden nicht aus dem Kriege wiederkehren; es schien aber so, als sollten sie nicht recht behalten, sie überstanden ein Kriegsjahr nach dem andern, in den letzten Tagen aber fielen sie dann noch. — Auch werden Briefe als Belege für die Vorahnungen angeführt; ein Frontsoldat schreibt nach Hause, er glaubt, er werde die nächste Schlacht nicht überleben; er nimmt Abschied von den Seinen und verfügt über seinen Nachlaß. Am folgenden Tage fällt er.

Ein Feldgrauer erzählt

Es war in der Champagne. Das deutsche Schlagfeuer hatte die feindlichen Batterien zum Schweigen gebracht. Wir atmeten auf. Wir hatten nun fürs erste Ruhe. Nur ein Kamerad schien nicht erleichtert. Er saß in einem Grabenstück, zitterte, sah bleich aus und starrte vor sich hin. Sonst war er immer so forsch. Ich versuchte ihn aufzumuntern, aber er sagte, das hätte ja alles für ihn keinen Zweck, er würde doch heute noch fallen. Ich lachte laut darüber und ging. — Eine Stunde später ging er in einen sicheren Unterstand, in dem schon andere Kameraden waren, und legte sich zur Ruhe. Eine der ersten und wenigen Granaten, die der Feind an diesem Tag herüberschickte, flog durch den Eingang des Unterstandes und explodierte im Innern, der Kamerad, der seinen Tod vorhergesagt hatte, und alle anderen drin wurden zerschmettert.

Wir wurden von der Front abgelöst und in ein Dorf einquartiert, das weit zurück im äußersten Bereich des Artilleriefeuers lag. Ein Kamerad und ich suchten uns ein wohnliches Zimmer. Der Kamerad setzte sich an einen Tisch nieder und schrieb. Ich stand neben ihm, mit dem Kopf an die Wand gelehnt. Da kam plötzlich ein Angstgefühl über mich; ich sagte es auch dem Kameraden. Der lachte. Ich aber eilte aus dem Zimmer und wollte nach dem bombensicheren Keller gegenüber. Doch ich war kaum draußen, da riß ein Schrapnell eine Wand des Zimmers nieder und explodierte drinnen. Ich stürzte wieder in das Zimmer, da stand mein Kamerad, den übernervöse Zustände gegen die Eindrücke des Krieges unempfindlich gemacht hatten, unversehrt da, zeigte auf die Wand und sagte: „Sieh, genau dieselbe Stelle, wo du vor zwei Sekunden noch mit dem Kopf anlehntest.“ An der Stelle steckte eine dicke Schrapnellkugel.

Der schwarze und der weiße Rabe

Ein Mann zu Wisselhausen bei Schladern, der auf dem Krankenbette lag, sagte eines Tages zu seiner Frau, sie möchte ihn für einige Zeit allein lassen, er habe eine wichtige Rechnung abzuschließen. Da ging die Frau auf ein paar Stunden zu einer Nachbarin. Der Mann aber schloß

sich ein, damit er von niemand gestört würde. Als die Frau am Abend heimkam, sagte er ihr, nun wäre seine Rechnung abgeschlossen, ein schwarzer und ein weißer Rabe hätten vor ihm auf dem Tisch gesessen und hätten sich um seine Seele gestritten, zuletzt hätte der weiße Rabe gesiegt und nun wäre er sicher, in den Himmel zu kommen.

Die Frist

In Kerpen hatte eine Frau in hohem Alter das Unglück, sich ein Bein zu brechen. Als sie seitdem bettlägerig war, fragte sie immer wieder, ob nach dem Unglücksfall noch keine fünf Wochen vergangen seien. Und genau fünf Wochen nach dem Unfall starb sie.

Die letzte Stunde

Anmeldungen

Eine junge Frau, deren Mann im Felde stand, träumte, er sei lebendig begraben worden, sie hörte deutlich sein Wimmern aus dem Grabe, und als sie mit Hilfe des Totengräbers den Sarg öffnete, war der Mann schon tot. Einige Tage darauf erhielt sie vom Truppenteil die Nachricht, ihr Mann sei mit einigen Kameraden durch eine Granate verschüttet worden. — Eine andere Frau erzählte: „Ich betete jeden Abend mit meinen Kindern für meinen Mann, daß er aus dem Felde glücklich heimkehren möchte. Eines Abends, als wir am Beten waren, klopfte es an das Fenster. Kein Mensch war zu sehen. Ich erschrak und sah nach der Uhr; es war mir so bange, es war wie eine Ahnung, mein Mann habe seinen Tod angemeldet. Zwei Tage darauf erfuhr ich vom Feldwebel seiner Kompagnie, daß er gefallen sei, es war um die Stunde geschehen, in der das Pochen am Fenster zu hören war."

In Lüttringhausen war eine Frau, von der sagten die Leute auch, die könnte Geister sehen. Ihre Tochter, die in Mainz verheiratet war, wußte wohl, daß man das von ihrer Mutter glaubte, aber sie lachte immer darüber. Eines Morgens steht sie in ihrer Küche am Herd, da geht die Tür auf, eine Gestalt kommt herein, es ist ihre Mutter, sie setzt sich auf den Lehnstuhl am Ofen und sieht die Tochter groß und ernst an; dann geht sie lautlos wieder fort. Die Tochter war so entsetzt, daß sie kein Wort hervorbringen konnte. Nach einer Stunde kam ein Telegramm, daß die Mutter soeben gestorben sei, und später hörte sie, daß sie kurz vor dem Tode noch sehr nach ihr verlangt habe.

Ähnlich erzählte ein Lehrer in Trier: Mein Urgroßvater mütterlicherseits war als Soldat eines Tages — ich glaube, es war in Luxemburg — auf Wache gezogen. Als er nun mit seinen Kameraden in der Wachtstube saß und sich was erzählte, trat auf einmal zur Türe herein ein kleines Frauchen in weißem Kleide. Sie sprach kein Wort und schaute ihn immer-



zu an. Da verstummte er auf einmal und wurde schlohweiß im Gesicht; die Frau war seine Mutter. Ohnmächtig brach er zusammen, und als er wieder zu sich kam, stand die Mutter immer noch da, aber plötzlich war sie verschwunden. Keiner von den Kameraden hatte etwas gesehen. Er bekam Urlaub, und als er nach Hause kam, lag die Mutter auf dem Schof. Sie war um dieselbe Zeit gestorben, als sie sich angemeldet hatte.

Der Hund

Mein Großvater mütterlicherseits, berichtet derselbe Gewährsmann, war an Brustkrebs erkrankt und brachte die letzten acht Tage seines Lebens in unserem Hause zu. Gegen 3 Uhr früh starb er. Am Abende vorher brach unser Hund, der den ganzen Tag über traurig hinter dem Ofen gelegen hatte, in ein erbärmliches Geheul aus. Es war nicht, wie sie es bei einer Musik oder beim Glockenläuten machen, es war ein schmerzliches Winseln und Wimmern, wie wenn ein Mensch aufschluchzt. Wir jagten ihn aus der Stube, aber draußen heulte er immer noch so. „Laßt ihn!“ sagte mein Vater, „er kündet den Tod an!“

Das Feuer

In Elberfeld war einmal in einem Hause ein Kind schwer krank. Da quälte sich morgens die Mutter vergeblich damit ab, das Feuer wieder anzumachen, um dem Kinde etwas zu kochen. Als alle Mühe umsonst war, lief sie zu einer Nachbarin und bat sie, daß sie es auf ihrem Herde machen dürfte, und die erlaubte es auch gerne. Als aber die Mutter wieder zu ihrem Kinde kam, war es tot, und da brannte das Herdfeuer gleich wieder.

Der Kampf zwischen dem Guten und Bösen

In dem Augenblick, wo jemand verscheidet, gibt es einen Kampf zwischen dem Guten und dem Bösen, zwischen Gott und dem Teufel. Dieser Glaube herrschte namentlich noch in Dönberg. Ein alter Mann zu Kattenbruch im Dönberg, der auf seinem Sterbebette lag, sandte seinen erwachsenen Sohn zu einem reformierten Geistlichen nach Elberfeld, und er sollte eilen, soviel er könnte. Der Pfarrer begab sich auch sofort mit dem Burschen auf den Weg. Als sie nahe zum Hause gekommen waren, blieb der junge Mann plötzlich stehen und starrte einige Zeit sprachlos in die Luft. Als der Pfarrer fragte, was er dort sehe, erwiderte er, dort habe er einen Kampf, ein gewaltiges Ringen zwischen Wesen gesehen, die er nicht beschreiben könnte. Da sagte der Pfarrer: „Das geschieht jedesmal, wenn ein Mensch stirbt.“ Als sie einige Minuten später ins Haus traten, hatte der Alte ausgekämpft. Sein Tod war in demselben Augenblicke eingetreten, als sein Sohn den Kampf in der Luft gesehen hatte.

Wahrsagen des Sterbenden

Nicht weit von dem Talsperrsee bei Remscheid steht im Gestrüpp ein altes morsches Steinkreuz. In der Nähe zieht die alte Kölnische Straße vorüber. Von diesem Kreuze erzählt man, daß an der Stelle vorzeiten

einmal ein Bote erschlagen und ausgeraubt wurde. Ehe er starb, rief er seinen Mördern zu: „Der Himmel werde es rächen durch die Vögel, die gerade über sie hinflogen." Die Mörder zogen dann nach dem Born und kehrten dort in einem Wirtshause ein. Hier bestellten sie sich das Beste, was zu haben wäre, und bald stand eine Schüssel mit Kramtsvögeln vor ihnen. Da sagte der eine: „Die werden uns sicher nicht verraten!" Aber der Wirt hatte es gehört, er schickte zum Gericht, und bald saßen die beiden im Kerker.

Der Leichnam

Wenn eine Leiche nicht erstarrt, so glaubte man früher, der Tote holte noch andere von der Familie mit sich in den Tod nach. So lag einmal im Lucherberg in einem Hause die Leiche einer Tochter mehr wie schlafend als tot auf dem Schof. Ihr Körper fühlte sich weich an und war auch selbst dann noch nicht erstarrt, als man sie in den Sarg legte. Darüber waren die Angehörigen alle in großer Furcht und dachten, wer nun wohl noch der Toten ins Grab folgen müsse. Und was man befürchtete, trat auch bald ein, ein Sohn des Hauses starb.

Nicht erstarrt, zieht andere nach

Ich war ein Knirps von etwa fünf Jahren, so erzählte ein Mehringer, da starb in unserer Nachbarschaft ein Schuljunge, den ich gut kannte. Auf dem Lande ist es Sitte, daß die Kinder die Leiche des toten Freundes segnen (mit Weihwasser besprengen). Auch ich ging mit meinen Brüdern hin. Der Tote lag da mit lächelndem Gesicht und hatte die Augen halb auf, als ob er noch lebe. Ich fragte meinen Bruder: „Warum lacht denn der Peter?" Mein Bruder wußte mir keinen Bescheid zu geben, aber eine Frau, die im Sterbezimmer war, sagte: „Ja, Junge, das bedeutet nichts Gutes. Er winkt einem aus dem Hause!" Ich verstand nicht, was sie meinte, aber später hörte ich, wenn der Tote ein Lächeln auf dem Gesicht habe, das zeige an, daß bald noch jemand aus der Familie ihm nachfolgen werde. Tatsächlich starben bald darauf die Mutter des Jungen und ein kleines Brüderchen.

Der lächelnde Tote

Einer Mutter starb ihr Kind und wurde begraben, da gedieh auf dem kleinen Hügel keine Blume, kein Gras wollte dort wachsen. Das tote Kind aber streckte seine Hand aus dem Grabe empor, und sooft auch die Mutter den kleinen Leichnam tiefer eingrub, die Hand kehrte immer wieder. Als sie es zum dritten Male begrub, verschloß sie das Grab mit schweren Steinen. Aber plötzlich spaltete sich der schwere Grabstein, wieder kam der Arm hervor und eine Stimme rief: „Mutter, erbarme dich meiner, und schlage mir mit Ruten die Hand, weil ich sie so oft im Leben gegen dich erhoben habe; dann erst habe ich Ruhe im Grabe." Da ging

Die Kindeshand aus dem Grabe

die Mutter mit zerrissenem Herzen zu einer Birke, brach eine Rute und schlug die Hand, und ihre Tränen strömten auf das Grab. Am Abend aber legte man die Mutter zu dem toten Kinde unter den geborstenen Stein; der Schmerz hatte ihr das Herz gebrochen.

Der Meineidige

Auf Ullendahl bei Elberfeld arbeitete einst ein Tagelöhner aus Neviges, der fluchte den ganzen Tag; aber niemals ließ er sich zu einem Schwur hinreißen. Ein alter Mann stellte einmal ihn zur Rede wegen seines gottesjämmerlichen Fluchens und bat ihn, er möchte doch das lassen. Da erzählte der Tagelöhner, ja fluchen, das täte er, aber schwören nicht, denn das sei allerdings eine schwere Sünde. Vor mehreren Jahren habe er am Gericht in Neviges einen Mann schwören sehen, es sei aber ein Meineid gewesen; der Mann sei bald darauf gestorben. Nach längerer Zeit habe man das Grab geöffnet, da habe der noch unverwest im Grabe gelegen, und Wolle sei über ihn gewachsen.

Ein Jude in Wülfrath (Kr. Mettmann), der mit seinem Nachbarn wegen einer Wiese prozessierte, mußte seine Aussage beschwören. Bald danach starb er, da wuchsen die drei Schwurfinger aus dem Grab, denn er hatte falsch geschworen.

Der Gang auf den Friedhof

Eines Abends saßen in Birkenfeld in einem Wirtshause etliche beieinander, da behauptete einer, es getraue sich keiner nachts um 12 Uhr auf den Kirchhof an ein gewisses Grab zu gehen und dort einen Nagel einzuschlagen. Der Hirte, der dabei saß, sagte, er werde es doch tun und ging fort. Er trug aber einen Rock mit langen Schößen. — Er kam nicht wieder. Am andern Morgen fand man ihn tot auf dem Grabe.

Er hatte den Nagel eingeschlagen, aber einen der Rockschöße mitgefaßt. Wie er dann fort wollte, konnte er nicht mehr und glaubte, der Tote halte ihn fest. Da war er so entsetzt, daß ihn der Schlag rührte.

Gespenster und Geister

Bei dem Gute Kaldenhofen (in der Nähe von Wissel im Kr. Cleve), da wo der Fußweg vom Dorfe her die Landstraße erreicht, neben dem Tore liegt ein Teich, von Pappeln umstanden. Da ist einmal der Pastor nachts, als er von Honnepel zurückkam, vorbeigefahren. Plötzlich bleibt das Pferd stehen, zittert und schnaubt, und ist durchaus nicht weiterzubringen. Da sagt der Pastor zum Fuhrmann, er wüßte schon, was es wär; steigt ab, geht um den Wagen herum und macht das Kreuzeszeichen, da wird das Pferd ruhig und zieht wieder an. Wenn ihm wieder so etwas passierte, sagte der Pfarrer zu dem Fuhrmann, dann sollte er nur mit der Schweppe (Peitsche) das Kreuz machen. — Der Pfarrer

hat gewußt, was das da an dem Teiche war; ob es auch der Fuhrmann wußte? Die Leute wissen sehr oft nicht, was es eigentlich gewesen ist, wenn sie es mit einem Spuk zu tun bekommen, wollen es auch gar nicht näher untersuchen und sind froh, wenn es vorbei ist oder sie vorbei sind. — Oberhalb Hurst bei Schladern an der Sieg liegt mitten zwischen den Feldern ein buschiger Platz. Die Leute sagen „im Gebück". Viele haben im Gebück schon dies und jenes gesehen. Mehr als einmal soll da z. B. ein unheimliches Pferd sich herumgetrieben haben, das ganz schimmlig war. Einmal kamen zwei Bauern mit einem Karren da vorbei. Ein Ochse zog den Karren, der andere war hinten angebunden, und einer von den Männern führte den vorderen Ochsen, der andere lag auf dem Karren. Da stürzte mit einmal der hintere Ochse mit dem Kopf unter das Fuhrwerk, und dann wollte er sich losreißen. Als die beiden Bauern sich nach allen Seiten umsahen, entdeckten sie zuletzt einen großen schwarzen Hund, der strich querfeldein dahin. Da warf einer mit großen Felssteinen nach ihm, und nun konnten sie eine Weile ungestört weiterfahren. Als sie aber an den Wald kamen, sahen sie eine große Walze, die drückte die Bäume nieder, als wären es nur Getreidehalme. Dann richteten sich die Bäume wieder auf. Das ging so weiter bis zu dem Siefen, der hinter dem Walde liegt. — Auf dem Schemmannsfeld an der Grenze Frintrop-Oberhausen, hat ein Mädchen, das zur Arbeit ging, im Winter 1916 war es, frühmorgens mehrmals im Felde einen weißen Fleck gesehen, der kam immer näher, war wie ein weißer Mensch, ging immer neben ihm her, es konnte ihn gar nicht loswerden. Nur wenn eine Mannsperson kam, dann war es weg. — So ist es oft, einem ist an einer unheimlichen Stelle was aufgehockt, ein anderer bekam Ohrfeigen von einer unsichtbaren Hand am Kreuzweg; der sah einen Schatten, jener weiße Gestalten, wieder ein anderer einen ohne Kopf oder ein gespenstisches Tier, und wer das erlebt hat und davon erzählt, weiß oft nichts weiter, als daß es sehr zum Fürchten war, zuweilen auch nicht einmal mehr das. Solche Gespenster sind immer dagewesen, von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben, alte Erbstücke, deren Ursprung man häufig nicht mehr weiß, so alt sind sie. Sie dienen oft nur noch als Kinderschreck: „Warte, der Bömann kommt, der spuckt Feuer und haspelt Därme." — „Der Bullemann," oder: „Der Bullekähl," oder: „Der Stüpper krigt di." — Und wenn sie's nicht glauben, setzt man hinzu: „Dä Olde ös dot, un dä Junge hät noch keen Been." Damit sie beizeiten nach Hause kommen, macht man sie vor der Nahts-Uhl oder dem Nachtsraben bange. Auch der Dorfmöppel oder Dorfmops, mit glühenden Telleraugen, und das

Dorftiere und Stadtgespenster

Zöbbelsdeer (großes zottiges Tier) werden zu dem Zwecke aufgeboten, manchmal heißt es auch einfach: et Deer. Denn diese Dorf- und Stadtgespenster können, wie mancher andrere Spuk, die Gestalt wechseln. Das Bahkauf in Aachen kann sich groß und klein machen und erscheint nicht bloß als ein zottiges Kalb, es bellt wie ein Hund, dann wieder ist es wie eine große Katze. Wer Kurasch' hat, darf es striehlen, wenn man aber Angst hat, verdreht es die Augen, kriegt Hörner, größer wie ein Ochs, rasselt mit Ketten, speit Feuer, springt einem auf den Nacken, und wer sich wehrt, dem bricht es das Genick. Hat sich's eine Zeit tragen lassen, so springt es endlich mit Gestank wieder ab. Es ist aber nun schon wieder eine Zeit darüber vergangen, seit das erzählt wurde, und vielleicht ist das Bahkauf inzwischen auch so harmlos geworden wie der Rictiovarus, von dem schon die Trierer Sage berichtete. Das Koblenzer Muhkalb macht sich, wie es scheint, nur noch mit Wirtshäuslern und Nachtschwärmern zu schaffen. In alten Zeiten hat man diese Stadtgespenster ernster genommen; wenn der Siegburger Stadthund sich zeigte, so bedeutete das immer, daß ein großes Unglück bevorstand. In der Stadtrechnung von 1493 ist zu lesen: „Item dae man den stedehond gesain, die wacht vermehrt uff der muiren an der holtzportzen, und inen an wyn geliebert III Quart, facit XII albus."

Wesen und Ursprung

Manchmal zeigt schon der Ort, wo solcher Spuk haust, etwas von seinem Wesen und Ursprung an. Bei Metternich (Kreis Euskirchen) geht in der Gegend, wo ehemals der Galgen gestanden hat, der „Uhrschmann" um, von 1—2 am Tage und in der Nacht. Noch heute sputet sich mancher, der die „Uhrschmau" (so heißt die Gemarkung nach dem Mann) zu durchwandern hat, daß er vor 1 Uhr da durch ist. Ein Metternicher hat einmal nachts Glockenschlag ein Uhr den Uhrschmann herausgefordert und beschimpft, da spürt' er plötzlich einen festen Schlag im Nacken, verlor die Besinnung und kam erst gegen zwei im Graben am Wege wieder auf die Beine.

Und es gibt auch unter den alten Leuten noch welche, die Bescheid wissen und einem sagen können, was es mit solchem Spuk für eine Bewandtnis hat. Der Hund, der da nachts umgeht, bald hier, bald da erscheint, eine Zeitlang auch Jahre lang verschwindet, der manchmal drei glühende Ketten dreimal um seinen Hals geschlungen trägt, das ist ein Mensch, der zur Strafe für seine Sünden in die Gestalt verwandelt ist. Das Zöbbelsdier in Kirchberg (im Kreise Jülich) ist der dolle Jan, ein schlechter Mensch, dem man schon bei Lebzeiten aus dem Wege ging und nachsagte, er habe den Leuten allen möglichen Schaden getan, z. B. das

Getreide in der Blüte gemäht. Der dreibeinige Hase, der sich im Holz nahe beim Acker herumtrieb, die Alten erzählen noch davon, oft hat er die Bauern bei der Feldarbeit gestört, sich vor die Ochsen am Pflug gelegt, daß man abspannen mußte — das soll ein Toter sein, der keine Ruhe hat. Der Stüpp, der sich an manchen Orten im Jülicher Lande herumtreibt, etwas ähnliches wie das Jöbbelsdier, soll eine ruhelose Seele sein, die gerne abgefragt werden will, um Erlösung zu finden.

Hermann Kaspar Schneider, der Türmer von St. Stephan in Mainz, der auch in solchen Dingen Bescheid wußte, erzählte mal: Ich wohnte bei einem Vetter, der war auf einen Fronsonntag geboren. Diese Leute haben die Eigenschaft, Geister zu sehen, das war der Fall bei diesem Mann. Wo es in einem Hause nicht sicher war, da merkte er es gleich. Dabei war er aber nicht furchtsam, Geister zu sehen war ihm so gleichgültig als der Umgang mit Menschen. Seine Frau und Kinder hatten nur Kreuz mit ihm. Abends mußten sie ihn suchen, er wußte sich immer fortzuschleichen. Da fand man ihn auf dem Emmerans-, Ignaz- oder Armenfriedhof auf einem Grabe knien und beten, bei der schlechtesten Witterung. Nach seiner Aussage kamen die Seelen der verstorbenen Menschen zu ihm, mit diesen mußte er auf ihren Gräbern da mehrere Stunden beten bei Wind, Regen und Schnee.

Einigemal wurde er zu Emmeran, da die Türen auf dem Kirchhof zugeschlossen wurden, ehe er mit dem Beten fertig war, eingeschlossen. Auf gewissen Tägen (so sagt' er) war um Mitternacht die Kirche aufgeschlossen, der Kirchhof voll Lichter, Menschen, welche sich in der Kirche sammelten. Es wurde Gottesdienst gehalten, dem er beiwohnte. Da sah er Menschen in den ältesten Trachten, auch vor kurzem verstorbene.

Eine Frau in Elberfeld, die am früheren katholischen Friedhof wohnte (an der oberen Friedrichschulstraße), sah an einem Winterabend, wie da nackte Kinder immer auf und nieder sprangen und sich zärtlich dabei umschlungen hielten. Sie bekam einen Todesschrecken und rief ihre Nachbarin, die sah aber nichts. So hat man auch auf dem Friedhof Engelbend zu Aachen jedesmal in der Allerseelennacht die zwei Kinder, die zuerst dort begraben sind, aus ihren Gräbern aufstehen und dann von zwölf bis eins mit allen übrigen Kindern, die da schliefen, einen lustigen Reigen tanzen und dazu fröhliche Lieder singen hören. Nach diesen Kindern ist der Friedhof auch Engelbend genannt worden.

Die Mutter

Die nach dem Tode wiederkommen, sind eben nicht immer nur solche, die Böses getan haben. So hat der alte Stephanstürmer in Mainz unter anderm erzählt: Wo wir wohnten, wohnten auch ein paar junge Eheleute. Die Frau starb im Kindbett, das Kind blieb leben. Meinem Vetter seine Frau nahm dieses Kind gegen eine Belohnung zu sich. Um die Mitternachtsstunde kam die verstorbene Frau in ihrem Totenkleid ins Zimmer, nahm das Kind aus der Wiege, herzte es, legte es an ihre Brust, als wollte sie ihm zu trinken geben, legte es dann wieder in die Wiege und ging fort. Das zu verhindern, nahmen sie das Kind zu sich ins Bett, blieben munter, aber das half nichts. Wenn die Verstorbene kam, konnte die Frau des Schlafs sich nicht erwehren, und er konnte, solange die Verstorbene da war, kein Glied regen.

Eine Bauersfrau bei Dünenbusch, die schon lange kränkelte, machte sich viel Sorge, weil ihr Mann immer so hart gegen das eine Kind, das Mädchen, war. Eines Tages rief sie ihre Schwester ans Krankenbett und ließ sich von ihr in die Hand versprechen, wenn sie gestorben wär, daß die Schwester dann für das Mädchen sorgen wollte. Die Schwester hat ihr das auch versprochen, und bald danach starb die Bäuerin. Einige Zeit später arbeitete ein Mann auf dem Hofe am hellen Tage vor der Stalltür, und die Schwester der Verstorbenen stand nicht weit davon. Plötzlich blickte sie starr nach der Tür, die halb offen stand, und rief dem Mann zu, er sollte doch auch hinsehen. Der sah aber nichts. Das Mädchen sagte, in der Tür wäre ein Gesicht erschienen, das wäre ihre tote Schwester gewesen, die hätte immerzu nach ihr geguckt, sie hätte es ganz genau gesehen, aber nur den Kopf. Noch an demselben Tage sprach sie mit ihrem Schwager, der oft sehr böse zu dem Kind gewesen war, und sagte ihm, was sie der Toten hätte versprechen müssen und wie die ihr heute am hellen Tage erschienen wäre. Da versprach der Bauer, von nun an sollte das Kind es gut bei ihm haben, und hat es auch gehalten, und seitdem hat sich die Verstorbene auf dem Hofe nicht mehr gezeigt.

Ein Erlebnis aus dem Weltkriege, das ein Rheinländer erzählte, darf hier wohl eingeschaltet werden:

Meine Eltern habe ich früh verloren. An meine Mutter hatte ich im späteren Leben nur zwei Erinnerungen, aber auch nur undeutlich. Das eine Mal: die Mutter am Herd, das andere Mal: die Mutter auf der Gartenbank.

Nun hatte ich während der Kämpfe in Galizien Befehl bekommen, einen gefährdeten Teil unserer Stellung zu besetzen. Zehn Tage waren

wir im Graben, der Feind hielt uns unter ständigem Maschinengewehrfeuer, die Essenträger und Ordonnanzen, die des Abends aus dem Graben nach rückwärts gehen mußten, waren immer in der größten Gefahr, und viele sind auch gefallen. — Endlich kam die Ablösung. Ich zog mich mit meinen Leuten rückwärts durch das unheilvolle Gelände zum Sammelplatze hin. Eine Viertelstunde noch Gefahr. Die Geschosse pfiffen. Sollte es noch einen von uns treffen? „Hier ist N. verwundet worden, hier H. gefallen — dort liegen die toten Pferde ...," sagten meine Leute. — Da kam mir mit einem Male eine Erinnerung aus frühester Jugend, zum Greifen klar und lebendig, und versetzte mich in eine nie gekannte feierliche Stimmung: Unsere Mutter war lange krank und ans Haus gefesselt gewesen. Wir Kinder begleiteten sie zum ersten Male wieder auf einem Spaziergange. Der Feldweg war schmal und führte den Hügel hinan. Die Ähren standen hoch. Langsam schritt die Mutter daher, und voll Freude erzählten wir Kinder, wie wir dort während ihrer Krankheit Blumen gepflückt und gespielt hatten. — Nie ist mir meine Mutter so nahe gewesen wie in diesem Augenblick.

Die Frau und ihr Vorkind

Auf dem Hause Lützeler starb eine Frau; die hatte immer mit ihrem Manne in Streit gelebt, weil der ein „Vorkind" seiner Frau mit erziehen mußte. Als sie zum Sterben kam, wurde der inzwischen erwachsene Sohn, der in Aachen lebte, davon benachrichtigt, und er eilte an das Sterbelager der Mutter. Die aber verleugnete ihn und sagte: „Ich kenne dich nicht." Empört darüber sprach der Sohn: „Wenn du mich nicht kennen willst, so wünschte ich, daß Gott dich nicht in der Ewigkeit kenne." Damit drehte er der Mutter den Rücken und ging weg. Nach dem Tode hieß es: „Die weiße Frau geht in Lützeler um." Das war der Geist der Verstorbenen, die im Grabe keine Ruhe fand; so war das Urteil der Leute. Der Geist spukte so in dem Hause herum, daß schließlich alle Dienstleute entliefen und der noch überlebende Sohn lange Zeit allein in dem Hause zubringen mußte. Unter dem neuen Käufer hörte der Spuk auf.

Die Erbteilung

Bei Lüttringhausen starb einmal eine Frau, die erschien in der ersten Nacht nach dem Begräbnis um Mitternacht in weißem Kleide den Hinterbliebenen. Sie waren so erschrocken, daß sie keine Frage zu tun, ja kaum zu atmen wagten. Da wandte sich die Gestalt mit einem tiefen Seufzer zur Türe und verschwand. Am nächsten Morgen sagten es die Leute dem Pfarrer und der hat die nächste Mitternachtsstunde mit ihnen abgewartet. Da kam die Tote wieder wie das erstemal, und als man sie nun fragte, da sagte sie, sie habe dem und dem Kinde zuviel von der Erb-



schaft zukommen lassen, anderen dagegen zu wenig, darum habe sie keine Ruhe, es müsse noch einmal und gerecht geteilt werden. Man versprach alles, da verschwand sie und hat sich nicht wieder gezeigt.

Der Alte

Auch die Sorge um Haus und Hof läßt manchen nicht zur Ruhe kommen. Auf dem Lukashof in Keppeln (Kr. Kleve) soll der alte Bauer umgehen und auf alle Arbeiten aufpassen. Dem Pferdeknecht, wenn der das Futter nicht ordentlich aufschüttete, soll er schon ein paarmal eine Ohrfeige gegeben haben. — Aus so einem toten Hausvater könnte am ersten wieder der Hausgeist, der Kobold der alten Sage werden!

Es ist allgemeiner Glaube (so wird u. a. aus dem Kreise Euskirchen berichtet und es gilt wohl für die meisten Gegenden), daß Tote wiederkehren und sich durch irgendetwas bemerkbar machen, an die Tür klopfen oder sie öffnen, ans Fenster klopfen usw., auch als Geist erscheinen, wenn sie noch einen Wunsch haben oder ein Vorhaben nicht ausführen konnten. Man erfüllt dann diesen Wunsch oder führt die Sache aus. Wenn man keinen Grund für ihr Erscheinen weiß, läßt man Messen lesen.

Die unausgeführte Wallfahrt

Einem Mädchen in Mündelheim erschien immer, wenn es die Kühe melken mußte, seine Großmutter. Zuletzt wollte es gar nicht mehr in den Stall. Man meldete es dem Pfarrer, und der kam am Abend mit, als das Mädchen wieder molk. Auf einmal kam es ganz blaß vor Schrecken zu ihm: „Sie ist da." Der Pfarrer bedeutete ihm, es solle sagen: „Alle guten Geister loben Gott." In der Angst sagte das Mädchen aber: „Alle guten Geister gehen fort." — „Ich nicht," antwortete der Geist. Alle erschraken. Der Pfarrer erholte sich zuerst und brachte das Mädchen dazu, den Spruch richtig zu sprechen. Da tönte es zurück: „Ich auch." Nun sagte der Pfarrer zu dem Mädchen, es sollte weiter fragen: „Was ist dein Begehr?" Das Mädchen tat die Frage: „Ich hatte eine Wallfahrt nach Kevelaer gelobt und komme bei ihm nicht eher zu Gnade, bis ihr dies Gelübde für mich erfüllt habt." Das geschah, und seitdem kam die Großmutter nicht mehr. — Hier hat nur das Mädchen den Geist gesehen, und so wird wiederholt in ähnlichen Sagen erzählt. Das Kind sagt: „Der Vater ist hier," die Mutter aber sieht nichts, und das Kind muß dann den Toten nach seinem Begehr fragen.

Einem Handwerker in Langerwehe war seine junge Frau gestorben. Nicht lange danach stand die Tote plötzlich in der Werkstatt neben dem Lehrling und schaute ihm zu. Der ging zum Meister und sagte es ihm. Und als sie am anderen Tage wieder erschien, da faßte er sich ein Herz

und sprach, wie der Meister ihm geheißen: „Bist du von Gott?" Sie antwortete: „Ja!" „Was begehrst du denn?" Da sagte sie: „Ich habe vor meiner Niederkunft gelobt, eine Wallfahrt nach Kevelaer zu machen und dort eine heilige Messe lesen zu lassen. Mein Gelübde habe ich nicht mehr halten können und kann deshalb nicht zur Ruhe kommen." Da versprach er, das Gelübde für sie zu erfüllen, und sogleich war sie wieder fort. Nach einiger Zeit wallfahrtete er auch nach Kevelear, und zwar bei Wasser und Brot. Unterwegs schwitzte er derart, daß es seinem Begleiter auffiel und der ihn fragte. Da klagte er, es käme ihm vor, als ob er eine schwere Last trüge, er sehe aber nichts. Und als er nun noch hinzufügte, daß er diese Wallfahrt für eine Tote mache, da sagte sein Begleiter: „Dann weiß ich es, du mußt den Geist der Toten tragen. Sage nur die Worte: „Wer mit mir gehen will, der geht voraus!" Er tat es und war auf einmal von seiner schweren Last befreit. Als er in Kevelaer beichtete, sagte ihm der Pater, er solle sein weißes Taschentuch auf die Kommunionbank legen, damit ihm die Tote ein Zeichen gebe, daß sie erlöst sei. Als der Priester bei der heiligen Handlung die Hostie in die Höhe hob, tat es plötzlich einen starken Schlag gegen die Bank, und auf dem weißen Tuche sah man den Abdruck einer Hand wie hineingebrannt. Der junge Mensch wurde ohnmächtig, und man trug ihn hinaus. Der Abdruck der Hand ging nicht wieder aus dem Tuch heraus, und viele wanderten nach Langerwehe, um es zu sehen, so daß der Pfarrer es endlich an sich nahm, um dem Aufsehen ein Ende zu machen.

Als ein Bergmann aus Weisweiler eines Tages im Bergwerk von einer Stelle ein Brett weghob, stand sein toter Bruder vor ihm, sah ihn mit langem Blicke an und war dann wieder fort. Der war ein Fuhrmann gewesen und kurz vorher verunglückt. Danach erschien er ihm noch mehrmals, und der Pfarrer sagte dem Bergmann in der Beichte auch, er müsse die arme Seele abfragen. Eines Tages, als er mit einem schweren Bündel Heu vom Boden herunterstieg, sah er den toten Bruder auf der untersten Leitersprosse stehen. Da tat er, wie der Beichtvater ihm geheißen; es war wieder eine Wallfahrt nach Kevelaer, um derentwillen der Tote keine Ruhe fand, und auf dem Sterbebette hatte er's nicht mehr sagen können. „Wenn du wüßtest," sagte er dann noch, „wie viele Seelen so wie ich zwischen Himmel und Erde schweben und nicht zur Ruhe kommen, so wärest du bange, am hellen Tage herauszugehen." Der Bergmann hat den Wunsch des Toten erfüllt; der ist ihm danach noch einmal erschienen und hat ihm gedankt, und der Überlebende ist ihm bald im Tode nachgefolgt.

Die Nachricht aus dem Jenseits

Auch im Rheinland erzählt man die Sage von den beiden Freunden, die miteinander abmachten, wer zuerst stürbe, der sollte dem andern Bescheid geben, wie es ihm im Jenseits erginge. Das hat auch einmal ein Pfarrer aus Lucherberg mit einem befreundeten Amtsbruder verabredet, und der Freund starb zuerst. Am ersten Abend nach dem Begräbnisse, als sich der Pfarrer eben zur Ruhe gelegt hatte, wurde es ihm so, er konnte gar nicht sagen wie, zumute. Da stand der Tote an seinem Bett. Als er ihn fragte: „Bruder, wie geht es dir?" antwortete der: „Schlecht!" Da ließ der Pfarrer fleißig Messen für ihn lesen und beten, und als der Verstorbene nach einiger Zeit zum zweiten Male an seinem Bette stand und er ihn wieder fragte, da antwortete der Tote: „Besser!" Darauf setzten der Pfarrer und seine Freunde das Messelesen und Beten ebenso eifrig fort, und wie nun der Verstorbene zum dritten Male erschien, da hörte der Pfarrer auf seine Frage die Antwort: „Gut!" und seitdem ist der Verstorbene nicht mehr wiedergekommen.

Versäumte Messe

Im Xantener Dom ist einmal abends ein reisender Handwerksbursch überm Gebet eingeschlafen und mit eingeschlossen. Endlich wachte er auf und sah, was mit ihm geschehen war. Da zog er seinen Rosenkranz hervor und fing an zu beten. Als es zwölf schlägt, kommt hinter dem Altar ein Priester in vollem Ornat hervor, um die Messe zu lesen. Er findet aber keinen Diener, es brennt auch keine Kerze, da geht er mit einem Seufzer in die Sakristei zurück. Am Morgen erzählte der Bursche das dem Küster und dem Domgeistlichen, und den folgenden Abend gingen alle drei in die Kirche. Und als um zwölf der Geist wieder erschien, zündete der Küster auf Geheiß des Domgeistlichen die Kerzen an, und der Handwerksbursche ging zum Altar, die Messe zu dienen. Als sie gelesen war, begleitete er den Priester mit in die Sakristei, und hier sagte der: „Ich habe einmal bei meinen Lebzeiten das Geld für eine Messe genommen, die Messe aber nicht gelesen. Deshalb muß ich schon 12 Jahre lang jede Nacht zum Altar, um die Messe zu lesen; endlich habe ich es tun können und bin jetzt bei Gott zu Gnaden gekommen."

Ein anderer Geistlicher versäumte vor dreißig, vierzig Jahren, wie man auf der Eifel in der Adenauer Gegend erzählt, auf der Fuchsjagd die Messe; nach seinem Tode soll er öfters von Leuten in der Pützfelder Kapelle am Altar gesehen worden sein, bis ihm einst zwei Amtsbrüder, die davon gehört hatten, die Messe dienten.

Der Versehgang

In einem Moseldorfe erzählt man: Eine Frau aus dem Oberdorfe kam eines Abends spät von Verwandten. Die Leute waren bereits alle zur Ruhe gegangen, und nirgends war Licht zu sehen. Als sie in die Nähe

des Brunnens im Oberdorfe kam, hörte sie aus einer Seitengasse das Versehglöckchen. Die Frau hielt ihre Schritte an und wollte sehen, in welches Haus der Priester gehe. Aber er glitt an ihr vorüber, ohne daß sie seine Schritte hörte, und auf einmal war er spurlos verschwunden. Der Frau wurde Angst, und sie lief nach Haus. Am andern Morgen erkundigte sie sich, wo ein Kranker versehen worden sei. Aber im ganzen Oberdorfe war keiner, und auch der Küster wußte nichts von einem Versehgang. Dieselbe Erscheinung haben auch andere wahrgenommen, und man erzählt, es sei einmal durch Verschulden eines Priesters ein Kranker ohne die hl. Wegzehrung gestorben, und darum müsse der Geistliche zur Strafe umgehen.

Das schlecht erfüllte Gelübde

An dem Wege von Bücheln nach Kochem stand früher das Haykreuz, das hatte die Frau Hay, eine arme Witwe, die viele Kinder hatte, für ihren Mann errichten lassen, der hier verunglückt war. Es wurde mit der Zeit morsch, und da tat eine alte Frau aus Büchel, die das Reißen hatte, das Gelübde, sie wollte ein schönes neues hinsetzen lassen, nahm auch das alte Holz mit, heizte damit ein, dachte aber nicht daran, das neue machen zu lassen. Erst als sie arg die Gicht und den Husten kriegte, fiel ihr wieder ihr Gelübde ein. Da sah sie vor dem Hause ihres Nachbars ein Eichenstämmchen liegen, das paßte ja gerade gut für das Kreuz. Sie ging zu dem Nachbar hin und bat ihn darum: „Es ist für einen guten Zweck," sagte sie. Da bekam sie es umsonst. Gegenüber wohnte ein Schreiner, da ließ sie das Kreuz machen. Und als er es nach ein paar Tagen brachte, da bat sie ihn wieder, er möchte es umsonst tun, „es ist für einen guten Zweck," sagte sie. „Gewiß," sagte der Schreiner, und schlug die zwei Taler auf die neuen Biertische, die er gerade für den Wirt in Arbeit hatte. Zur Linken von der Frau wohnte ein Anstreicher, da ließ sie das Kreuz streichen, und auch der mußte es umsonst tun. „Es ist für einen guten Zweck," sagte sie, „eigentlich brauchte es ja gar nicht gestrichen zu werden, denn in paar Jahren ist die Farbe ja doch wieder ab!" Als sie das Kreuz nun von ihm wieder bekam, da kam gerade ein Bauer mit seinem Wagen vorbei, den hielt sie an, und der gute Kerl brachte es ihr an den Platz, und stellte es auch auf. Im nächsten Monat März starb nun die alte Frau, und da erwartete sie im Jenseits der Herr selbst und hatte das Kreuz in der Hand. Da freute sie sich schon und dachte: Welche Ehre! Aber als sie vor dem Herrn niederkniete, da legte er ihr das schwere Kreuz auf ihre alten Schultern und sprach: „Von dem Kreuz will ich nichts wissen. Damit geh' nur wieder hin zur Haykreuzflur und trage es Sommer und Winter so lange, bis mir jemand dort wieder ein Kreuz

errichtet, ganz selbstlos und ohne allen Eigennutz wie das erste!" Seitdem geht die Alte dort mit ihrer schweren Last um, und namentlich im Winter kann man sie stöhnen und klagen hören.

Das versprochene Kopftuch

In Meiderich mußte sogar eine verstorbene Hausfrau jeden Abend der Magd erscheinen, weil sie der ein neues Kopftuch versprochen hatte. Die Magd hatte sie in ihrer Krankheit gepflegt, und die Frau war gestorben, ohne daß die Magd ihr Tuch bekommen hatte, da hatte die Tote nicht eher Ruhe, als bis die Verwandten der Frau das Versprechen noch nachträglich erfüllten.

Der Geizhals

Ein Schmied in Sievernich (Kr. Düren), ein reicher geiziger alter Junggeselle, kam nach seinem Tode wieder, weil er sich von seinen Schätzen nicht trennen konnte. Abends sah man ihn in seinem Hause und morgens auf seinen Feldern herumgehen. Seitdem das alte Haus abgebrochen und ein Neubau an die Stelle gekommen ist, hat man ihn nicht mehr gesehen.

Milchpanscherin

In der katholischen Kirchgasse in St. Johann, im zweiten Hause neben der katholischen Kirche, lebte einst die Frau eines wohlhabenden Bierbrauers, die auch eine große Milchwirtschaft betrieb. Beim Verkauf der Milch soll sie es aber nicht so genau genommen und oft Wasser darunter gemischt haben. Zur Strafe mußte sie dann auf der großen St. Johanner Bleiche (Schlachthofplatz und Umgebung) nach ihrem Tode umgehen und immer die Worte wiederholen:

„Ein halber Schoppen Wasser und ein halber Schoppen Milch,
gibt auch einen Schoppen Milch."

Der Weinhannes

Im Ottweilerschen bei Marpingen und Remmetsweiler liegt ein Berg mit Namen Weinhannessen Köpfchen. Der Weinhannes war ein gottloser Wirt, der den Wein zu stark mit Wasser vermischte, ohne ihm Zucker beizusetzen. Er brachte sein Heil mit unglücklichen Versuchen im Gallisieren zu und ließ sich das zugesetzte Wasser für guten Wein bezahlen. Himmel und Erde wurden daher über diesen Weinfälscher so aufgebracht, daß er nach seinem Tode auf jene Höhe verbannt wurde, die nun von ihm den Namen trägt. Dort hatte er nun nachts auf der alten Rennstraße auf und ab zu gehen und in die angrenzenden Ländchen von drei Herren, nämlich Tholey (Lothringen), St. Wendel (Kurtrier) und Ottweiler (Nassau-Saarbrücken) zu rufen:

„Drei Schoppen Wein und ein Schoppen Wasser gibt auch ein Maß."

Das war hart, aber gerecht, denn wenn der Wein des Menschen Herz erfreut, so verkümmerte das Verfahren des Weinhannes diese Freude doch

um ein Viertel. Und das wurde ihm weder diesseits, noch jenseits verziehen. Das trieb er so seit Jahrhunderten. Nun aber ist er schon seit langer Zeit still geworden. Da das Weinverfälschungsgeschäft überhand und auch eine andere Manier genommen, so scheint er andere Bestimmung erhalten zu haben. Wenigstens will man eines Morgens an den Melaphirfelsen folgende mit doppelter Kreide geschriebene Aufschrift gefunden haben:

„Wirte! Wollt ihr nicht des Teufels sein und werden,
So verfälschet keinen guten Rebenwein.
Und verzapft ehrlich Gottes Gab' auf Erden,
Sonst noch schenkt der Teufel einen Bittern ein."

Der betrügerische Kornhandel

Wenn man durch den Anschlag bei der Tönnisheide geht, so kommt man an einen Bach. Dort wohnte früher ein Bauer, der manchen betrogen hatte, namentlich beim Verkauf seiner Frucht. Dadurch hatte er großen Reichtum erworben. Zur Strafe dafür muß er jede Nacht von zwölf bis ein Uhr den Bach hinauf und hinab gehen, aber immer im Wasser bleiben. Er ist wie bei seinen Lebzeiten gekleidet, trägt einen blauen Kittel und hohe Wasserstiefel. Schon mehrere Jahrzehnte wandert er durch den Bach; viele Leute haben ihn gesehen.

Grenzsteinversetzer

Ein paar Jahrzehnte, das ist aber noch gar nicht viel, wie lange müssen oft die Grenzsteinverrücker umgehen! Und es gehen ihrer viele um, die Sage gehört auch heute noch im Rheinland zu den häufigsten. Manchen hat man da schon gesehen mit Hacke und dreieckigem Hut (und so etwas trägt man da schon lange nicht mehr), wie er sich mühte, die Steine wieder richtig zu setzen, und sich nicht mehr zurechtfinden konnte. Meist müssen sie aber den Stein tragen. Wie man mit ihnen fertig wird, erzählt z. B. Stephan Schneider in Kerpen:

Ein junger Bauer sieht einmal beim Pflügen im Spätherbst, als es schon dunkel wird, eine unheimliche Gestalt, sie trägt etwas Schweres auf dem Nacken, kommt die Furche herab gerade auf ihn zu und verschwindet ebenso schnell. Zu Hause erzählt es der Pflüger seinem Vater, der sagte, er habe im vorigen Jahre dasselbe gesehen. Am andern Abend gingen sie alle beide hin. Da kommt der wieder durch die Furche. Da ruft der Vater: „Alle guten Geister loben Gott! Seet (seit) ihr vam Düvel, so mocht üch fott!" — Der Geist bleibt. „Wat es ühr Begehr?" fragt der Alte. „Wo sall ech en hensetze?" fragt es zurück. „Wo du en krege häß!" Da läuft die Gestalt bis zum Ende der Furche und setzt da den Stein einen Schritt weit in den Acker zurück. Seitdem hat man den

Spuk nicht mehr gesehen. — Als ein solcher Grenzsteinträger in der Clüsserather Mark diese Antwort bekam, sagte er: „Darauf habe ich schon hundert Jahre gewartet.“ Denn nicht jeder hat das Herz, sich auf das Fragen und Antworten einzulassen, es kann mitunter auch gefährlich werden. Leute aus der Martertaler Mühle begegneten auf dem Wege zur Christmette auch so einem jlöhdigen Männchen, und als einer von ihnen dem auch die Antwort gab: „Dahin, wo du ihn hergenommen hast,“ da sauste der Stein ganz dicht bei ihnen auf die Erde. Und ein paar andere, die mit Fuhrwerk von Wassenach her aus dem Walde kamen, hörten im Dunkeln wieder den bekannten Ruf: „Wo soll ich ihn hintun?“ ohne jemand zu sehen. Und wie der Fuhrmann die übliche Antwort zurückrief, da lag auf einmal ein mächtiger Stein zwischen den Rädern, der Wagen mußte auseinandergenommen werden. Am andern Tage aber war da nichts mehr zu sehen.

Vor mehreren hundert Jahren hat einmal ein Mann namens Rickes am Wege nach Mutterscheid einen Grenzstein heimlich weggenommen und dann den Nachbarsacker als seinen beansprucht. Als das Gericht danach grub, wo der Grenzstein gestanden haben sollte, fand sich allerdings kein Malstein mehr, wohl aber bei noch tieferem Graben die „Geheimnisser“, nämlich drei Wacken und drei Schlacken. Trotzdem schwor Rickes, er habe nichts an der Stelle verändert und bekam das Ackerstück zugesprochen. Von Stund' an aber war er menschenscheu und verschlossen, behandelte Frau und Kinder schlecht, fing an zu trinken und ging in keine Kirche mehr. Da traf es sich einmal, daß seine Frau Sonntag abend in der Bibel las, und er blickte ihr über die Schulter ins Buch. Da hatte sie gerade Zacharias am fünften aufgeschlagen und las: „So spricht der Herr, daß es soll kommen über das Haus derer, die bei meinem Namen fälschlich schwören.“ Da schrie er laut auf und stürzte aus dem Hause fort in die dunkle Nacht hinaus. Und wie andern Tags Kinder im Bürgerstück spielten, einem Walde dicht vor Simmern, wo heute nur noch einzelne Nadelholzbäume stehen, da hing er tot und blau an einem Baumast. Seitdem ist es in dem Walde nicht geheuer. Wer zwischen elf und Mitternacht durch das Bürgerstück geht, dem springt das „Boorstücksmännche“ von hinten auf den Rücken und drückt ihm die Gurgel zusammen. Wenn jemand das Gespenst an der Stelle vorbeiträgt, wo der Malstein gestanden hat, dann ist es erlöst, aber das kann keiner, der nicht selbst frei von Fehlern ist. Und weil das Boorstücksmännchen bis heute noch so keinen gefunden hat, muß es noch immer umgehen und danach suchen.

Man begreift ohne weiteres, warum gerade die Sage vom Marksteinver-

setzen auf dem Lande noch so lebendig ist; und sie ist schon alt, schon Cäsarius von Heisterbach erzählt von einem Bauern Heinrich im Dorfe Pütt (zwischen Waldenrath und Heinsberg), der sah bereits im Sterben über sich einen glühenden Grenzstein; und von einem Ritter Friedrich von Kelle (bei Burgbrohl), der mußte nach dem Tode glühende Schaffelle und eine Last Erde tragen; die Felle hatte er einer Witwe genommen, und die Erde war von einem Acker, den er sich widerrechtlich angeeignet hatte.

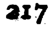
Ein Bauer war auf dem Mehringerberg beim „Schiffeln". Da sah er plötzlich vor sich die Gestalt eines Bekannten, der schon längst gestorben war. Der Bauer erschrak und glaubte zu träumen. Er redete ihn an, und der sagte ihm, er habe den Markstein versetzt und Waldfrevel begangen, und dafür büße er jetzt. Er dürfe jedoch keinem Menschen etwas davon verraten, sonst würde er ihm übers Jahr um diese Stunde — es war 12 Uhr mittags — das Genick brechen. Darauf verschwand der Verdammte. Der Bauer faßte sich die Geschichte zu Herzen, daß er kränkelte und sichtlich dahinsiechte. Auf dem Sterbebette sagte er, daß ihm der Tote erschienen sei. Es war gerade am Jahrestag. Mittags um 12 Uhr stierte der Sterbende mit weit aufgerissenen Augen nach der Türe, stieß einen entsetzlichen Schrei aus und war tot. Das Genick war ihm gebrochen.

Der Grund und der Schöpfer

Die Bosheimer und Bachemer hatten einst eine Grenzstreitigkeit. Da versammelten sich die Bosheimer und berieten sich, wie sie die Bachemer übers Ohr hauen könnten. Der Oberste wußte Rat, füllte sich den Schuh mit Bosheimer Sand und steckte sich einen Löffel unter den Hut. Darauf trafen sie mit den Bachemern zusammen, um die Meirken (Marksteine) zu setzen. Der Sprecher der Bosheimer sagte: „Es ist so sicher Bosheimer Land, als ich stehe auf Bosheimer Sand, und so sicher wahr, als ein Schöpfer über mir ist." So verloren die Bachemer ihr Land an die Bosheimer. Nachher, als sie weg waren, schüttete er den Sand aus den Schuhen heraus, und setzte den Hut ab, so daß der Löffel herunterfiel.

Auch das ist für die kundigen, d. h. alten Leute eine allbekannte Sage, in Mesenich an der Mosel z. B. pflegten sie noch vor nicht langer Zeit von einem Menschen, der einen zweifelhaften Eid geleistet hatte, zu sagen: „Der hot auch Grond en de Schoh g'dohn."

Und in einem Walde bei Ochtendung, um den sich die Leute aus dem Orte mit denen von Polch gestritten und auch denselben Betrug geübt haben sollen, erscheint immer noch nachts im Walde der Tisch, besetzt mit den Gerichtsherren, die Verhandlung geht noch mal vor sich und wird niedergeschrieben.



Der dicke Vogt

Zur Zeit, als die Grafen und Fürsten ihr Land noch durch Fronvögte verwalten ließen, da hatten sie in Heiden einen Vogt, der machte es wie viele andere und bedrückte die Bauern auf das ärgste. Sie nannten ihn den dicken Vogt von Heiden. Er soll an die 350 Pfund gewogen haben. Der Steuern und Abgaben wurden mehr von Jahr zu Jahr und dabei ließ er von seinen Knechten den Bauern nicht nur das abnehmen, was ihm zustand, sondern sie stahlen und raubten ungehindert, was sie konnten. Endlich starb er; die Bauern freuten sich, aber nicht lange. Denn ein paar Tage nach seiner Beerdigung sah man ihn wieder in seinem Zimmer am Schreibtische sitzen und neue Steuern ausschreiben. Umsonst holte man den Pfarrer des Ortes, der dicke Vogt war nicht in sein Grab zurückzutreiben. Da rief man einen Pater herbei, von dem es hieß, er sei ein großer Geisterbanner. Der ließ den dicken Vogt noch einmal in einen Sarg legen und begrub ihn dann zwischen Velen und Großreken im schwarzen Venn. Auch da aber hält er noch nicht recht Ruh. Unwiderstehlich zieht es ihn nach Heiden zurück. Zweimal im Jahr darf er einen Hahnenschritt näherkommen. Schon ist er wieder an den „Sieben Telgen", etwa eine halbe Stunde vom Dorfe, an der Landstraße zwischen Heiden und Velen. Dort soll man ihn an den beiden bestimmten Tagen des Jahres jammmern hören in der Nacht von zwölf bis eins.

Der Brotreinert

Vor langer Zeit war ein Burggraf auf Dagstuhl bei Wadern, der war hart gegen die Bauern und gegen die Armen. Wenn ein Armer um ein Stück Brot bettelte, warf er es lieber den Hunden oder Schweinen vor. Dafür hatte er nach seinem Tode keine Ruhe im Grabe. Erst soll er sich in Gestalt eines Schmetterlings gezeigt haben, dann hauste er unter einer Brücke bei der Burg und erschreckte die Leute, die des Weges kamen. Da ließen die Dagstuhler einen Priester kommen, der sollte den bösen Geist beschwören. Der bannte ihn in eine Korbflasche, und als man glaubte, der Geist sei darin, verschloß man die Flasche fest und stellte sie auf einen Wagen, vor den vier Rappen, nach anderen sogar sechs, gespannt waren. Dann ließ man den Pferden freien Lauf. Sie rannten mit dem Wagen in den Selwald, und als sie dort angekommen waren, da waren sie von dem Schweiß so weiß wie Schimmel geworden. Die Flasche aber rollte vom Wagen und zerbrach. Seitdem haust der Brotreinert — so nennen die Leute den Spuk — dort im Selwald und hält noch immer keine Ruhe. Oft kommt er zu Pferde, oft zu Fuß, mit einem Stock über die Schulter, woran ein Bündel Brot hängt, und treibt eine Herde Schweine vor sich her. Dann wieder setzt er sich den Holzfahrern auf den Wagen, so daß sie nicht weiter können, oder zerbricht ihnen ein Rad und

wirft den Wagen um. Oder er legt sich den Leuten, die Holz sammeln, auf die Bürde als ein Stück Holz, so daß sie nicht aufpacken können. Wenn sie dann zwei oder drei Stücke Holz herausnahmen, dann ging es. Und manchen, der nachts durch den Wald mußte, hat er schon irre geleitet.

Das Walterburger Männchen

Auf der Flur Walterburg stand bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts ein Hof. Der letzte Besitzer, Nennthäuser, trieb Blutschande mit seiner Schnur und wurde vom Hochgericht Wollmerath verbrannt; seine Tochter Helene kam als Hexe gleichfalls auf den Scheiterhaufen, und der Hof wurde eingeäschert. Seitdem geht auf der Stätte das Walterburger Männchen um, besonders abends. Noch heute erzählen Leute aus Winkel oft von spukhaften Erlebnissen, die sie auf der Flur hatten; das Vieh wird zu Fall gebracht, die Fuhrleute bekommen Schläge. Fünfzigjährige Männer gehen abends nicht allein daher.

Geist des Mörders

Bei Röckenfeld (im Kreise Neuwied) ist eine unheimliche Stelle, da ist einmal jemand ermordet. Die Kühe vor einem Wagen, der nachts daher kam, wurden scheu und konnten nicht weiter, es hatte sich ihnen etwas in den Weg gelegt, das war der Mörder, der nach seinem Tode dort umgeht. — An der Straße von Eischeid nach Birkenfeld (im Siegkreis) geht der Geist eines Mannes um, der bei Lebzeiten den Pfarrer von Neunkirchen angefallen hat, als der mit dem Allerheiligsten zu einem Kranken ging. — An der Telliger Baach bei Mesenich an der Mosel, geht abends der Telliger Mann glühnig und erschreckt die Leute, die daher müssen. Er hat da mit einem Weinbergspfahle einen Mann aus Briedern erschlagen, bei dem er viel Geld vermutete, aber nur einen Batzen fand.

In Wehlen a. d. Mosel lebte vor Jahren ein Förster namens Bruno. Als er eines Tages einen Streifzug durch den Wald machte, sah er seine Frau in zärtlicher Umarmung mit einem blonden Burschen. Er schoß in blinder Eifersucht beide nieder. Der Fremde war aber der aus Amerika zurückgekommene Bruder seiner Frau. Als Bruno seinen Irrtum gewahr wurde, faßte ihn bittere Reue. Er baute an der Stelle eine Kirche. Trotzdem wurde er verflucht, nach seinem Tode umzugehen. Er erscheint als ein hochgeschossener Mann in altmodischer Jägertracht und mit einem Gesicht wie Spinnweb, narrt und äfft den einsamen Wanderer und hängt sich ihm auch wohl auf den Rücken. — Gewöhnlich erscheint Bruno in guten Weinjahren. Daher hegt wohl mancher Winzer von Wehlen den stillen Wunsch, Bruno möge sich recht oft zeigen.

Todankündigend

Cäsarius von Heisterbach erzählt einmal: Im Dorfe Stammheim (Kr. Mülheim) wohnten zwei Ritter, Günther und Hugo. Während Günther auf einer Seefahrt war, führte eine Magd einmal seine Kinder, bevor sie ins Bett kamen, noch in den Hof, damit sie dort erst ihr Geschäft verrichteten. Da erschien auf einmal die Gestalt einer Frau in weißem Kleide und mit bleichem Gesicht und schaute über den Zaun. Die Magd konnte vor Entsetzen kein Wort hervorbringen; die weiße Frau aber ging zum Anwesen Hugos und sah dort in gleicher Weise über den Zaun; dann kehrte sie zu dem Kirchhof zurück, von dem sie gekommen war. Nach wenigen Tagen wurde das älteste Kind Günthers krank und sagte: „Am siebenten Tage sterbe ich; sieben Tage danach stirbt meine Schwester Dirina, und dann wieder nach einer Woche meine kleinste Schwester." Und so ist es geschehen. Nach den drei Kindern starben auch die Mutter und die Magd; zu gleicher Zeit verschieden auch der Ritter Hugo und sein Sohn. Der Subprior Gerlach ist ein sicherer Zeuge für diese Geschichte.

Noch heute erzählt man bei Gressenich: In der Azenau stand früher ein großer alter Baum, aus dem kam um Mitternacht eine weiße Juffer, ging über den Bach, an der Gressenicher Mühle vorbei und dann wieder in ihren Baum zurück; wer ihr auf dem Wege begegnete, mußte in demselben Jahre sterben. — Und auf dem Hohenstein bei Eschweiler erschien früher oft eine Juffer in schönen Kleidern mit einem Buch in der Hand. Keiner durfte sie ansprechen; wer es aber wagte, der wurde in das Buch geschrieben und mußte noch in demselben Jahre sterben.

Burgfräulein

Weiße Jungfern sieht man noch manchmal, aber nicht mehr so viel wie früher. Sie kommen auch oft von den Burgtrümmern her, mittags und nachts um 12 Uhr, und gehen im nahen Walde oder in der Feldflur umher. Wo die Burgen verschwinden, sieht man auch diese Jungfern nicht mehr, so hat die ruschige Juffe von Weisweiler, die da auf den Burgen in schwerer Seide umging, sich nicht mehr gezeigt, seit die eigentlichen Burgbauten dort nicht mehr sind. Ebenso ist mit dem alten hohlen Baum bei Gressenich auch die Juffer dort verschwunden.

Auch wo man von keinem Falle mehr weiß, daß sie jemandem ein Leid getan haben, begegnet man ihnen doch meist nicht gern. Auf Langenhecken am Ernstberge (im Kreise Daun), ging freilich mitternachts eine schöne Juffer um, der hat einmal ein junger Mensch aus Waldkönigen den Weg vertreten. Das war aber auch ein wüster Kerl. Er hatte zu Hause eine gute brave Frau, die ihn sehr lieb hatte, aber er war ihr nicht

treu, und als er einmal mit heißem Kopf vom Wirtshaus kam und ihm die Juffer begegnete, fing er an: „Feine Mädchen bleiben nachts zu Haus!“ und wollte sie in die Arme nehmen, aber da wurde er wie von einem Wirbelwinde gepackt, in die Luft gehoben und mit furchtbarer Gewalt auf die Erde geworfen. Mühsam schleppte er sich nach Hause, und in Zeit von drei Tagen weinte die treue Frau an seinem Sarge.

Halb schwarz, halb weiß

Im Jülicher Lande bei Euchen zeigte sich auch eine schwarze Juffer, und nicht sehr weit davon bei Nothberg „em Schröv“ am „düstern Böschchen“, da hat eine Magd beim Kleeschneiden am hellen Tage mehr als einmal eine gesehen, die war halbschwarz halbweiß. Das erinnert an die allmähliche Erlösung der Schloßjungfrau zu Sinzig, die schon früher in den geschichtlichen Sagen erzählt wurde, und auch an manches Märchen.

Wartet auf Erlösung

Mein Onkel, so erzählt ein Mehringer, ging in einer Winternacht in den Wald, er brauchte einen Langbaum für den Wagen. Es war gegen Mitternacht, der Mond schien hell, als er wieder dem Dorfe zuging. Um keinem Menschen zu begegnen, war er vom Wege ab und einen einsamen Pfad gegangen, der führt zwischen den Weinbergen und den Feldern auf dem Zellerberge und mündet dann in den Feldweg, der am Judenkirchhof vorbeigeht. Als mein Onkel gerade in diesen Feldweg einbog, sah er plötzlich vor sich dicht am Wege eine hohe Frauengestalt in weißen Kleidern. Er stutzte und wollte zurück, aber die Füße waren ihm wie gelähmt. Die Gestalt blieb ruhig stehen und schaute ihn mit einem traurig-bittenden Blicke an. Da faßte ihn ein jäher Schreck, er warf seine schwere Last nieder und lief fort. Als er ungefähr hundert Schritte weit war, blieb er stehen und sah zurück. Die weiße Frau stand immer noch da. Ganz blaß vor Schrecken und außer Atem kam der Onkel nach Hause. Die Großmutter konnte kaum aus ihm herausbringen, was er hatte. Als sie es aber hörte, lachte sie ihn aus, sie fürchtete weder Tod noch Teufel, und wollte das Gespenst sehen, nahm eine Laterne und ging auf den Zellerberg. Sie fand wohl den Baumstamm im Wege liegen, aber von der weißen Frau war nichts zu sehen. Auch von einem andern Mann aus dem Dorfe wurde an derselben Stelle die weiße Gestalt gesehen. Auch der fand nicht den Mut, sie anzureden, um sie zu erlösen.

Die beinah Erlöste

Und so findet man auch im Lande der Burgruinen die Sage von der beinah erlösten Jungfrau mit dem Schlüssel, ich sprach schon davon bei den Siebengebirgssagen. Wer es wagt, wenn sie in Drachengestalt erscheint und den Schlüssel zwischen den Zähnen hält, den mit seinem Munde zu nehmen, oder wer die sonstigen Schrecknisse besteht, der erlöst

sie und gewinnt den Schatz im Burggewölbe. Es ist die unzähligemal wiederkehrende alte Geschichte, aber die Erzähler bringen sie oft nicht mehr recht zusammen, der Schluß ist etwas schwierig. Bei der Sage von der Burg Ockenfels lautet er so: „Nun muß ich warten, bis ein Rabe kommt, der eine Eichel im Schnabel trägt. Wenn er die in der Burg Ockenfels fallen läßt, wird eine Eiche daraus wachsen. Aus dem Holz muß eine Wiege gezimmert werden. Das erste Kind, das in diese Wiege gelegt wird, kann mich erst wieder erlösen, wenn es zu Jahren gekommen ist."

't Schooper Männche

Et gung ees e Mann nochs von Denerew ob Herbescht. Wie en du iwer't Laser (eine Flur) wor un d'n Auelberig erow gung, guw et h'm op emol bang, un e kuckt ees um sich. Do such (sah) h'n e Geest hanner sich kommen. De Mann fung on ze beden, ee Vatterunser noh dem anneren, bas et d'r neinundvezig woren. Wie en du on de Baach kum un alt op d'm Breckelchen stung (stand), du kuck h'n es erum, wel et heescht (weil es heißt), dat de Geester net iwer't Wasser gingen. Un richtig stung h'n och noch do; en hul esu deierlich ohn (hielt so teuerlich an): „Noch ent (eins)." De Mann haat äwer gor ken Hez un sot: „E nee, keent meh!" Du sot de Geest: „Hätsde mer noch ent gebet (eins gebetet), da wär ich erlist gewest, e wie e weil geht et noch hunnert Johr zu, bas es e Kand (Kind) an dr Wieg de Baach erow geschwumme kimmt." De Mann krut (kriegte) op der Plaatz greis Hor un hat sech esu erschreckt, dat he bal net meh heem kum. Hunnert Johr d'rnoh guw et esu e greilich Dunnerweder, un de Baach war esu gruß, dat se't Breckelche mat gehült hot. Dumols kum och en Wieg mat em Kann de Baach erow geschwummen un hot währig de orem (arme) Seel erlist, de Geest as von do on ke'm meh begeh'nt (keinem mehr begegnet).

Der Hochwälder Bauer

Auf dem Hochwald kam einst ein Bauer abends vom Felde; am Kreuzweg stand ein fremder alter Mann, der stierte ihn an und sagte nichts. Als er dem Bauer nicht aus dem Wege ging, versetzte ihm der aber einen Schlag, daß er sich dreimal herumdrehte. Und nun fing der Alte auch an zu reden und dankte dem Bauern für den Schlag; er warte hier schon viele hundert Jahre darauf wegen einer bösen Tat, der Hochwald sei in der Zeit schon dreimal Wald und dreimal Feld gewesen; nun sei er erlöst und hier sei der Dank, damit ließ er vor dem Mann einen schweren Geldbeutel stehen und verschwand.

De gläunige Wagen

Op Matini koomen ås Lüj (Leute) vane Kärmes on wollen noar Hus. Mar (aber) onderwäägs ondert Vertällen on Lachen hadden sej vergääten

den rächten Wäg aftegoon. Da sag den eenen (da sagte der eine): „Wat söllen wej den wijen Omwäg maken af (oder) weer (wieder) ömgoon, wej wellen liiwer rächût rächaan (geradezu, geradeswegs) döwert Fäld loopen!" On sej gongen twas (quer) döwert Fäld. Medden in koom dör op ens (auf einmal) en gläunege Wagen entägen te faaren, doarop soot en Mann, den vööl Onräch op et Geweten had van Gränzsteen versätten, as et vertällt wodden, den riip, haij mös alle Näch, woar haij en Steen versatt had, alle Joar en gläunege Wagen voll Steen rondfahren, on woll graad ûtläggen, wu haij erlöös kös wodden, äwel alle Lûj woaren al van Schouw af loopen gegoon. Den ächterßen höören noch dat Gespucks ruupen, haij sall doch öm Gods wellen stoon bliiwen, dat wöör de lätse Kiir (das letztemal), dat haij mät en Mens spräken doars (durfte), den öm erlöösen kös. Mar ok desen kreeg at mät de Angks, dat haij af loopen geng. Du höören haij en Grell (Schrei), den haij sin Läädwdag ni meer vergäten kos, on de gläunege Wagen fuur ine Loch (Luft).

Der Unerlöste

Ein Buttermann in Paffrath (am Strunderbach) ging jeden Freitag nach Köln. Einmal, als er wieder auf dem Wege dahin war, kam er in einem kleinen Tal an einen Bach, zu beiden Seiten war Wald. Da rief es: „Sag, auf dem Deutzer Frasen (Rasen) begegnet dir jemand, den frag', wann ich hier fortkomme!" Der Händler ging weiter. Vor den Toren von Deutz, auf dem Frasen, begegnete ihm ein Pater, da fiel ihm das wieder ein, er hielt den Geistlichen an und erzählte ihm von dem sonderbaren Auftrag. Da sagte ihm der Pater: „Geh' am Abend wieder daher; wenn du über das Wasser bist, eher nicht! (dort war sein Eigentum), dann gib dem Riesen die Antwort: Wenn keine Sonne mehr ist, und kein Mond mehr scheint." Am Abend kam der Buttermann wieder an die Stelle. Da sah er schon vor dem Wasser den Riesen, der fing gleich ganz ungestüm an zu fragen: „Was hat er gesagt?" Doch der Händler gab keine Antwort, bis er über das Wasser hinüber war, dann sagte er ihm den Bescheid von dem Pater. Als der Riese das hörte, da warf er sich an die Erde und schrie so entsetzlich, daß dem Mann graute und er eilig weiterging.

Naturspuk

Da es so viele Geister gibt, so wundert man sich wohl, daß man gar keine zu sehen bekommt. Aber erstens sind es nur bestimmte Menschen, die Geister sehen können, es entscheidet wohl schon meist die Geburtsstunde darüber. Dann wird auch gelegentlich von Orten, wo es früher viel solchen Spuk gab, gesagt: die Geister sind 100 Jahre los und

100 Jahre gebunden. Napoleon hatte nun alle Geister gebunden, darum hörte und sah man hier seitdem nichts mehr davon. — Aber die 100 Jahre sind ja nun herum.

Vor allen Dingen aber: Der Papst, Pius IX., hat alles affgebett, und die Geistlichkeit hat alles in die dichten Wälder und Sümpfe verwiesen, wo niemand hinkommt, oder wo sie wenigstens nicht die Leute soviel plagen können; in den letzten Sagen war ja schon von solchen Spukorten die Rede. Aber für immer hilft auch das Wegbannen eben nicht.

Der Geist im Siebengebirge

In einem Hause am Plan auf dem Glacis der Altstadt in Koblenz trieb vor 100 Jahren ein Hausgeist so viel Unfug, daß man einen Geisterbanner kommen ließ, der denn auch den Spuk in die Siebenberge verwies. Da sah ihn einmal ein Bauer und wunderte sich, daß der Herr ohne Hut und Schirm spazieren ging. Der Fremde blieb stehen, erwiderte ein paar Worte und nahm auch eine Prise aus der Dose des Bauern, fuhr dann selbst mit der Hand in die Rocktasche, zog sie aber leer wieder heraus und sagte verdrießlich: „Ach, ich habe meine Dose zu Hause stehen lassen; Ihr tut mir vielleicht den Gefallen, sie mir gegen einen reichen Botenlohn zu holen. Ich wohne in Koblenz da und da auf dem Plan. Die Stube könnt ihr nicht verfehlen, auf dem Tisch findet Ihr meine Dose und mein rotes Schnupftuch dazu. Wenn Ihr so gut sein wollt und es mir überbringen.“ Der Bauer machte sich auf den Weg und lieferte auch am Abend des dritten Tages die geforderten Dinge richtig ab. Kaum aber hatte der fremde Herr Dose und Schnupftuch eingesteckt, so war er verschwunden, und der Bauer hatte das Nachsehen und hat seine Belohnung nie bekommen. Der Geist aber fing in dem Hause am Plan von neuem an zu rumoren und wird da bleiben bis zum jüngsten Tag.

Sie wagen sich eben doch immer noch weiter heraus, oder sind auch im Vorgelände jener Schlupfwinkel noch nicht ganz wegzubringen gewesen.

Lömdalshärche

Ein Mädchen ging vom Rübenrappen aus dem Lömdal (Lehmtal) nach Hause. Als sie an dem „Huhräch“ (Hummerich im Kr. Mayen) vorüberging, kam plötzlich ein Männchen zu ihr. Sie sagte: „Bekomme ich Gesellschaft?“, erhielt aber keine Antwort. Darauf verschwand es wieder. Des andern Tages mußte das Mädchen von dem Schrecken das Bett hüten. Das Männchen trug kurze Hosen und dreikantigen Hut, auf dem Rücken eine Hacke (im Lehmtal werden die Kadaver begraben). — Der Schäfer, der auf dem anliegenden Acker eine kleine Kapelle erbaut hatte, ging allabendlich zum Löhmdalsmännchen und erzählte den Dorfleuten viel von ihm. — Zwei Bauersleute ernteten am Hummerich Kartoffeln. Der eine ging nach Hause, um den Wagen zu holen. Der andere ging

ihm nach einiger Zeit entgegen. Der erste hatte aber nicht denselben Weg zur Rückfahrt auf den Acker benutzt und kam allein dort an. Da sah er auf den Säcken ein kleines Männchen mit einem langen Bart sitzen und die Pfeife rauchen. Das half ihm, die Säcke auf den Wagen laden, dabei merkte er, daß es eine eiskalte Hand hatte. Da bekam er einen Todesschrecken, fuhr nach Hause und starb plötzlich.

Ühnelweische

„Ühnel“ heißt eine Flur bei Blasweiler (im Kr. Ahrweiler), auf der geht das Ühnelweische um, wer abends nicht beizeiten ihr Revier verläßt, der wird von ihr geholt. — Eine besondere Art von Weibchen gibt oder gab es an einsamen Orten im Bergischen. An den bewaldeten Berghängen zu beiden Seiten eines schmalen Bachtales, das sich bei Haan nach dem Rheine hinzieht, hat man in der Nähe von Horstmannsmühle zu wiederholten Malen sieben Spinnerinnen gesehen. Und auf der Sticher Maibuche, die einsam auf einem Ackerstück zwischen Delling und Lindlar steht, da sitzt des Nachts mitunter hoch oben im Gezweig eine alte Hexe und spinnt. Wer vorüber kommt, dem ruft sie zu, was ihm die Zukunft bringt; niemand geht nachts gern da vorbei. Auch bei Bergisch-Gladbach, in einem verlassenen Steinbruch, und so noch an mehreren Stellen in der Gegend, soll oft in der Dämmerung, ja auch am hellen Mittag, sich so eine Spinnerin, auf einem Steine sitzend, gezeigt haben, sie spann nicht mit einem Rädchen, sondern mit einer Spindel.

Spinnerinnen

Wie diese Spinnerinnen dahingekommen sind, erklärt vielleicht eine Sage aus Vierbaum (bei Mörs). Dort hat man auf einem Bauernhof, vor etwa sechzig Jahren, unter der Treppe tagelang eine Alte mit einem Spinnrad gesehen, die ließ sich durch nichts in ihrer Arbeit stören. Bis man, d. h. ein Geisterbanner, sie dann auf einem zweirädrigen Karren (zu sehen war darauf nichts), aber nur mit größter Mühe fortgeschafft hat, bei Rheinberg in ein Gewässer, das ist hochaufgespritzt. Wer die Alte eigentlich gewesen ist, hat man nicht erfahren. Aber der Spuk im Hause blieb seitdem fort.

In großen Wäldern lassen sich auch alle erdenklichen spukhaften Stimmen vernehmen. Man hört pfeifen, Holz fällen und spalten, Bäume krachen, Sensen schleifen, klägliches Jammern von einem Menschen, Heulen wie von einem wilden Tier. Wenn man aber dahingeht, ist niemand da.

In der Linder Schlucht bei Denn (Kr. Adenau), geht in einem Waldstück nachts ein verstorbenes Mädchen um, das ruft den Holzdieben zu:

Es ist nicht mein,
Es ist nicht dein,
Es ist der Gemein'!

Suter-Michel In dem Suter, einem Walde zwischen Beuern und Brenn, geht einer um, der hat auch einst Grund in die Schuhe und den Schöpfer in den Hut getan, und damit seiner Gemeinde den Wald zugeschworen. Er heißt der Sutermichel. Einmal legten sich ein paar Buben, die an der Spukstelle während der Nacht die Pferde hüteten, da zur Ruhe hin und einer von ihnen rief:

„Suter-Michel,
Komm' deck mich,
Komm' streck mich,
Komm' weck mich,
Komm' leck mich!"

Da wurde der Junge so gedeckt und gestreckt, daß er am Morgen in Betttüchern nach Hause getragen werden mußte und bald darauf starb.

Auf dem Gontelwalde bei Bengel lagen einmal, auch nicht weit vom heiligen Born, ein paar Jungen des Nachts bei den Pferden auf der Weide und hatten sich ein Feuer angezündet. Da fing auch wieder einer an: „Suter-Michel, komm' deck mich usw." Gleich kam jemand und warf etwas übers Feuer, das krachte und knallte so, daß es allen unheimlich wurde. Sie hielten die Hände vor die Augen und keiner wagte sie wegzunehmen. Nur der eine, der vorher gerufen hatte, wandte sich mit dem Gesicht etwas zu dem Feuer hin. Der bekam davon sofort ein schiefes Gesicht und behielt es.

Wenn Leute mit einer Last kommen und durch das Gehege des Suter-Michel müssen, so finden sie öfter am Wege einen Klotz liegen. Sehr bequem, darauf ein wenig zu rasten. Wenn sie sich aber gerade gemütlich hingesetzt haben, dann rollt er unter ihnen weg und lacht dazu. — Ein Mann, der am frühen Morgen in den Wald ging Holz lesen, fand da einen dürren Dollen von einer jungen Eiche. Er dachte, der kommt mir ja sehr gelegen, nahm ihn auf den Rücken und trug ihn nach Hause. Wie er aber eben über die Schwelle gehen wollte, da rutschte der Dollen von seinem Buckel herab, lachte und war fort.

Der Baumstumpf Den Klötzen, Baumstümpfen und Knorren in manchen Wäldern ist überhaupt nicht immer zu trauen. In der Koblenzer Gegend ist einmal nachts ein Mann von Weißenturm nach Bassenheim gewandert, der hätte sich gern seine Pfeife angesteckt, aber er hatte nur ungeschnittenen Tabak bei sich. Wie er nun durch die Kettiger Holl kommt, standen rechts und links in der Böschung viele Eichenstümpfe. Da trat er an einen und zerschnitt sich darauf den Tabak. Eben wollte er sich nun eine Pfeife stopfen, da bewegt sich der Stumpf, wird größer, nimmt die Gestalt eines

verstorbenen Bekannten von dem Manne an und spricht mit schauriger Stimme: „Da sieh, wie du mir den Kopf zerschnitten hast! Wärst du nicht 'n so guter Freund von mir gewesen, so müßt'st du auf dem Fleck sterben.“ Damit schrumpfte die Gestalt wieder zu dem Stumpf zusammen, der Mann aber hat nie mehr gewagt, im Dunkeln und allein an dem Stumpf vorbeizugehen.

Aus demselben Grunde wie der Suter-Michel muß auch der „Lummelter“ im Haselecken auf dem Mehringer Berge umgehen.

Der Lummelter

Er wurde von vielen Leuten gesehen, ist aber harmloser, und erscheint plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, hinter einer Ginsterstaude, in Jagdkleidung und mit einem dreikrämpigen Hut. Ein Mehringer erzählt von ihm: Ein Schulkamerad von mir war eines Tages mit zur Treibjagd als Treiber. Ein geschossener Fuchs, den die Jäger nicht gefunden hatten, lag am Waldrande unter einer Ginsterhecke. Am Abende, als alle nach Hause zurückgekehrt waren, schlich sich der Treiber heimlich zurück, um den Fuchs zu holen. Der Mond schien hell, so daß er die Stelle, wo das Wild lag, gleich fand. Als er sich bückte, um es zu fassen, stand plötzlich der Lummelter vor ihm. Zu Tode erschreckt, ließ er den Fuchspelz im Stich und rannte nach Mehring zurück. Er fing bald danach an zu kränkeln und starb einige Zeit darauf.

Vor Jahren ging einmal ein „Wahnhändler“ von Mehring nach Lorscheid. Er hatte seine „Wahn“ in Mehring alle bis auf einen verkauft. (Der „Wahn“ ist ein schildförmiger Fruchtreiniger aus geflochtenen Haselschienen) Die Sonne brannte recht heiß, und als er an den Haselboor (eine Quelle) kam, legte er sich zur Rast nieder und deckte zum Schutze gegen die sengenden Sonnenstrahlen den Wahn über sich, so daß nur noch die Füße unbedeckt blieben. Auf einmal hörte er durch den Schlaf eine geisterhafte Stimme: „Schon viermal sah ich diesen Wald kommen und gehen, aber in all den Jahren habe ich noch keinen Wahn mit zwei Beinen gesehen.“ Als der Schläfer sich aufrichtet, ist kein Wesen rings zu sehen, aber die Stimme hat er deutlich gehört.

Das Irrkraut

Schlimm ist es, wenn man im Walde auf das Irrkraut tritt, das soll z. B. in der Gegend von Clüsserath (Eifel) wachsen; man verläuft sich dann und findet sich gar nicht wieder zurecht. Früher empfahl man als Mittel dagegen: Eine Tasche umkehren, das soll immer geholfen haben.

Die scheerige Eiche

Droben auf der Kuppe des Hirberges, nahe bei der Stelle, wo sich zwei alte Römerstraßen kreuzen, stand am Waldsaum bis zum Jahre 1884 eine mächtige Eiche. In Manneshöhe teilte sich der gewaltige Stamm in zwei Äste, die gerade emporstanden und daher hieß sie die scheerige



Eiche. Sie war das Wahrzeichen der Gegend, und noch heute heißt der Schlag nach ihr, und eine neue ähnliche wird wieder gezogen. Abends beim Herdfeuer erzählte man sich nun, daß in der Mitternacht des ersten Mai, wo alle Geister ihr Wesen treiben, aus dem alten Stamm ein feuriger Wagen herausfuhr, der dreimal die Runde um das dahinterliegende Eichenküppchen machte und dann wieder in dem mächtigen Stamm verschwand.

Hol über!

Auf den Wiesen, dem Moseldorfe Pommern gegenüber, rief öfter nachts eine Stimme: „Hol über!“ Einmal fuhr darauf ein Mann aus Pommern zur Jenseite, und es stieg drüben auch einer mit ein; bei der Rückfahrt wurde mitten auf der Mosel der Nachen so schwer, daß er fast versank. Der Fährmann fing an zu beten; der Geist aber lachte gräßlich laut und verschwand, der Nachen bekam einen Stoß, daß er weit übers Ufer aufs Trockene schoß.

Der Holländer

In Honnef erzählt man auch von einer Begegnung mit dem fliegenden Holländer: Ein Mann aus der Gegend wollte, im Jahre 1818 oder 19, mal in einem Nachen mit mehreren guten Freunden nach Oberwinter auf die Kirmes. Es war gar kein Wind. Als sie gerade an das Bohnenfeld (eine Sandbank) gekommen waren, fuhr ein Holländer mitten im Strom mit großer Schnelligkeit zu Berg, ohne Pferde oder irgendeine andere Zugkraft. In demselben Augenblick erhob sich ein gewaltiger Sturm, der legte sich aber sofort wieder, als das Schiff vorüber war. Der Steuermann auf dem Holländer stand am Steuer und starrte in die Segel, als ob er den Sturm hineinbliese. Sein Gesicht war so schrecklich, wie man dem Teufel kein ärgeres malen könnte. Da gelobte sich der Kirmesfahrer in seiner Todesangst, nie mehr zu einem Vergnügen auf dem Rhein zu fahren, und hat das auch bis zu seinem Tode gehalten.

Fischergeschichten

Unterhalb Mehring ist an der Mosel ein Wiesenstrich mit vielen Nußbäumen, der heißt die „Kordelen“, da spukte in früheren Jahren ein schwarzes Ungetüm, besonders in den Nächten vor hohen Feiertagen und ängstigte die Vorübergehenden. Ein Bauer fischte einmal in der Karfreitagnacht mit seinem Hebegarn dort, wo die ersten Weinberge von „Layet“ an die Straße stießen. Es war um Mitternacht, da hörte er im Weinberge ein Klopfen, als ob ein Winzer mit dem Beil die Weinbergspfähle einschlage. Das Klopfen kam immer näher und näher, und plötzlich schoß ein schwarzer Schatten vor ihm ins Wasser. Er machte einen Hub, und ein schwarzes Wesen von der Größe eines Menschen wälzte sich im Garn herum und stürzte in die Mosel. Der Fischer war

sonst nicht bange, aber da gruselte ihm doch etwas, er wartete eine Weile, dann hob er wieder das Netz, und wieder war das unheimliche Wesen darin, es war so schwer, daß er kaum den „Stadfaden“ des Hebegarns über Wasser bringen konnte. Da wurde es dem Fischer zu arg, er rief: „Wenn du von Gott bist, dann sprich, was du willst! Wenn du aber vom Teufel bist, dann scher' dich in die Hölle!“ Im selben Augenblick entstand ein furchtbares Rumoren in dem Netze. Die Ruten zerbrachen, das Netz zerriß in Fetzen und mit entsetzlichem Schnauben und Tosen verschwand das Ungetüm im Wasser. — In der Osternacht gingen mehrere junge Leute in den „Laach“ fischen. Die Mosel führte Hochwasser, und der Leimpfad war am Abend wasserfrei geworden. Es war mondhell. Auf einmal sah einer der Fischer ein schwarzes Hündchen an sich vorüberstreifen. Er wollte es mit der Hand streicheln, aber es entwand sich seinen Händen und war verschwunden. Nach einer Weile kam der Hund wieder, aber diesmal hatte er die Größe eines Metzgerhundes, und beim dritten Male war er so groß wie ein Kalb. Da bekamen die Fischer doch Angst, und liefen nach Hause. Denselben Hund sahen Fischer, die in der Christnacht dort fischten. Zwei von ihnen, die nicht fortliefen, wurden verprügelt.

Das Fulerde-Dier und die Juffel

Solche Geister, die an einsame Waldwinkel, Flußufer, Weide- oder Heidestellen gebunden sind, verschwinden oft, wenn diese Aufenthaltsorte durch Bebauung und allerhand Anlagen für sie ungeeignet werden. Auf der Fulerd (Faul-Erde) bei Gymnich, einem Wiesenstück an der Erft, ging bis vor wenigen Jahrzehnten das „Fulerdedier“ um, ein grausiges Gespenst; manche sagen, es war eine Frauensperson mit einem Kinde, das tunkte sie immer in die Erft, wie um es zu baden; sie soll dahin zur Strafe verwünscht gewesen sein; wer ihr nachts in die Finger geriet, den erwürgte sie, zerbrach ihm das Rückgrat oder stieß ihn in den Fluß. Und auf den Wiesen dort spukte auch die Juffel, die so stark war, daß sie einen Menschen ein paar hundert Schritt weit in die Wiesen schleudern konnte; meist aber sprang sie dem, der ihr nahe kam, auf den Nacken, ließ sich bis vor Gymnich tragen und erwürgte ihn dort. Als nun 1863 die „neue Erft“ angelegt wurde, sind diese Gespenster fortgeschwommen nach Bedburg, aber nicht verschwunden ist der Glaube an solche Geister überhaupt, denn das Volk rechnet noch heute dort mit etwa 40 Menschen, die durch die Juffel und das Fulerdedier ums Leben gekommen sind.

Auch der Feuermann ist fortgeschwommen, der sich als Flamme in den Wiesen zeigte und die Leute so blendete, daß sie sich dort verliefen und die ganze Nacht herumirrten, um von Türnich nach Gymnich zu kommen.

Fackelmännchen

In „Pontel", unterhalb Riol an der Mosel, ist es nicht geheuer. In manchen Nächten hört man dort Rufen und Schreien. Auch Fackelmännchen steigen in dunkeln Nächten auf. Pontel gegenüber ist ein beliebter Standort für die Fischer, die machen da zur Zeit der Hochwasserflut reiche Beute. Alle die alten Fischer, die ich kenne und gesprochen habe, so berichtet mein Gewährsmann, erzählen übereinstimmend, daß sie solche Fackelmännchen gesehen haben. In Pontel steigen sie auf, flattern in mäßiger Höhe über die Mosel herüber, nehmen dann die Richtung zum Judenkirchhof auf dem Zellerberg und verschwinden dann. Die Fackelmännchen sind meist harmlos und tun den Menschen, die sie in Ruhe lassen, nichts zu leide. Oft setzen sie sich auf einen Weinbergspfahl und bleiben eine Weile unbeweglich sitzen. Nur darf man sie nicht necken. Einmal rief ein Fischer, der im Weinberg sich grad verhinnern mußte, einem über die Mosel herüberkommenden Fackelmännchen zu: „Fackelmännche, kumm! Leck mech am Arsch!" Aber da erging es ihm schlecht. Im Augenblicke war das Fackelmännchen bei ihm, und er bekam von unsichtbaren Händen eine solche Tracht Prügel, daß ihm zeitlebens die Lust am Fischen verging. — Der das erzählte, wußte noch zwei Fackelmännchengeschichten:

Ein Fuhrmann von Mehring, der ein Fuder Wein nach Trier gefahren hatte, kam in später Nacht mit seinem Fuhrwerk zurück. Als er in die Nähe der „Schulbach", unterhalb Schweich, kam, sah er ein Fackelmännchen über dem Weinberg schweben. Es kam auf ihn zu und setzte sich dem Pferde aufs Kummet. In seiner Angst bekreuzte sich der Mann und trieb das Pferd zu rascherer Gangart an. Das Feuermännchen setzte sich hinten auf den Wagen und blieb dort ruhig sitzen. Erst im Mehringer Laach stieg es auf und verschwand über dem Berge.

Zur Zeit, als ich Student war, hatten wir im Dorfe einen Schweinehirten aus Merscheid bei Morbach, der in unserem Hause schlief. Der glaubte fest, die Fackelmännchen seien „richtige Geister". Er habe im Hochwald lange Jahre hindurch die Schafe gehütet und zur Nachtzeit öfters Fackelmännchen gesehen. Er erzählte von zweien, die seien jeden Abend um dieselbe Zeit aufgestiegen, und hätten sich in der Luft derart verprügelt und bekämpft, man habe ordentlich die Schläge gehört, die Funken aus Mund und Augenhöhlen sprühen sehen!

Feuermann

An manchen Orten, z. B. in dem Jülicher Lande, unterscheidet man zwischen dem Feuermann und dem Irrlicht. Den Feuermann fürchtete man wohl auch, aber er tat keinem was zu Leide, die Druggleede waren schlimmer, erzählt man in Geich. Unter den Feuermännern stellt man sich ruhelose Seelen vor, die noch wat abzokerve (abzubüßen) haben, beson-

ders solche, die bei Lebzeiten ihren Nachbarn Grenzsteine versetzt oder Land abgepflügt haben. Dafür müssen sie glühnig gehen. Als Feuermann geht z. B. auch der Gerichtsschöffe Steffens zu Honnef.

Als der Gerichtsschöffe Steffens den „Bau" (später Hotel Klein) errichtete, betrog er seinen Holzlieferanten um eine bedeutende Summe Geldes. Deshalb verwünschte ihn dieser, daß er müsse „brennen gehen", d. h. als glühender Mann nach seinem Tode umgehen. Bald nachdem der Schöffe gestorben war, begegnete er des Nachts in glühender Gestalt einigen Männern, die auf die Kirchenwacht gingen. Er eilte vorüber, wie ein Sturmwind; doch sah man ihn so deutlich, daß man ihm die Rippen im Leibe zählen konnte. Wie er im Leben mit der linken Hand auf dem Rücken die Hose festzuhalten pflegte, damit sie nicht herunterfiel, so tat er es auch jetzt; daran erkannte man ihn.

Ein Handwerksmeister aus Thum kam am späten Abend von Boich. In der Nähe seines Dorfes sah er am „weißen Busche" drei glühende Männer. Der Meister, der ein kühner Mann war und Gewalt über die Geister hatte, sprach zu seinen zwei Gesellen: „Wollt ihr die glühenden Männer einmal in der Nähe sehen?" Als sie das bejahten, pfiff er den Feuermännern und im Nu standen sie vor ihnen. Sie sahen aus, wie glühende Menschengerippe, denen man die Rippen im Leibe zählen konnte, und das Herz hing wie an einem seidenen Faden. Selbst auf den Schnallenschuhen sah man die silbernen Knöpfe. „Soll ich nun machen, daß sie wieder fortkommen?" fragte der Meister die erschrockenen Gesellen. Er stieß einen derben Fluch aus, und im Augenblick waren die Glühenden in der Ferne verschwunden. — Andre, z. B.. ein alter Mann in Luchem, haben nur etwas gesehen wie einen Klotz Feuer, einem Menschenkopfe ähnlich, und von der übrigen Gestalt nichts; und wer sie heranpfiff, auf den rollten sie als feurige Kugeln los.

Schäfer Helmes hütete in Kelz die Schafe und ging jeden Samstag abend nach Drove, wo seine Frau und seine Kinder lebten. Eines Samstags Abends machte er sich wieder auf den Weg nach Hause. Es war so finster, daß man keine Hand vor den Augen sah, und als er zum Dorfe hinauskam, konnte er den Weg nicht einhalten. Auf einmal wird es rund um ihn ganz hell, und ein Feuermann steht vor ihm. In seiner Verlegenheit sprach er ihn an und erbot sich, ihm fünf Groschen zu geben, wenn er ihm bis auf den Burgberg vor Drove leuchte. Der Feuermann ging schweigend voran. Auf dem ganzen Wege dachte der Schäfer darüber nach, wie er der unheimlichen Feuergestalt den bedungenen Lohn einhändigen könne. Als sie am Burgberge angekommen waren, und der

Feuermann schon ungeduldig vor ihm hersprang, da fiel ihm endlich sein „Schäferschippchen“ ein, das ihm als Stock diente, und er reichte ihm darauf das Geldstück. Damit war die Feuergestalt entschwunden. Am anderen Tage fand er das Eisen seines „Schippchens“, das der Feuermann berührt hatte, schwarz verbrannt vor.

Einmal fuhr ein Mann mit der Karre von Thum Frucht auf Froitzheim zu, die er in Zülpich verkaufen wollte. Es war noch sehr finster. Auf einmal setzte sich ein Feuermann hinten auf die Karre, und die Pferde mußten ziehen, daß sie bald mit Schaum bedeckt waren. In seiner Angst fing der Fuhrmann an zu beten, jedoch die Feuergestalt wich nicht. Schließlich konnte er es nicht mehr aushalten und rief: „Zum Teufel zu, mach' dich von der Karre!“ Augenblicklich verschwand der Geist mit den Worten: „Noch ein Vaterunser, und ich wäre erlöst gewesen.“

Von Erberich aus wurde der Herr Pfarrer von Lohn zu einem Kranken gerufen. Die beiden Nachbarn des Kranken, die den Geistlichen gerufen hatten, und der Küster begleiteten ihn. Als sie bis zu der Stelle kamen, wo heute das Küsterskreuz steht, ruft der Küster: „Herr, da kommt ein Feuermann!“ „Bete nur weiter und gehe voran!“ antwortet der Geistliche. Als der Feuermann näher kommt, erteilt ihm der Geistliche den Segen. Da beginnt der Feuermann zu reden: „Auf diesen Segen habe ich lange warten müssen. In meinem Leben habe ich ihn versäumt am hl. Sakramentstage. Jetzt bin ich erlöst; ich danke euch.“ Damit verschwand der Geist.

In Konzendorf bei Obergeich starb plötzlich ein Mann, der hatte alle möglichen Schlechtigkeiten begangen, gleich hieß es, im Felde gehe ein Feuermann. Drei Männer aus Obergeich wollten das nicht glauben. Aber eines Abends, als sie von der Arbeit kamen — drei Mädchen hatten aus Angst vor dem Feuermann sich ihnen angeschlossen — da sahen sie auf freiem Felde wirklich ein Licht auf sich zukommen. Sie faßten ihre Stöcke fester, aber als das Licht heran war, verging ihnen der Mut; es ging ein Mann in langen Stiefeln, in der einen Hand einen langen Stab, in der andern eine Sturmlaterne, wie man sie damals noch nicht kannte, mitten durch ihre Gruppe hindurch, sauste wie der Blitz quer feldein und war im nächsten Augenblick schon an der Harth, die liegt eine Stunde weit weg. Er sah genau aus wie der kürzlich in Konzendorf Verstorbene, von dem es die Leute sagten. Die das gesehen haben, leben noch, es ist wirklich geschehen und keine Einbildung gewesen.

Irrlichter

Auch von den Drüggleeden oder Waslichtern (Irrlichtern) wird Ähnliches erzählt. Bei Heidhausen, in der Nähe von Werden, zeigten sie sich



oft an düsteren Stellen. Da nahm einmal ein Knecht Wasser mit und nahm die Nottaufe an einem vor; da war das sofort verschwunden. Andere erzählten dann weiter, es seien nun immer noch mehr Irrlichter gekommen, so daß der Knecht habe taufen müssen, bis es Tag wurde. In Gressenich sagt man, die Trühledde im Schieverling und in der Dròi seien verschwunden, seit ein Bergmann sie mit Weihwasser besprengte. Man hält sie vielfach für Seelen ungetaufter Kinder. Manche widersprechen dem, weil sie einen nachts vom Wege ab an gefährliche Stellen locken; es müßten den Menschen feindliche Wesen sein. Ein alter Mann erzählte, es habe ihn einst zur Nachtzeit das „Drüchlich", Irrlicht- oder Betruglicht so angeführt, daß er beinahe die ganze Nacht herumgeirrt sei. Meinte er, an dieser Stelle zu sein, so war er an einer anderen: genug, er kam nicht zurecht. Auf einmal erinnerte er sich, früher gehört zu haben, wenn er seine „Boxetäsch omdrieh", käme er auf den richtigen Weg. Gedacht, getan! Sofort wußte er nun, wo er sich befand. Aber das sei Unverstand, das so aufzufassen, als wollten sie das Unglück des Menschen, wird dagegen gesagt; die Drügglede führen eben den Wanderer zum Wasser, daß er sie taufen soll. Auch wird von ihnen dasselbe wie vom Feuermann erzählt, daß sie ihre Erlösung suchen, indem sie den Menschen leuchten und der dann eine Zahl Gebete spricht oder sie segnet. Wieder andere, aufgeklärte Leute, halten die Irrlichter für Ausdünstungen aus der Erde, sie kämen meist aus Sümpfen; dagegen wird aber eingewendet, daß die Irrlichter nicht immer dem Winde folgen, sondern sich oft gegen den Wind fortbewegen.

Der wilde Jäger und die wilde Jagd

Der ewige Jäger

Ähnlich wie vom Grafen Walram von Sponheim (im Nahegau), vom Hundemarquis von Merode (im Jülicher Lande) und vom Maldix (im Saargebiet), erzählt man sich die Sage vom ewigen Jäger auch heute noch im Volke; so hört man in der Eifel unter anderm: Zwei Jäger gingen an einem Sonntagmorgen in den Wald jagen. Da sahen sie einen dreibeinigen Hasen, so oft sie aber anlegten, war er nicht mehr zu sehen. Als es nun ins Hochamt läutete, kehrte der eine Jäger um und ging zur Kirche. Der andere aber sagte: „Ich will den Hasen haben, und wenn ich ewig danach jagen sollte". Aber er bekam ihn nicht, und muß zur Strafe, daß er das Amt versäumt hat, ewig umherjagen. Heute noch hört man ihn manchmal im „Burgholz" (einem Berg gegenüber Löf) keuchen, und seinen Hund bellen. In der Neuwieder Gegend weiß man auch noch, daß eine Stimme vom Himmel den Jäger verfluchte, als er

während der Kirche jagte. An der Hohen Acht jagt ebensolch ein gottloser Jäger aus alten Zeiten, der am Sonntag nie in die Kirche ging, sondern dann immer hinter dem Wilde her war. Wenn die Glocken im nahen Kaltenborn zum heiligen Opfer riefen, stieß er gewöhnlich einen Fluch aus und sagte: „Und wenn sie zwanzigmal rufen, ich gehe doch nicht hinein!" Da ist er an einem Sonntag an einer steilen Felswand abgestürzt, und in stürmischen Nächten jagt er in den Wäldern an der Hohen Acht bis zum jüngsten Tage.

Es mischen sich auch Sagen von andern Freveln hinein, man war auf die Herren über Wild und Wald und auf deren Stellvertreter, die Förster, nicht gut zu sprechen.

Der blechene Jäger

Der blechene Jäger am Hohen Asberg (Siebengebirge), nimmt immer seinen Weg hoch durch die Luft, und zwar von Rederscheid nach Gießelers Siefen; das geschieht aber nur zur Nachtzeit. Dort an der Kreuzes-Eiche hörten einmal arme Frauen, die Beeren und Holz sammelten, das Hundegebell und Getöse hoch in der Luft. An der Eiche war lange ein Schildchen mit Bildern, und mit dem Spruch:

Ich verteile den Blitz
Und vertreibe die bösen Geister.

Der blechene Jäger, sagen andere, von seinem Blechmantel so genannt, ist an den Asberg verbannt, weil er was angerichtet hat. Er reist immer auf einem Pfädchen, das vom Asberg an der Kreuzes-Eiche vorbei nach den Sieben Bergen geht. Dieser Pfad wird nur von ihm betreten, aber von keinem Menschen.

Er ist ein Förster gewesen, meinen manche, und sehr ungerecht, hat Leute angezeigt, die nichts begangen hatten. — Andere sagen, er hat jemand ermordet; wieder andere: er sei ein Wucherer, der manchen auf seinem Gewissen gehabt habe; nach seinem Tode spukte er erst bei Endenich in einem Busche, dann wurde er in die Sieben Berge verwiesen. Von einigen bestimmten Fräuleins muß ihm alle sieben Jahr ein blechener Mantel geliefert werden. — Noch andere behaupten, er sei ein wüster Ritter auf Ockenfels gewesen, der sogar seinen eigenen Bruder ermordete; oder ein Ritter auf Bruchhausen, der aus Eifersucht den von Ockenfels mit auf die Jagd lockte und da erdolchte. Sterbend verfluchte der Ockenfelser seinen Mörder, daß er ewig dort umgehen solle. Man hat den Täter dann entdeckt und an der Mordstätte gehängt. Es heißt auch, der blechene Jäger soll ganz von Blech und ganz glühend sein, und er wird als ein großer Mann beschrieben mit langem Bart und von wil-

dem Aussehen. Ein Förster ist eines Tages vor ihm davongelaufen. Von seinem Toben sind alle Bäume und Sträucher am Asberg verdreht und zerzaust.

Der hölzerne Jäger

Weitere Sagen wissen nichts von einer bestimmten Untat, sondern geben nur die Erscheinung; so die vom hölzernen Jäger im Üsbachtal bei Lützerath. Er geistert im Walde mit allen erdenklichen Stimmen, wie wir das schon von anderm Waldspuk kennen, besonders am Vorabend heiliger Tage, und es ist oft ein Sturm, als wollt' es die Bäume ausreißen. Und zwei Mädchen, die zum Futterschneiden in den verrufenen Wald gingen und vor Müdigkeit eingeschlafen waren, sahen im Erwachen einen riesengroßen alten Jäger vor sich stehen. — Dagegen erscheint er in der Ahr- und Moselgegend an manchen Orten als ein Mann oder Männchen ohne Beine, in altmodischer Tracht, mit dreischöppigem Blechhut, grünlich schimmerndem Bart; des öfteren auch mit zwei Hunden; oder mit einem Hunde, der eine Schelle trägt und einen Schweinskopf hat.

Der wilde Jäger und die weiße Frau

In einer Jülicher Sage heißt es in verworrener Erinnerung, früher sei der ewige Jäger gesehen worden, wie er eine schöne Jungfrau verfolgte, „die ihn verwünscht habe". Was es mit dieser Verfolgung auf sich hat, lehrt uns eine alte Sage bei Cäsarius von Heisterbach: Die Konkubine eines Priesters lag auf dem Sterbebett. Da sprach sie lebhaft ihr Begehren aus, man möge ihr doch rasch ein paar neue gut gesohlte Schuhe machen lassen. „Begrabt mich damit," fügte sie hinzu; „ich werde ihrer sehr bedürftig sein." Dies geschah, und als in der Nacht darauf ein Ritter mit seinem Knecht bei hellem Mondschein des Weges ritt, vernahmen diese beiden ein lautes, von einem Weibe herrührendes Jammergeschrei. Als sie staunend hielten, sieh, da stürzte ein Weib mit dem Ruf: „Zu Hilfe, zu Hilfe!" auf sie zu. Der Ritter stieg vom Pferde und nahm, indem er mit seinem Schwert einen Kreis um sich zog, die ihm bekannte Frau zu sich; sie war in ein Hemd gehüllt und hatte außer diesem Leilach keine weitern Kleidungsstücke, als die besagten Schuhe. Und sieh da, aus der Ferne vernahm man einen Laut, als ob ein Jäger gewaltig in sein Horn stieße, und dazu hörte man das Gebell nahender Jagdhunde. Als die Frau bei diesen Lauten mehr und mehr ins Zittern geriet, und der Ritter den Grund ihrer Furcht in Erfahrung gebracht hatte, überließ er dem Knecht die Pferde, wand die Haarflechten der Verfolgten um seinen linken Arm und hielt in der rechten Hand sein Schwert. Der höllische Jäger kam näher und näher, plötzlich rief die Frau dem Ritter zu: „Laßt mich los, laßt mich los! Seht, er kommt!" Der Rit-

ter wollte sie halten; sie wand sich jedoch mit Gewalt von ihm los und entfloh, wobei sie den größten Teil ihres Haares zurückließ. Der Teufel folgte ihr und riß sie zu sich aufs Pferd, so daß Kopf und Arme von der einen, die Schenkel aber von der anderen Seite herunterhingen. So stürmte er mit seiner Beute davon. Als der Ritter am Morgen in sein Dorf zurückgekommen war, erzählte er dort, was er in der Nacht gesehen hatte, und zeigte als Beleg für die Wahrheit die Haare der Verfolgten. Man glaubte ihm nicht; als man jedoch das Grab öffnete, fand man die Leiche ohne Haare. — Dies ist im Erzbistum Mainz geschehen.

Man braucht hier nur statt des mönchischen Ausdrucks „Teufel“ Dämon zu sagen, so hat man den seelenlüsternen Wode, den Herrn des Seelenheeres, wie er einer eben Verstorbenen nachjagt, die er zu den übrigen haben will.

In Hackhausen bei Ohligs (Kr. Solingen) haben noch vor etwa 50 Jahren mehrere Leute den ewigen Jäger gesehen, auch deutlich gehört, wie er des Nachts um 12 Uhr dreimal auf seinem Waldpfeifchen pfiff. Er war aber nicht allein. Eine weiße Frau war bei ihm, die soll ein verwünschter Engel gewesen sein. Darum fürchtete sich vor ihr kein Mensch, wohl aber vor dem ewigen Jäger, denn der war zu seinen Lebzeiten sehr hart gegen die armen Leute, unterschrieb sich mit seinem eigenen Blut und stand an vier Wegen (d. i. am Kreuzwege) vor dem Teufel.

Bei Bruttig kommt von Fankel her oft der wilde Jäger mit seinem Gefolge unter Heulen und Sturm. Wenn die wilde Jagd bis zum „Bildchen“ gekommen ist, dann verschwindet sie, nur bis dahin haben die Geister Macht. Das „Bildchen“ ist ein steinerner Christus am Kreuz, tief in den Stamm einer Eiche eingewachsen.

De fürige Jaag

Das Dorf Thum war in Vorzeiten eine Stadt, die Thumbach hieß und die groß gewesen sein muß. Einige Stellen, wo die alten Gebäulichkeiten der zugrundegegangenen Stadt gestanden haben, wurden früher als berüchtigt gemieden. Als der Hochwald im Buchholz, der sich vor sechzig Jahren nördlich bis an den Ort zog, noch nicht gerodet war, sprengte nachts zu heiligen Zeiten der „wisse Schömmel“ durch den Wald. Das Tier sprühte zuweilen Feuer aus den Nüstern, und ein unheimlicher Reiter saß auf ihm, bald riesengroß, so daß er fast die Wipfel der Bäume erreichte, bald zu einem kleinen, winzigen Männchen zusammengeschrumpft, das man kaum sehen konnte. Oft erschien er an der Spitze eines wild daherrasenden Heeres. Dann hörte man Katzengeschrei, Hundegebell und sonstiges Getöse und sah zahllose Lichter. Das nannte man die „fürige Jaag“. Das Heer hielt immer die gleiche Richtung ein „op dem Scheed“

von Westen nach Osten. An der „Urmaar“, der verrufensten Stelle, erschien der Reiter oft feurig und verschwand plötzlich. Danach hört man ängstliches Stöhnen und Wimmern. Der Reiter soll der Geist eines Ritters der Froitzheimer Burg sein.

Die wilde Jagd

Mi Großvater, so erzählt Stephan Schneider in Kerpen, Stütze Steffe genannt, hat mir en menger Jugend zemlich jet Spokgeschichte verzallt, so z. B. von der welle Jaag. Fröher en der all Zeck dät jede Famelie ihre Flachs selfs spenne. No denn wurd he dann zum Wefer gebraht on koem da op de Hackezau. Von da wued datt Linge fottgeholt on an der Bach faßgepölt for ze bleche. Om dat et net gestohle wurd (denn zo der Zeck wohnten Kleumanns och at en Kerpe) wued van Strüh en Wachhött gebaut, do genke dann de Köhnste van Kerpe dren waache. Dat wor dann mi Großvater selig, Nelle Wellem, Geseves on de all Bergerhuse. Op emol, wenn de Kerchuhr 12 geschlage on der Naatswächter die Uhr getuut hat, wurd et lebendig im Godesloch (Flurname), dann kom dei well Jaag heran, e Spaktakel en der Luft als wenn dausend Düwel loßgelosse wöre. Do kom ener, dä wor op e Rad gebonge, de andere hat ene Katzekopp on schreiden och wie en Katz, weder ene andere hot ene Hongskopp on heulte wie ene Hongk. On su kome dann noch vill andere Gestalte henge dran. Die Jaag schlog ihre Weg en nom düde Mann. Wenn sie erövver wor, getrauten sich die Wächter wieder erus, öm sich von ihrem Schrecken zu erholle. Dat wor allerhand, de well Jaag, on wenn mi Großvater mir davon verzälle dät, dann gruselte et mir am ganze Lief, ich wor bang för mich selver, ihrlich gesaht.

Wodesheer

Kurz vor der Franzosenzeit hörten die Leute auf der Eifel in Kirchweiler einmal das Wodesheer, als sie von der Abendandacht kamen; es kam von Dockweiler her und niemand wußte, was es war. Als das unheimliche Getöse immer näher kam, flüchtete alles in die Häuser. Ein Mann, der in eine alte Scheune retiriert war, und daraus hervorlugte, sah noch den Nachtrab und glaubte ein Weib zu erkennen, da rief er: „Lappzof hinten nach!“ — „Durchgang sieben Jahr!“ antwortete es. Am andern Tage erzählte sich alles im Dorf vom Wodesheer, der Mann aber hatte keine Zeit, er hatte immerzu das Laufen.

In den letzten Sagen war von dem wilden Jäger schon gar nicht mehr die Rede; das Seelenheer zieht hier allein ohne Führer; die meisten dieser Erscheinungen werden in frühere Zeiten verlegt; wie in Hetzingen die wilde Jagd durch die offenen Fenster in den Oberstock eines Bauernhauses und wieder hinausfuhr, und wie sie dann von einem Franzosen durch einen Schuß mit einem benedizierten Gewehr vertrieben wurde,

davon war schon früher die Rede. Doch gibt es noch alte Leute, z. B. in der Nahe- und Rurgegend, die noch daran glauben und sie selbst gesehen haben wollen.

Tanz mit einem Weibe aus der wilden Jagd

In dem Hohlwege hinter der Irrenanstalt bei Düren trieb früher auch die „well Jaag" ihr Unwesen. Damals waren die Kiesgruben noch nicht. Zwei Brüder aus einem der letzten Häuser an der Arnoldsweiler Straße waren eines Sonntags zu einem Feste ausgegangen. Gegen Mitternacht machten sie sich auf den Heimweg. Sie mußten durch den berüchtigten Hohlweg. Da hörten sie von weitem Musik und Gesang sich nähern. Während der älteste über den Rand des Hohlweges ging, blieb der jüngere im Hohlwege, obschon jener sagte: „Komm doch herauf, da kommt ja die wilde Jagd!" Es war aber schon zu spät; denn ein langer Zug Männer und Frauen kamen jauchzend, singend und tanzend heran, vorauf ein auffallend schönes Weib. Verwegen sprach der im Hohlweg gehende Bruder: „Mit dem schönen Mädchen muß ich einen Tanz machen." Kaum hatte er das Wort gesagt, da hatte ihn schon das Weib erfaßt und wirbelte mit ihm in tollem Tanze umher, bis ihm der Atem ausging, und er auf die Erde fiel. Doch noch immer ging es rund mit ihm, bis der Zug vorüber war, das Weib ihn los ließ und den übrigen nachrannte. Mit Hilfe seines Bruders konnte der Erschöpfte jetzt aufstehen, er bemerkte aber, daß der Hosenboden von dem Rundtanze auf dem Wege fort war. Im übrigen hatte er keinen Schaden erlitten.

Der Geisterwagen

Nirgends in der Gegend von Langerwehe gab es soviel Wild als oberhalb des Hofes Merberich, da kam es nachts in Menge aus dem Wäldchen auf die Wiese; aber niemand wagte sich dahin, besonders auf die Kuhtrift nicht, durch die ein Hohlweg nach Heistern führte. Denn nachts um zwölf Uhr fuhr der ewige Jäger von dort in einem Wagen, den schwarze Pferde zogen und viele Hunde umbellten, und mit furchtbarem Getöse ging es durch die Kuhtrift hinab auf die Frenzer Burg zu, zum Wasserberge, gleich hinter dem Sandberg bei Langerwehe, und gegen ein Uhr auf demselben Wege wieder zurück, und dann verschwand er. Mancher von den Wilderern, die an einer andern Stelle auf dem Anstande waren, will den Wagen gesehen und das unheimliche Brausen gehört haben.

Naturgeister und geheimnisvolle Tiere

Wie die Heinzelmännchen, gehören auch die eigentlichen Erd-, Wald- und Wassergeister, die Zwerge, wilden Leute, Nixen und Wassermänner der Vergangenheit an; man findet im Volksglauben der Gegen-

wart kaum noch Spuren davon. Eher könnte man von Resten eines Felddämonenglaubens reden.

Kornwolf

Kinder warnt man in der Ruhrgegend, damit sie nicht ins Korn gehen, vor dem Koerwolf (Kornwolf); auch Frauen sollen sich vor ihm in Acht nehmen. Mitunter findet man für dies Untier auch den Namen Ennongsmaher, es bedeutet ein Gespenst, das während der Ennongderzitt (Mittagszeit) sein Wesen im Felde treibt, nach einigen ein altes Weib, nach andern ein unförmliches Tier. Bei Niedeggen saß besonders so eins am Krüllsgraben, einer Schlucht, die auf Abenden zugeht. Namen und Wesen des Gespenstes wird noch besser erklärt durch eine andere Überlieferung aus dem Jülicher Lande und der Erftniederung.

Mittagsmutter

Anfang der neunziger Jahre erzählte man dort noch von der Ennongersmöder oder Ennongsmöhn, der Mittagsmuhme oder -mutter.

Wenn in Bedburg früher um zwei der Kuhhirt blies, kam sie am Broicher Busch aus ihrer Erdhöhle bei der Fontei hervor und schwärmte bis tief in die Nacht auf den Feldern herum. Am Burgwege bei Morken-Harff machte die Ennongersmohr mittags von zwölf bis eins ihren Gang und verscheuchte alle, die sich zur Unzeit draußen auf dem Acker aufhielten. In Lich, an der uralten Heerstraße von Köln nach Jülich, wußte man sie sogar genau zu beschreiben; sie sah aus wie ein altes Weib, trug ein Leibchen, ein Mützchen mit Ohreisen und Stauchen mit Daumen. Den Arbeitern, die sich im Sommer in der Zeit zwischen Pankratius (12. Mai) und Bartholomäus (24. August) auf dem Felde sehen ließen, warf sie das Ackergerät durcheinander oder machte, daß sie es nicht wiederfinden konnten. Bei Königshoven erschien sie in der Feldflur Eschmaar als eine Gestalt, die mit Ziegenfellen bekleidet war, und an den Fellen saß noch der gehörnte Kopf. Leute, die nach 12 bei der Arbeit blieben, jagte das Gespenst von dannen, indem es plötzlich das unheimliche Ziegenhaupt aus einem Kornfeld emporstreckte.

Nun darf man nicht alles, was in der Mittagszeit spukt, für Mittagsgeister dieses Schlages halten. Denn die Mittagsstunde von 12—1 ist eine zweite Geisterstunde neben der mitternächtigen, und es sind auch nicht selten weiße Juffern, Grenzsteinversetzer und ähnliche Geister, die sich in dieser Mittagsstunde zeigen.

Juffer Fey

Allenfalls könnte man auch noch an eine Art Waldfrau denken bei der Juffer Fey im Veytale bei Euenheim (Kr. Euskirchen), aus dem der Ort sein Wasser erhält; sie gilt als die Beschützerin des Tales, namentlich der Wälder, wer sich da rüpelhaft benimmt, den umstrickt sie, wer den Waldfrieden ehrt, ist ihr Freund. Wanderer, die in der Dämmerung an



der Quelle vorbei kamen, wollen sie gesehen haben, sie sah ernst und bleich aus. Die Leute verhielten sich ganz ruhig, da verschwand sie hinter den alten Weiden. Am Feyentage soll sie ihre nächtlichen Umzüge wiederholen. Daher sagt man: „Opgepaß on net gelaach, höck ös aller Feyendaag."

Die folgende Geschichte ist keine von den neueren, aber wenigstens in ihrem Glauben an die Wundermacht der Heiligen Nacht und der geweihten Dinge gehört sie noch in die Gegenwart; und warum sollte dieser Glaube an das Heilige nicht auch jetzt noch wieder so mächtig werden, daß jemand mit ihm allen feindlichen Naturgewalten widerstände?

Die Meerfrau im Altwasser

Nicht weit von Xanten in einem tiefen Altwasser sollen schon viele Leute umgekommen sein. Einst kam ein Bauer von Birten her, der hatte dort die Weihnacht mitgefeiert und war auf dem Wege nach Hause, mit einer geweihten Weihnachtskerze. Bald jedoch verirrte er sich, tappte im dichten Nebel umher und dachte jeden Augenblick, sein Licht würde ausgehen. Endlich kam er in ein stattliches Haus, da hört er auf einmal sich beim Namen rufen: „Heinz, Heinz!" Und wie er sich umsieht, wo es her gerufen hat, stehen da eine Menge Töpfe. „Wer ruft da?" fragt er. „Ich bin's, dein Großvater und Pate", rief die Stimme wieder. „Die Meerfrau hat mich im Ulkentopf. Du bist hier ganz tief ins Altwasser geraten. Hättst du nicht deine geweihte Kerze, so wärst du verloren. Aber mach schnell, sonst kommt die Wasserfrau zurück und es ist um dich geschehen! — Und nun gib acht: Zerschlag den Deckel auf dem Topf mit drei Schlägen, lege aber nicht die Kerze aus der Hand. Wenn du den Deckel entzweigeschlagen hast, so bekreuze dich dreimal mit dem Schlüssel, und dann schnell hinaus, ich werde als Licht vor dir her leuchten; aber sieh dich nicht um!" Der Bauer tat alles, wie ihm der Großvater befohlen hatte, und machte sich auf den Weg, gab dabei sorgsam acht, daß seine Kerze nicht erlosch. Lange ging er so, da wich endlich der Nebel, das Licht vor ihm aber war verschwunden, er wußte nicht wie, und er sah wieder die Sterne funkeln. Nun kam er in kurzer Zeit nach Hause. Am Morgen sah er, daß an seinen Schuhen noch lauter Schlamm saß, und war doch draußen alles hart gefroren gewesen. Es war schon richtig, er war im Altwasser gewesen.

Wassergeist

Am Kreienberg bei Eschweiler hat man früher im Sumpf ein Seeweibchen singen hören, und von dem Kirchwasser, einem Abfluß der Rur, wie auch von der Rur selbst glaubte man, daß sie alljährlich ein Menschenopfer verlange. Kinder macht man wohl noch bange mit dem Wassermann, daß sie nicht zu nahe ans Wasser gehen. Und von der „Kule"

bei Röhe (im Indegebiet) hieß es, wenn beim Schlittschuhlaufen das Eis dreimal hintereinander krachte und man dann noch nicht wegging, so zerschlüge der Wassermann die Eisdecke und alle müßten ertrinken. Auf dem Grunde der Nahe sitzt der Hakemann, der hakt sich besonders die kleinen Kinder, und ebenso gibt es in der Mosel den Kraobenmann (Kraoben bedeutet Haken). Fischer und Schiffer wissen auch allerlei von unheimlich tiefen Stellen in den Flüssen, eine solche ist z. B. unterhalb Mehring in der Mosel die „Wag". Da ist das Wasser so tief, daß man keinen Grund findet. Da gibt es Hechte, die über 1000 Jahre alt sind und Moos auf den Köpfen tragen. Die Fischer fürchten diese Stelle, weil es da nicht geheuer ist und der Nachen wie von unsichtbarer Hand in die Tiefe gezogen wird. Hier hat die Mosel schon manches Opfer gefordert. Und riesenhafte Schlangen hat man zur Nachtzeit gesehen, die schwammen im Wasser und verstrickten sich im Fischnetz.

Die großen Schlangen

Eine riesige Schlange, viele Meter lang, und dick wie ein Ofenrohr, sah auch noch vor einigen 30 Jahren ein Bauer bei Olpe, sie verschwand plötzlich, als er näher lief, und doch war nirgends eine Öffnung in der Erde. Viele Leute dort haben sie außerdem gesehen, Jäger schossen danach, ohne sie zu treffen, aber seit dem Tage blieb sie weg; zuleide getan hat sie niemand was.

Von der Unke

So etwas glaubt einer noch eher, als das vom Onkeköning, das ist ein Märchen, wie man es Kindern erzählt. In Reifferscheid am Jöddegäßche soll einmal eine arme Frau gewohnt haben, die hatte ein Kind und eine Kuh. Des Morgens gab sie dem Kinde einen Teller mit Milch und Brocken, der war immer leer, wenn sie wieder kam. Das tat der Onkeköning, der hatte en gölde Kruen mit Diamante, und so ging das Tag für Tag, sie ließ ihn ruhig gewähren. Als dat Jöngelche nu groß war, kam de Onk eines Tages auch wieder, und als sie die Milch aufhatte, ließ sie ihr Krönchen dem Jungen in den Schoß fallen und kam nicht wieder. Und der Junge ist ein gelehrter fürnehmer Herr geworden. — Man erzählt es auch noch anders, da ist es kein König, sondern nur eine einfache Unke, auf einem kleinen Eifelhofe; als der Bauer, der den neu gekauft hatte, sie im Stalle entdeckt hatte, sorgte er dafür, daß sie immer ihre Schale Milch bekam, und ihr niemand was tat; und da war immer Glück und Segen im Hause. Die Leut' bekommen nun ihr erstes Kind und nun geht die Geschichte weiter, wie das Grimmsche Märchen von der Unke, nur daß am Schluß nicht das Kind stirbt, sondern der Bauer bettelarm wird und von Haus und Hof muß.

Der alte Flurschütz Vetter in Rhens, hat vor mehr als hundert Jahren,



als er noch jung war, einmal am Breyerbach im Grase funkelndes Gestein gesehen, und wie er näher zusah, war es ein Krönchen aus Diamant, Karfunkel und Perlen. Eben wollt er es nehmen, da hörte er vom Bache her sanftes Pfeifen. Da fällt ihm ein, daß ihm die Alten erzählt haben, an heißen Tagen gehe manchmal die Unkenkönigin zum Bach baden, und lege dann ihr Krönchen an den Rand, wer es aber rauben wolle, dem komme die Schlange furchtbar schnell nach und er müsse sehen, daß er auf einen Nußbaum komme, ehe sie ihn eingeholt habe, sonst sei er verloren. Er sah sich nach einem Nußbaum um, aber der nächste war ihm zu weit. Die Schlange hob schon den Kopf übers Gras und hatte es schon gemerkt, da ließ er das Krönchen fallen und rannte fort nach dem Nußbaum. Seit er aber das Krönchen angefaßt hatte, war er geistersichtig geworden.

Der Drache

Eine vereinzelte Erscheinung ist schon der Drache geworden, von dem eine neuere Überlieferung gleichfalls aus der Eifel berichtet: er ist ein schreckliches feuerspeiendes Tier mit Flügeln, feurigen Augen und glühender Zunge. Er zieht durch die Luft und nimmt alle sieben Jahre denselben Weg. Wer von ihm ereilt wird, muß sich platt auf die Erde legen, damit er von dem Feueratem nicht verbrannt wird. In gemischten Niederholzwaldungen finden sich oft Bäume und Sträucher, deren Blätter bereits verwelken, während andere noch grün sind. Diese verwelkten Laubhölzer ziehen sich oft strichweise oder im Zickzack dahin; das soll der Drache mit seinem Feueratmen gemacht haben, wenn er über den Wald hingefahren ist. Ein Bursch aus Sesterbach (bei Leienkaul), mit Namen Weiß, war einmal auf dem Heimwege und hatte bereits die Jorschheck, eine Höhe dort, erreicht, es war im Dunkelwerden, da kam ein feuriges Ungetüm durch die Luft heran. Ausweichen konnte er nicht mehr, ein brennender Schmerz fuhr ihm durch die Glieder, der Drache hat ihm schreckliche Brandwunden beigebracht, dagegen war kein Kraut gewachsen, und er mußte sterben; das ist vor etwa 80—90 Jahren geschehen.

Die Alte mit den sieben Eulen

Bei dem bergischen Orte Much liegt nicht weit vom „Totenmann" und Kranüchel der Üselenbusch. Da soll vor langer Zeit eine steinalte Frau mit sieben Eulen in einer kleinen Hütte gehaust haben. Die Vögel kamen vor jedes Haus in der Umgegend geflogen, wo einer sterben sollte, und kündeten den Tod an. Die Alte aber soll von ihnen allerlei gelernt haben. Einmal, als sie nicht zu Hause war, fand ein junger Fuhrmann den versteckten Winkel und machte die Eulen alle tot. Dann legte er sich nicht weit davon schlafen. Da kam die Waldfrau wieder, fand ihn und verwünschte ihn, daß er alle hundert Jahre nach der Hütte kommen

sollte, sonst aber ohne Ruhe die Welt durchziehen. Und seit der Zeit hatte sie einen furchtbaren Haß auf alle Fuhrleute und setzte jedes Fuhrwerk fest, das in ihre Nähe kam. Eines Tages fand man sie auch tot und begrub sie neben ihren Eulen. Die Hütte ist längst zerfallen, der fremde Bursche soll noch immer unerlöst in der Welt umherfahren.

Schätze

Eine ganze Reihe von Schatzsagen ist uns schon bei der Wanderung durch Altrheinland bekanntgeworden, ich erinnere nur an den Kaskeller in Trier, an Neuenahr, Disibodenberg, den Drachenfels, an die goldene Kutsche im Hunsrücker Hochwald.

Von verborgenen Schätzen kann man im Rheinland aber auch noch heute viel hören; auf diesem Boden, der so reich an Trümmern vergangener Herrlichkeit ist und tatsächlich ja auch schon manche Funde wertvoller Münzen und anderer Altertümer hergab, ist das nicht zu verwundern. In der Sprache der Sage wurden daraus die goldenen Särge, Wiegen, Spinnräder, die goldener Kälber, das goldene Kegelspiel, das z. B. „auf der Burg“ zwischen Jahrsfeld und Rüscheid im Verließ liegen soll, eine goldene Krone, wie sie im Aubachtale unterhalb der Jahrsfelder Mühle in einem alten Brunnen zu finden ist, und nicht zuletzt die Glocken. Bei Dabacher (Daubacher-)brücke haben u. a. in Kriegszeit Mönche ihre Glocken, darunter eine silberne, in die Wiesen vergraben, aber da sind die in den morastigen Boden versunken, und die Mönche haben sie nicht wieder herausholen können; es ist auch hernach noch niemandem gelungen.

Sodann liegt gerade im Rheinland noch eine besondere Art von Schätzen an manchem Orte verborgen, nämlich köstlicher uralter Wein, womöglich in der eigenen Haut, ohne die Faßhülle, die längst zerfallen ist. — Als mit den andern Klöstern auch die Karthause bei Trier aufgehoben wurde und die Mönche mit ihren Habseligkeiten flohen, mußten sie zu ihrem großen Leidwesen den Wein, an hundert Fuder, im Keller zurücklassen; sie verscharrten aber den Eingang so gut, daß ihn kein anderer bisher hat wiederfinden können. Man hat schon wiederholt vergeblich nach dem Schatz gegraben. Es heißt, nur eine erprobte Weinnase könne die Stelle wieder aufspüren.

Der verborgene Weinkeller

Auch jetzt noch ist der Glaube nicht ganz verschwunden, wo man nachts draußen ein Licht sähe und es sei kein Irrlicht (und natürlich auch kein von Menschen angestecktes), dort müsse man graben, do stech Geld. Mancher kam an ein Geldfeuer, ohne es zu wissen, wie die Haushälterin des Pastors Ludwig in Mehring. Die stand in einer Nacht nach dem ersten

Geldfeuer

Hahnenschrei auf. Das Feuer auf dem Herde war ihr ausgegangen, und da man zu der Zeit noch keine Streichhölzer hatte, war sie in Verlegenheit, in der Nachbarschaft schlief noch alles. Als sie zum Fenster hinauskuckte, sah sie auf dem „Eselsgarten", einer Wiese nahebei, ein helleuchtendes Feuer, und ein paar Männer darum. Sie nahm ihre Kohlenschaufel und ging damit hin und holte sich Glut. Als sie die Kohlen in den Herd schüttete, waren sie erloschen. Sie ging zum zweiten Male Kohlen holen, auch die erloschen. Als sie zum drittenmal ging, saßen die Männer noch immer schweigend um das Feuer, aber einer sah sie an, als wollt' er sagen: nu ist's aber genug. Zum vierten Male getraute sie sich nicht mehr; das Feuer war auch verschwunden. Am andern Morgen lag der Herd voller Goldstücke. Auf der Wiese war keine Spur von einem Feuer zu sehen.

Auf dem „Eselsgarten" wurde noch öfter ein Geldfeuer gesehen. Der Eigentümer des Gartens merkte sich die Stelle genau und grub in einer Nacht nach dem Schatz. Er stieß auf eine Kiste, die ein ansehnliches Gewicht hatte. Er versuchte sie mit einem Brecheisen zu heben, und hatte sie auch glücklich schon so weit, daß er sie mit den Händen greifen konnte. Aber der Nachbar hatte was gemerkt und hatte sich leise herangeschlichen. Als nun der Schatzgräber den plötzlich neben sich sah, stieß er einen Fluch aus. Im Augenblick sank die Kiste mit dem Schatz in die Tiefe. Denn es ist ja eine alte Regel, daß man beim Schatzheben nicht sprechen darf. In Eischeid (bei Neunkirchen im Siegkreise) sagt man, an der Bröhlstraße, 1 km oberhalb einer Mühle, liege ein großer Stein zur linken Seite auf einem schroffen Hang; wer den Stein nachts zwischen zwölf und eins umwälze, ohne zu atmen und zu sprechen, finde einen großen Schatz.

Auch daß ein Mann, der nachts unterwegs war, sich seine ausgegangene Pfeife mit solcher Glut wieder anzünden wollte, ist eine bekannte Geschichte. Ein schwarzer Mann saß am Feuer und deutete, als ihm der Fremde sein Anliegen sagte, nur stumm auf die Glut. Und wie der nun die glühende Kohle anfaßte, war sie gar nicht heiß, zugleich aber waren Feuer und Schwarzer verschwunden; statt der glühenden Kohle aber hatte der Raucher ein Stück Gold in der Hand. Das war in der Sölzwiese oberhalb Niederelz (im Kreise Mayen). Glaubhafter wurde den Leuten dort diese Geschichte, als ein Müller beim Steinebrechen Bleierz fand. Der Stollen war aber zur Ausbeute zu gering und wurde wieder zugeworfen.

Der Schatz unter der Rübe

Zwei Saarbrückerinnen gingen vor langen Jahren über den heutigen Exerzierplatz; wie sie an ein Stück Land kamen, das der Familie Kleber in der Hohlgasse gehörte, bekam die eine Lust, sich eine der darin ge-

pflanzten Weißrüben herauszuziehen. Als sie gerade dabei war, rief plötzlich die andere: „Komm weg um Gottes willen“, und als sie weglief und frug, warum sie das gerufen, sagte diese: „In dem Moment, wo du die Rübe heraus hast ziehen wollen, war neben dir ein kleines Flämmchen, und das wurde immmer größer, und daneben stand ein großer schwarzer Mann, der verschwand, als ich um ‚Gottes willen‘ rief.“ Hätte nun die Frau, die dies gerufen hatte, am nächsten Morgen da nachgegraben, so hätte sie einen Schatz gefunden, denn den hatte sie durch den Namen Gottes gebannt. Obwohl sie dies glaubte, ging sie doch nicht hin, aus Angst.

Der Teufel als Schatzhüter

Im Teufelsberge bei Wyler (Kr. Cleve) soll ein Schatz in einer Kiste vergraben liegen. Vor vielen Jahren gingen drei Männer hin, um nachzugraben. Nachdem sie mehrere Wochen gegraben hatten, stießen sie endlich auf die Kiste mit Gold. Voller Freude rief derjenige, der die Kiste schon gefaßt hatte: „Ek heb se all bei de Kant.“ (Ich hab' sie schon an der Kante.) Da öffnete sich der Deckel der Kiste und der Teufel rief heraus: „En ek heb hem all bei de Tant!“ (Und ich hab' ihn schon bei den Zähnen.) Da ließen die Männer alles im Stich und liefen so schnell sie konnten davon. Von dieser Zeit an soll der Teufelsberg seinen Namen erhalten haben.

Wie der Teufel manchmal dazu kommt, Schatzhüter zu werden, kann man an folgendem Beispiel sehen: Eine reiche Frau in Horn (auf dem Hunsrück) war todkrank, aber sie konnte nicht sterben, weil sie zu sehr an ihrem Gelde hing. Schließlich ließ sie alle aus dem Krankenzimmer gehen, setzte sich auf ihren Geldtopf und sagte: „So Deiwel, nau behal dat Geld, bis dee Schdembel wire (wieder) drufgedrigd weerd!“ Dann legte sie sich ins Bett und starb. Die Verwandten hatten aber gelauscht, setzten die Tote noch mal auf den Geldtopf, und nun hatte der Teufel keine Gewalt mehr darüber.

Jungfern

Es ist aber nicht immer der Teufel, der die Schätze bewacht, auch wenn ein schwarzer Hund darauf liegt. Das kann auch ein Geist sein. Oft hüten auch die weißen Frauen das verborgene Gold. An der alten verfallenen Glashütte im Fockenbachtale bei Vierscheid (Kr. Neuwied) tanzen noch heute solche Jufferen. Und da soll auch eine Kiste mit Gold verborgen liegen. Die wollte ein Mädchen einmal heben; da kam ein großer Frosch mit einem Schlüssel im Maul und sprach — aber wir wissen schon, was er sagte. Ob das Mädchen es getan hat, wird nicht erzählt, wahrscheinlich hat es sich vor dem Froschmaul gegrault. — Und in Honnef geht noch die Sage: in der Quatembernacht komme eine Göt-



tin (?) auf goldenem, von vier Rappen gezogenem Wagen, sie trage einen goldenen Schlüssel um den Hals, und wer ihr den nehme, ehe sie in die Hölle (eine Villa an der Mülheimer Straße) fahre, der bekomme die Schätze im Drachenfels. — Es ist nur noch der Ausklang jener alten reichen Sage von der Schlüsseljungfrau und ihrem Hort, deren schon wiederholt gedacht wurde. Auch die besonderen Schlüsselblumen, die an manchem Burgberge wachsen und den Schatz erschließen sollen, hat seit langem niemand mehr gefunden. Mehr Hoffnung setzt man noch auf die Wünschelrute; man muß sie nicht mit einem Messer (hier lautet die Anweisung also anders, als vorher S. 154), sondern mit einem großen Feuerstein schneiden, und der Schoß muß dreijährig sein, und die Rute, die man davon schneidet, dreimal so lang als der ausgestreckte Zeigefinger des Schatzgräbers. Auf dem Zeigefinger schwebend wird sie getragen, wo sie hinneigt, liegt ein Schatz.

Wünschelrute

Die Fork

In Röhe (Kr. Aachen) sagen sie, irgendwo hinter dem neuen Wasserwerk an der oberen Landstraße zwischen Straße und Wald läge ein Schatz vergraben. Die „Trierische" (eine aus Trier zugezogene Frau) wußte, wie man ihn findet. In einer stürmischen Nacht ist sie mit noch ein paar Leuten hinaus gezogen und hat die Fork geworfen. Und danach, wie die lag, hat sie genau die Stelle sagen können. Nun fangen die an zu graben und sind schon an der Eisenkiste, da ruft der eine Gräber: „Ich han em, ich han em," und der Schatz ist wieder weg.

Schirpenhannes

In Langshausen bei Plaidt (im Kreise Mayen) sagt man: wer in der Christnacht an der alten Burg Schirpen (Steine) aufhebt, dem verwandeln sie sich in den Händen zu Gold. Vor etwa zwanzig Jahren ging ein Mann wirklich in der Christnacht hin und fuhr sich einen ganzen Sack voll nach Hause, er wird noch jetzt Schirpenhannes und seine Tochter Schirpengrittchen genannt.

Wie es heute dabei zugeht

Ein Schäfer saß tagtäglich zwischen Lützerath und Driesch (Kr. Daun) auf einem schweren Stein und aß sein Mittagessen. Eines Tages kommt ein Wagen mit vier Männern, die wälzen den Stein weg, nehmen darunter eine eiserne Kiste heraus und fahren wieder weiter. — Und auf dem Hügel bei Breukelmannshof (in der Gegend von Essen-Frintrop) ist einmal, als ein Mann da Grasplacken abstach, eine Kutsche mit zwei Herren gekommen, die lassen sich von dem Arbeiter eine Hacke geben, schreiten eine bestimmte Stelle ab und heben eine Kiste mit Geld aus der Erde. — Solche Geschichten findet man auch heute noch einleuchtend.

Vom Kaiser im Berg und vom kommenden Reich

Es gibt neben der Sage, die den Ereignissen folgt, eine andere, die ihnen vorangeht; sie spielte gelegentlich schon in das bisher Erzählte und Besprochene hinein. Sie tritt aber nicht immer bloß als Vorbedeutung und Wetterzeichen auf, sie erweitert sich zu einem großen Bilde kommender Zeiten. Ansätze dazu wies schon die Türkensage auf, sie ist eine von den Sagen, die noch nicht zu Ende sind und die Leute nicht zur Ruhe kommen lassen; es steht etwas hinter ihr wie Ahnung einer aus Osten drohenden großen Völkerflut. Noch in unsern Tagen glauben die Alten, der Türke werde noch einmal wiederkommen; ein türkischer Pascha wird noch einst seine Pferde in Omerbach tränken, sagte eine alte Frau in Gressenich immer. Diese Sage geht dann mit auf in der größeren und umfassenderen von den künftigen und letzten Völkerschicksalen, die, ein altes Erbe auch des Rheinlandes, bei großen Erschütterungen des Volkslebens immer wieder kommt und so auch in der Gegenwart wieder umgeht.

Propheten und Prophetinnen

Es hat im rheinischen Volke besonders im 18. Jahrhundert mehrere Propheten und Prophetinnen gegeben, deren Weissagungen sich in der altüberlieferten volkstümlichen Richtung bewegen. Starken Widerhall fanden von ihnen besonders Johann Bernhard Rembold, der fromme Leinewebersohn aus Eschmar bei Siegburg, der gewöhnlich Spielbernd oder Spielbähn genannt wurde (weil er auf Kirchweihfesten zu geigen und singen pflegte) und 1783 in Köln als Dreiundneunzigjähriger starb; dann ungefähr gleichzeitig Johann Peter Knopp, oder wie er im Volke hieß, Jannes-Pitter Körper, ein armer Knecht auf dem Hofe Kurp (daher sein Beiname Körper) und späterer Kleinpächter bei Linz, der seine Prophezeiungen mit rheinischer Lebendigkeit vorzutragen wußte; und die Bäurin Helena Wallraff aus dem Dorfe Brüggen bei Kirdorf, die als Hellseherin den Pfarrer in Erstaunen versetzte und ihre Gesichte ihm in die Feder diktiert hat; sie starb 1801. Die Prophezeiungen dieser drei stimmen in vielem überein und ergänzen sich, und manches davon hört man auch heute wieder. Sie beginnen gern mit den Tagen vor den kommenden ungeheuren Dingen, mit den Zeichen dieser Zeit: Wenn die Schiffe und Wagen ohne Pferde mit grillenden Tönen laufen werden, so sagte

Vorboten des Gerichts



der Jannes-Pitter, wenn ein Gotteshaus zwischen Ohlenberg und Linz errichtet sein, und die Ahr ihre Mündung über der Kripp auf die Pfarrkirche zu Linz zu erhalten haben wird, dann werden traurige Ereignisse eintreten. Wohl werden die Leute glauben, im goldenen Zeitalter zu leben, aber hüten mögen sie sich, daß sie nicht im Strudel zugrunde gehen. Es wird Krieg geben, wenn keiner es ahnte; man wird fürchten und bangen, und es wird wieder ruhig und jeder sorglos sein. ... Kriegsvolk wird den Rhein besetzen und alles Mannsvolk muß mit, was nur eine Mistgabel tragen kann. Es wird ein Krieg sein, wie vordem nicht erlebt worden, aber er wird lange dauern: die zuletzt noch aufgefordert werden, kommen, wenn alles vorüber ist.

Und Spielbernd schildert dann die Verderbnis jener Zeiten noch weiter: Die Hoffart und Welteitelkeit wird ihresgleichen nicht kennen. Man kann in dieser Zeit einen Bauern von dem Grafen nicht unterscheiden. Dann wird sich die Glaubensschwachheit einstellen, und es wird den Leuten einerlei sein, ob sie zur Kirche und zur Beichte gehen oder nicht. Ja es kommt so weit, daß man Gott nicht mehr danken wird für die Speisen. Der Menschenwitz wird Wunder schaffen, weshalb sie Gott immer mehr vergessen. Sie werden Gottes spotten, weil sie allmächtig zu sein wähnen von wegen der Wagen, so durch alle Welt laufen, ohne von lebendigen Geschöpfen gezogen zu werden. — Und ein Düsseldorfer Kapuziner prophezeit 1762: das Maß wird voll sein, wenn nach einem schweren Kriege Friede werden wird und doch kein Friede sein wird, weil der Kampf der Armen wider die Reichen, und der Reichen wider die Armen entbrennt; wenn das Volk keine Treue und keinen Glauben mehr haben wird und die Frauensleute nicht wissen, was sie vor Üppigkeit und Hochmut für Kleider tragen sollen, bald kurz, bald lang, bald eng, bald weit — oder wie es in neueren Prophezeiungen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts heißt: wenn die Menschen durch die Luft kommen, wenn die Frauen Hosen tragen und sich die Haare wie eine Perücke ins Gesicht kämmen. — Von der allgemeinen Verderbnis wird auch die Geistlichkeit ergriffen: „die Priester werden bei den Kaufleuten sitzen"; und im bergischen Rheintal hörte man früher unter alten, selbst frommgläubigen katholischen Leuten die Sage, es werde eine Zeit kommen, wo der Bauer, der sich eben hungernd vor seine Suppe setze, den Löffel hinwerfe und hinaus laufe, wenn er höre, ein Priester sei im Ort; er werde erst wieder zu seiner Mahlzeit zurückkehren, wenn er den Priester erschlagen habe.

Priesterschlacht

Die Brücke

Von einer Brücke ist sodann oft im Zusammenhang mit der großen Zukunftsschlacht die Rede. Wenn die Brücke zu Köln fertig sein wird,

wird gleich Kriegsvolk darüber gehen, prophezeite der Jannes-Pitter. Ähnlich verkündet Spielbernd: Zu Mondorf an der Siegmündung wird man die Brücke bauen über den Rhein, geschieht es oberhalb der Sieg, dann können die Leute glücklich sein; geschieht es aber unterhalb, dann wehe dem bergischen Lande! Dann gehe man auf die linke Rheinseite, weil es auf der rechten nicht taugt, und nehme ein Brot mit; hat man es aber aufgegessen, so ist es Zeit, schnell wieder zurückzugehen, weil es dann auf der linken Seite nicht taugt. Im Siebengebirge ist eine viereckige Wiese, dahin werden viele flüchten und ihr Leben retten. Man wird sich allerorten gegen die Obrigkeit erheben, ein Religionskrieg wird ausbrechen. Die heilige Stadt Köln wird sodann eine fürchterliche Schlacht sehen. Viel fremdes Volk wird hier gemordet, und Männer und Weiber kämpfen für ihren Glauben. Und es wird von Köln, das bis dahin noch eine Jungfrau, grausamlich Kriegswesen, Belagerung und Verheerung nicht abzuwenden sein. Die Stadt wird mit glühenden Kugeln beschossen werden und bis an die Bach abbrennen, an das Gnadenbild in der Schnurgasse werde es jedoch nicht kommen. Die Kugeln werden auch über den Dom fliegen, aber dort nicht zünden. Die einrückenden Soldaten werden auf ihren Kopfbedeckungen Kreuze haben, und vom Augustiner Platze her, Marspforten herunter so eilig auf die Brücke zu laufen, daß der Kamerad seinen Kameraden in den Rhein stürzt, um wegzukommen. Spielbernd machte einst auf einem seiner Gänge Rast bei Deutz und erzählte nachher: er habe durch die dichten Haufen der Soldaten nicht kommen können; sie hätten lange weite Kleider, krumme Säbel und um den Kopf ein Tuch gewunden gehabt. Auch bei Koblenz soll eine blutige Schlacht gegen die Türken und Baschkiren geschlagen werden. Es wird hart hergehen, besonders bei Koblenz, sagt noch Jannes-Pitter Körper; von Leutesdorf (oder Hammerstein) bis Unkel wird es noch leidlich sein, wiewohl es auch hier hart hergeht. Die Linzer werden viel, doch längst nicht am meisten leiden; bei Unkel (oder vom Honnefer Graben) und vom Siebengebirge an wird das Blut in Strömen fließen.

Prophezeiungen über Köln

In Gymnich erzählt man, „de helige Lin“ im benachbarten Brüggen habe prophezeit: daß der „Faule-Erde-Weg“ (von dem schon vorher, S. 229, die Spukgeschichte berichtet wurde) einmal Landstraße würde. Dort würde ein Haus gebaut, das als Tanzhaus und auch einmal als Lazarett dienen werde. In Brüggen würde eine Kirche gebaut und im Radertale (b. Köln) solle einmal eine so furchtbare Schlacht sein am Birnbäumchen, daß die Pferde bis an die Knie durch das Blut gehen müßten.

Die Gegend um Köln wird am meisten genannt als Schlachtfeld, auch

heute wieder. In einem Moseldorfe glaubte man im vorigen Sommer wieder dasselbe Kriegsvorzeichen wahrgenommen zu haben, wie in dem Schicksalssommer 1914; gleich hieß es im ganzen Dorfe: es gibt wieder Krieg; diesmal wird er nur kurz sein, aber um so blutiger. Und die Hauptschlachten sind um Köln herum, im Dome werden Pferde stehen, denen wird das Blut bis an die Knöchel reichen. Wahrscheinlich wird auch jetzt wieder von der Wahner Heide Ähnliches gesagt wie damals, als das stürmische Jahrzehnt 1840—50 begann. Zu der Zeit blieb mal ein Fuhrmann mit schwerbeladenem Frachtwagen dort auf der Heide stecken. Alle Anstrengungen, das Fuhrwerk wieder flott zu machen, waren vergebens, auch alles Rufen nach Hilfe wollte lange nichts nutzen, bis endlich ein kleines buckliges Männchen erschien, das schlüpfte, als es sah, was der Fuhrmann für Not hatte, zwischen die Hinterräder und brachte die Fuhre mit seinen Schultern hoch. Geld wollte es dafür nicht nehmen, da lud es der Fuhrmann mit ins Wirtshaus zu einem guten Nachtessen und einer Flasche Wein; damit war der Kleine denn auch einverstanden. Als sie aber nach etwa einer Stunde anlangten und in die Gaststube traten, keifte die Wirtin, den Wechselbalg da, den er da mitbrächte, wollte sie nicht drin haben, und die andern Gäste stimmten mit ein. Sie wurden in ein Stübchen neben der Küche gewiesen. Da ließ nun der Fuhrmann tüchtig auftischen, und wie sie beim Wein saßen und er seinem Gast immer wieder danksagte, sprach der kleine Mann: „Laßt das doch sein und hört lieber ein Geheimnis, das ich Euch anvertrauen will. Im kommenden Jahre 1840 wird hier auf der Wahner Heide eine Schlacht geschlagen, dergleichen die Welt noch nicht gesehen." Und als es der Fuhrmann nicht glauben wollte, fuhr der Bucklige fort, ferner solle er wissen, daß die Wirtin, das ungewaschene Maul, den Morgen nicht sehen werde. Der andere schüttelte auch dazu den Kopf, denn die Wirtin war ein Kernweib in den besten Jahren. Sie legten sich dann auf die Streu, gegen Morgen wurde aber der Fuhrmann durch eine ungewöhnliche Unruhe im Hause geweckt; als er sich nach seinem Nebenmann umsah, war der verschwunden, und wie er sich selbst erhob und hinausging, hörte er, daß vor einer Viertelstunde die Wirtin gestorben sei.

Das ist eine der beliebtesten Formen, in der Prophezeiungssagen sich verbreiten: Man glaubt dem Propheten großer Weltbegebenheiten nicht, und er weist sich aus, indem er nun ein einfacheres, einzelnes Ereignis in der nächsten Umgebung voraussagt, das auch gleich oder bald danach eintritt. Solche Sage begegnete mir noch kürzlich auf dem Lande in Hessen. Auch wieder nahe bei Köln ist es, wenn es in einer schon früher aufgezeich-

neten Sage heißt, in der Rheinebene bei Mülheim wird der deutsche Kaiser, auf einem Schimmel reitend, das Heer der Feinde (der Türken) schlagen und in den Rhein treiben.

Der schlafende König im Berg

Denn in der größten Not wird ein König kommen und den Sieg für die gerechte Sache erstreiten; ein fremder König, sagt Spielbernd; ein unbeachteter Fürst, dessen Haus viel von der Ungunst der Zeiten gelitten, werde es sein, heißt es bei Helena Wallraff. Es ist der Fürst jener alten Volkssage, die in Deutschland jeder kennt und die am Rhein, besonders auch im Bergischen, heimisch ist: Im Wolsberge schläft er tief unten in einer ungeheuren Felsenhöhle, sein Haupt ruht auf dem Steintische, der vor ihm steht, mit beiden Händen hält er den Griff seines mächtigen Schwertes. Nebenan in andern Höhlen stehen an vollen Krippen ungeduldig scharrende Rosse in langen Reihen, und Krieger schlummern auf ihren Waffen. In der Walpurgisnacht von zwölf bis eins steht der Eingang zur Höhle offen, da hat sich einst ein Jäger hineinverirrt. Und der König hat das Haupt gehoben und halb im Traum gefragt, ob die Elster noch um den Berg fliege; und als er hörte, sie fliege noch, schlief er wieder ein. Die Elster fliegt, solange gute und böse Tage auf der Erde wechseln so wie jetzt. Wenn aber einmal die schwarze Zeit die Oberhand hat, dann steht der König auf, stößt in sein Horn und kommt mit seinem Heere hervor. — Wie die Kriegsrosse des schlafenden Heeres stets in Bereitschaft gehalten werden, weiß man aus einer andern bergischen Sage.

Der Schmied im Wolsberg

Ein Schmied aus Siegburg hatte einmal den Tag über auf dem Rittergute „zur Mühle" gearbeitet und war auf dem Nachhausewege. Es war ein schöner Abend im Frühjahr; der Schmied ging gemächlich und als er an den Wolsberg kam, setzte er sich ins Gras und dachte, wie schön es doch wäre, und schlief darüber ein. Als er wieder aufwachte, schlug es in Siegburg gerade zwölf. Da sah er einen geharnischten Ritter vor sich stehen mit eisgrauem Barte, der winkte ihm. Er stand auf und ging mit. Der Alte führte ihn zu einem Eisentore am Wolsberg, das hatte er sonst nie da gesehen, und zwei riesige Männer im Eisenkleid hielten Wache davor; der eine steckte einen mächtigen Schlüssel hinein, drehte ihn dreimal im Schlosse um, da sprang das Tor mit einem Krach auf. Der Ritter führte den Schmied durch einen langen finsteren Gang bis an ein zweites Tor, vor dem standen wieder zwei solche Wachen, aber die ließen auch die beiden durch, und nun kamen sie in einen weiten runden Saal. Mitten an der Decke war eine Ampel, und an den Wänden blitzte es von wundervollen Steinen in den schönsten Farben. Auf einem goldenen Thron mitten



im Saal saß ein König in tiefem Schlaf, sein Haupt hing ihm auf die Brust. Um ihn her lagen viele Männer in Wehr und Waffen, und alle schliefen. Der Schmied blieb stehen und staunte alles an, aber der alte Ritter trieb ihn, er sollte weitergehen und brachte ihn in eine andere Halle. Da stand Roß an Roß vor vollen Krippen; ihre Schweife gingen bis zur Erde, und alle Tiere waren gezäumt und gesattelt, als sollte es gleich in den Kampf gehen. „Hier findest du Arbeit bis zum Morgen; die Pferde müssen alle beschlagen werden." Bis an den Morgen? dachte der Schmied; das ist eine Arbeit von Wochen! Doch der Alte trieb ihn ans Werk. Ein Schmiedefeuer brannte schon in einer Ecke, Werkzeug und Eisen lag dabei. Denn man zu, dachte der Schmied. Hui, wie flink das ging. Jeden Augenblick fiel ein fertiges Hufeisen zur Erde, das Klimpern hörte gar nicht auf. Bald war er mit dem Schmieden fertig. Nun mußten noch die alten Eisen von den Hufen abgerissen und die neuen angeschlagen werden; der alte Ritter half tüchtig mit, und ehe es Tag wurde, war die ganze Arbeit getan. Der Ritter sagte zu ihm, er hätte seine Sache gut gemacht, und gab ihm zur Belohnung die alten Hufnägel. Der Schmied dachte: ein sonderbarer Lohn für die viele Arbeit, doch nahm er sie und folgte dann dem Alten wieder vor den Berg. Dort legte er sich hin, um noch ein Stündchen zu schlafen, bis es ganz hell wäre. Aber die Sonne stand schon hoch am Himmel, als er aufwachte. Das Eisentor war nicht mehr da, an der Stelle war nichts wie Felsgestein; dann hab' ich das alles wohl nur geträumt, dachte er. Aber nein, da lag ja neben ihm noch das Säckchen mit den Nägeln. Als er es auftat, waren sie alle vom feinsten Golde. So war er in der einen Nacht ein reicher Mann geworden.

Nach der letzten Schlacht

Vor dem großen König aber, der dann die Rettung bringt, werden die Überbleibsel des Feindes entfliehen bis zum Birkenbaum. Hier wird die letzte Schlacht geschlagen. (Eine andere Sage nennt auch das „krause Bäumchen" zwischen Essen und Steele als Ort des Entscheidungskampfes.) Damit kommen wir aber schon auf westfälischen Boden, auf dem sich die Sage noch reicher entfaltet hat.

Wie es dann im Rheinlande nach jener Kriegszeit aussehen wird? Die Fremden haben den schwarzen Tod mit ins Land gebracht. Was das Schwert verschont, wird die Pest fressen. Das bergische Land wird menschenleer sein und die Äcker herrenlos, also daß man ungestört von der Sieg bis zum Oelberg (dem höchsten Gipfel des Siebengebirges) wird eine Fuhr machen (pflügen) können. Die in den Bergen verborgen sind, werden das Land wieder anbauen. Die Männer werden aber so rar sein, daß die Frauen unter die Bäume gehen werden und rufen: „Wärst du

mein Mann!" Man wird eine Kuh an eine goldene Kette binden können, und wenn sich Leute treffen, werden sie einander fragen: „Freund, wo hast du dich erhalten?"

Das Reich des Friedens und Rechtes

Der flüchtige Papst wird in Köln residieren, jedoch nur vier Kardinäle haben. Frankreich wird um diese Zeit zerrissen werden in viele Teile und ein Fürst (wohl das Oberhaupt der Feinde?) so zurückgedrängt, daß er von einem dreibeinigen Stuhle seine ganze Herrlichkeit überschauen kann. Doch dann wird es besser werden. Alle Republiken werden verschwinden. Denn es wird ein Reich des Friedens und der Gerechtigkeit sein. Klöster werden wieder errichtet. Allen Priestern wird eine gemeinsame Art zu leben, unter einem Dache, an einem Tische zu essen vorgeschrieben und mit Strenge darauf gehalten werden. Dann wird es wieder goldene Priester, wenn auch hölzerne Kelche geben. — Am Rhein steht eine Kirche — so sagte der westfälische Schäfer Jasper — da bauen alle Völker dran. Von dort wird nach dem Kriege ausgehen, was die Völker glauben sollen.

Das Deutsche Reich wird sich einen Bauern zum Kaiser wählen, der wird ein Jahr und einen Tag Deutschland regieren. Der nun die Kaiserkrone nach ihm trägt, das wird der Mann sein, auf den die Welt lange gehofft hat. Er wird römischer Kaiser heißen, und der Welt den Frieden geben.

Um diese Zeit werden in Deutschland keine Juden mehr sein und die Ketzer schlagen an ihre Brust. Und danach wird eine gute und glückliche Zeit sein; das Lob Gottes wird auf der Erde wohnen, und ist kein Krieg mehr, denn über dem Gewässer (d. i. jenseits des Weltmeeres). Darum werden die entflohenen Brüder von dannen zurückkehren mit ihren Kindeskindern, und sie werden in ihrer Heimat in Frieden wohnen fort und fort.

Quellennachweise und Anmerkungen

Diese vor acht Jahren begonnene Sammlung beruht durchweg auf eigenem Quellenstudium. Was dabei für Werke als Quelle mit in Frage kamen, sieht man an dem Beispiel des „Rheinischen Antiquarius" von Stramberg, dessen 37 dicke Bände mit ihrem völlig unübersichtlichen, nach Lust, Laune und Gelegenheit zusammengetragenen Material noch nie recht für die Rheinsage verwertet worden waren; es kamen da eine Reihe charakteristischer Sagen zutage, die ich in keiner andern Sammlung gefunden habe; ich habe Stramberg hauptsächlich da benutzt, wo er tatsächlich für uns Quelle ist, d. h. aus Quellen schöpft, die für uns nicht mehr zugänglich sind.

Meine Arbeit fiel größtenteils in eine Zeit, die der Durchführungen derartiger Forschungen alle möglichen Schwierigkeiten bereitet. Bei der Beschaffung und Benutzung der oft sehr entlegenen Quellenwerke habe ich bei der Kasseler Landesbibliothek wie auch der sehr reichhaltigen Bibliothek des hiesigen Historischen Vereins dankenswertestes Entgegenkommen gefunden; ferner danke ich den Bibliotheken und den Herrn Fachgenossen in Mainz, Köln, Trier, Darmstadt und Erkelenz, insbesondere auch den Herren Prof. A. Wrede in Köln und Otto Schell in Elberfeld, für das meiner Arbeit entgegengebrachte Interesse. Die Literatur der rheinischen Volkssage, d. h. der aus dem Volksmunde aufgezeichneten Sage, ist in den einzelnen Landesteilen sehr ungleich. Nur in wenigen Gegenden ist so gründliche Arbeit getan worden, wie von Schell für das Bergische. Vieles ist versäumt worden, während für die historisch-antiquarischen Dinge immer Mittel u. Liebhaber mehr als genug da waren. Für die Erschließung der lebenden mündlichen Überlieferung leistete mir Herr Prof. Josef Müller in Bonn wertvolle Dienste, dem die Sammlung des Rheinischen Wörterbuchs und die Beantwortungen des volkskundlichen Fragebogens des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinprovinz zur Verfügung standen. Für die mittlere Moselgegend fand ich einen trefflichen Gewährsmann in Herrn Peter Schröder, Lehrer in Trier. Ferner sandten mir Beiträge: Herr Buczkowski, Lehrer in Wissel (Kr. Kleve), Frau Dr. Kirsch-Puricelli in Rheinböllerhütte (Hunsrück). Herr J. Pesch, Rektor in Essen-Fintrop, Herr W. Reinartz, Rektor in Kerpen (Erft), Herr Otto Schell in Elberfeld, Herr Dr. med. Schüler in Büchenbeuren (Hunsrück), Frl. Wildenburg, Lehrerin in Gymnich.

Ich verzeichne hier zunächst nur die mit Abkürzung zitierte Literatur, die übrige ist bei den einzelnen Nachweisen angegeben; wo bei einer Sage keine gedruckte Quelle angeführt ist, stammt sie aus dem Volksmunde.

Acta sanct. = Acta Sanctorum Bollandistarum (Bruxellis etc. 1643—1902).

Ann. f. d. Niederrhein = Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein (Köln 1855—1921; die römischen Ziffern bezeichnen das Heft).

Bonner Jahrbb. = Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande (Bonn 1842 ff.).

Brower = P. Christ. Browerus et P. Jac. Masenius, Antiquitatum et annalium Trevirensium libr. XXV (Leod. 1670).

Buchel = Die drei Reisen des Utrechters Arnold Buchelius, herausgeg. von H. Keussen (Ann. f. d. Niederrhein LXXXIV und LXXXVI).

Cäsarius Dial. = Illustrium miraculorum etc. libr. XII a Caesario Heisterbaechensi (Colon. 1591; der „Dialogus miraculorum").

Cäsarius libri = Die Fragm. der Libri VIII des Cäsarius v. Heisterbach. Von Al. Meister, (Röm. Quartalsschr. f. christl. Altertumskunde 13, Suppl.-Heft 1901).
Cramer = Römisch-germanische Studien, von Franz Cramer (Breslau 1914).
Dielhelm = Rheinischer Antiquarius od. Ausführl. Beschreibung des Rheinstroms, von Joh. Herm. Dielhelm (Frankf. u. Leipz. 1776).
Eifelvereinsbl. = Eifelvereinsblatt. Herausgeg. v. Hauptvorstand des Eifel-Vereins (Bonn 1900 ff.).
Firmenich = J. M. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen (I Berl. o. J., II Bonn 1846. III Berl. 1854).
Gesch. d. d. Vorz. = Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit. Herausgeg. von G. H. Pertz u. a.
Gesta Trev. = Gesta Trevirorum, ed. I. H. Wyttenbach et M. F. J. Müller 3. Vol. Aug. Trevir. 1836—39).
Görgen = A. Görgen, Ausgewählte Gesch. u. Sagen v. d. Saar (Trier 1904).
Gredt = N. Gredt, Sagenschatz des Luxemburger Landes (Luxemb. 1883).
Grimm = Deutsche Sagen, v. d. Brüdern Grimm (4. Aufl. v. R. Steig, Berl. 1905).
Grimm Myth.[4] = Jak. Grimm, Deutsche Mythologie (4 Ausg. Berl. 1875—78).
Gülich. Chron. = Gülichische Chronick... bis auf d. Jahr 1610 von Adelar Erich (1611).
Hessel Moseltal = K. Hessel, Sagen u. Geschichten des Moseltals (Bonn 1896).
Hessel Nahetal = K. Hessel, Sagen u. Geschichten des Nahetals (Kreuznach 1894).
Hessel Rheintal = K. Hessel, Sagen u. Geschichten des Rheintals von Mainz bis Köln (Bonn 1904).
Hocker = Nic. Hocker, Des Mosellandes Gesch., Sagen u. Legenden (Trier 1852).
Hoffmann I u. II = H. Hoffmann, Zur Volkskunde des Jülicher Landes I. Sagen aus dem Ruhrgebiet (Eschweiler 1911). II. S. aus dem Indegebiet (Ebd. 1914).
Index mir. = Index miraculorum etc. (Analecta Bollandiana XXI, 1902, fasc. III, IV).
Jiriczek = O. J. Jiriczek, Deutsche Heldensagen I (Straßburg 1898).
Kaufmann = Wunderbare und denkwürdige Geschichten aus den Werken des Cäsarius v. Heisterbach, ausgewählt, übersetzt und erläutert von Al. Kaufmann (Ann. f. d. Niederrhein XLVII u. LIII).
Kaufmann Cäsarius = Al. Kaufmann, Cäsarius v. Heisterbach. Ein Beitrag zur Kulturgesch. des 12. u. 13. Jahrh. (Köln 1862).
Kaufmann Quellen = Quellenangaben u. Bemerkungen zu K. Simrocks Rheinsagen und Al. Kaufmanns Mainsagen (Köln 1862; Nachträge dazu Ann. f. d. Niederrhein XLI.).
Kiefer = F. J. Kiefer, Die Sagen des Rheinlandes (Mainz 1867).
Kinkel = Gottfr. Kinkel, Die Ahr. Landschaft, Geschichte u. Volksleben (Bonn 1846).
Kurs = A. Kurs, Des Rheinlandes Sagen u. Legenden (Köln 1861).
Koelh. = Die cronica van der hilliger stat van Coellen ... ind hait gedruckt mit groissem ernst ind vlijss Johan Koelhoff Burger in Coellen (1499).
Laven = Ph. Laven, Trier und seine Umgebungen in Sagen und Liedern. Mit Bemerkungen über die Quellen (Trier 1851).
Leibing = Fr. Leibing, Sagen u. Märchen des Bergischen Landes (Elberf. 1868).
v. d. Leyen = Fr. v. der Leyen, Deutsches Sagenbuch (I München 1909, II 1912).
Lohmeyer = Karl Lohmeyer, Die Sagen des Saarbrücker und Birkenfelder Landes (Saarbr. 1920).



Martin v. Cochem = Verbesserte Legende der Heiligen des P. Dyonisius von Lützenburg (von P. Martinus [Linius] v. Cochem. Cöln u. Frankf. 1726).

Menk = F. Menk-Dittmarsch, des Moseltales Sagen, Legenden u. Geschichten (Kobl. 1840).

Mering = F. E. von Mering, Geschichte der Burgen usw. in den Rheinlanden (11 Hefte Köln 1833—58).

Merlo = Joh. Jac. Merlo, Nachrichten von dem Leben und den Werken Kölnischer Künstler (Köln 1850).

Mon. Germ. SS. = Monumenta Germaniae historica. Scriptores (Hannov. 1826 ff).

Montanus = Montanus, die Vorzeit der Länder Cleve-Mark, Jülich-Berg u. Westphalen (2 Bde. Solingen 1837—39).

Montanus-Waldbrühl = Dasselbe in wissenschaftl. Umarbeitung von W. v. Waldbrühl (Elberf. 1870—71).

Äg. Müller = Aegidius Müller, Siegburg u. der Siegkreis. (Siegb. 1858).

J. Müller Aach. S. = Jos. Müller, Aachens Sagen u. Legenden (Aachen 1858).

Wilh. Müller Heimatb. = Wilhelm Müller, Rheinhessisches Heimatbuch I. (Friedberg 1921. = Hessische Volksbücher 46 und 47).

Wolfg. Müller = Wolfgang Müller v. Königswinter, das Rheinbuch. Landschaft, Geschichten usw. (Brüssel usw. o. J.)

Wolfg. Müller Lorelei = Wolfg. Müller (v. Königswinter) Lorelei. Rheinische Sagen (Köln 1851. 2. A. 1857).

Müller-Holm = Cäsarius v. Heisterbach. Deutsch v. Ernst Müller-Holm (Ber. 1910; Auswahl).

Ms. Berg GV. = Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins. Herausgeg. v. O. Schell (1. Jahrg. Elberf. 1894 ff.).

Münster = Seb. Münster Cosmographey. Teutsch Basel 1598.

Naudé = G. Naudé, Apologie pour les grands hommes soupçonnez de Magie (Amsterdam 1712).

H. Nießen Saartal = Heinr. Nießen, Sagen und Geschichten des Saartales (Saarlouis 1900).

Nießen I u. II = Jos. Nießen, Sagen u. Legenden vom Niederrhein (2 Bändchen, Kempen o. J.)

Noppius = Joh. Noppius, Aacher Chronik (Köln 1643).

Picks Monatsschr. = Monatsschrift für rheinisch-westfälische Geschichtsforschung Herausgeg. von R. Pick (Bonn 1875 ff.).

Rehm = H. Rehm, Das Hochland der Eifel. Historische, topographisch und landschaftlich, sowie in bezug auf Sage usw. (3 Tle. Trier 1898).

Reumont = Alfr. v. Reumont, Rheinlands-Sagen, Geschichten und Legenden (2. A. Köln u. Aachen 1844).

Rh. Geschbl. = Rheinische Geschichtsblätter. Zeitschr. für Geschichte, Sprache usw. des Mittel- u. Niederrheins (1. Jahrg. Bonn 1896 usw.).

Schannat = F. F. Schannat, Eiflia illustrata od. geogr. u. hist. Beschr. der Eifel. Übersetzt v. G. Bärsch (7 Bde. Köln, Aachen u. Leipz. 1824—55).

Schell = Otto Schell, Bergische Sagen (Elberf. 1897). Zweite vermehrte Aufl. Elberf. 1922. zitiert als Schell².

Schell Neuberg S. = Otto Schell, Neubergische Sagen (Elberf. 1905; auch in Schell²).

Schell Rheinland = Otto Schell, Sagen des Rheinlandes (Leipzig-Gohlis 1922).
Schmitz = J. H. Schmitz, Sagen und Legenden des Eifler Volkes (Trier 1858).
Schneegans Nahetal = W. Schneegans, Geschichte des Nahetals nach Urkunden und Sagen. (3. Aufl. Kreuznach 1889).
H. K. Schneider = Erzählungen des alten Stephanstürmers Herm. Kaspar Schneider (Mainz 1906).
Schreiber = Aloys Schreiber, Sagen aus den Gegenden des Rheins, des Schwarzwaldes und der Vogesen (2 Bde. Heidelbg. 1828—39).
Simrock Rheinland = Karl Simrock, das malerische u. romantische Rheinland (Leipz. o. J. 4. Aufl. Bonn 1865, zitiert als Rheinland[4]).
Simrock Rheinsagen = K. Simrock, Rheinsagen aus dem Munde des Volkes und deutscher Dichter (Bonn 1837).
Steinmetz = B. M. Steinmetz, Altgold u. Neusilber (2. Aufl. von: „Aus der Goldgrube" Paderborn 1921).
Stramberg = Denkwürdiger und nützlicher rheinischer Antiquarius. Von Chr. v. Stramberg (Kobl. 1851 ff. — I. Abteilung, Bd. 1—4; II. Abteilung, Bd. 1—20; III. Abteilung. Bd. 1—14; IV. Abteilung. Bd. 1).
Teschenmacher = W. Teschenmacheri Annales Cliviae Juliae Montium (Francof. et Lips. 1721).
Trinius = Aug. Trinius, Durchs Moseltal (Minden 1897).
Trithemius Chr. Hirs. = Joannis Trithemii Tom I. (et II) Annalium Hirsaugiensium (S. Gall. 1690).
Unkel = Karl Unkel, Sitten, Sagen und Aberglauben aus Honnef (Ann. f. d. Niederrhein XXXVIII 86).
Weier = De Praestigiis daemonum. Von Teufelsgespenst, Zauberern usw. Erstlich durch D. Johannem Weier in Latein beschrieben, nachmals von Johanne Füglino verteutscht (Frankf. 1586).
Weyden[1] = Ernst Weyden, Cölns Vorzeit. Geschichten, Legenden u. Sagen usw. (Cöln 1826).
Weyden[2] = E. Weyden, Kölns Legenden, Sagen, Geschichten usw. (Köln 1839).
Weyden Ahr = Ernst Weyden, Das Ahrtal (Bonn 1835).
Wirtgen I u. II. = Ph. Wirtgen, Die Eifel in Bildern u. Darstellungen usw. I. Teil: Nette- u. Brohlthal u. Laach. — II. Teil: Ahrtal (Bonn 1814—1866).
Wirtgen Hochwald = Ph. Wirtgen, Aus dem Hochwalde (Kreuznach 1867).
Wolf DmS = J. W. Wolf, Deutsche Märchen und Sagen (Leipzig 1845).
Wolf NlS. = J. W. Wolf, Niederländische Sagen (Leipzig 1843).
Wrede = Adam Wrede, Rheinische Volkskunde (Leipzig 1919).
Zf. = Zeitschrift des Vereins für rheinische u. westfälische Volkskunde (I. Jahrg. Elberf. 1904 usw.).
Zf. Aach. GV. = Zeitschr. des Aachener Geschichtsvereins (I. Aachen 1879 usw.).
Zf. Berg GV. = Zeitschr. des Bergischen Geschichtsvereins (Bd. I. Bonn 1863 usw.).
Zf. VK. = Zeitschrift des Vereins für Volkskunde (I. Jahrg. 1891 usw.).

Erster Band (Altrheinland I)

Da der Text beider Bände schon den Normalumfang sehr überschritt, habe ich die Nachweise und Anmerkungen stark zusammengedrängt, u. a. die Verweise auf die Sammlungen anderer Landschaften, von Ausnahmefällen abgesehen, ganz weggelassen, und den Raum lieber gespart für ein ausführliches Sachregister. Wer darüber hinaus noch die einzelnen Typen einer Gruppe übersehen will, kann das an der Hand der Anmerkungen, wo die Kennworte der einzelnen Sagen gesperrt gedruckt sind (z. B. Zwerge: Anmerkung zu S. 55 usw.). Da künftig jedem Bande solche Sachübersichten beigegeben werden, wird man nach Abschluß des ganzen Sagenschatzes die gesamte deutsche Sage nach ihren einzelnen Arten und Motiven überblicken können.

Gemeinsames

Seite

3 Lustration im Rhein: Franc. Petrarchae de rebus famil. epistolae lib. I ep. 4 (Grimm Myth.[4] I 489; auch Bonner Jahrb. XX 128). Die beiden folgenden Sagen bei Stramberg II Bd. 7, 47 u. 51 (nach Rupertus Germanus, Thesaurus Moguntiacus 750; Stephamus Heriger, Memoria seu Saturnus 1020).

4 **Heidengräber und Römerbauten.** Der begrabene Heidenkönig: Rheinberger Sage nach „Niederrhein" I (Düsseldf. 1914) 61. Gräber bei Hilden und Thurn: Schell[2] 100, 261; vgl. ebenda 326, 402. Kaisergrab im Wilden Seifen nach Mitteilung aus Nitz. In der Gemeinde Dumberg am Wege nach Niederwenigern oberhalb der Hünenwiese liegen in sieben Hügeln (Hünengräbern) ein König und seine sechs Getreuen begraben (Bahlmann Ruhrtal 19). — Vgl. f. Hessel

6 Moseltal 100. — Drei Mütter: Cramer 116, 171 ff., 245 (dort weitere Literatur). Die Sagen bei Hoffmann I Nr. 40, 109, 122, 148, 221; Hoffmann II Nr. 56, 102, 175, 222, 317, 392; Zs. Aach. GV. 14, 87. Auf dem Swisterberge sollen die drei hl. Jungfrauen Fides, Spes und Charitas nebst ihrer Mutter Sophia unter dem römischen Kaiser Domitian gemartert worden sein (Mitteilung aus Weilerswist). Vgl. ferner die drei Jungfrauen zu Landskron und Auw 271 und 285 dieses Bandes, sowie Gredt 444. Zu der Sage von der betrogenen blinden Schwester (Hoffmann I Nr. 255) die Sage von den feindlichen Brüdern bei Bornhofen; sowie F. Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie Bd. I (München 1848) 138 ff.; weiteres über die Sage ebenda 23, 31, 69, 153, 157, 206, 283, 285. —

7 Heidenkirchen oder -tempel z. B. Schell[2] Nr. 902; die Kirche in Birgelen (v. d. Hart 8); Lohmeyer 15, 21, 78; auch Wichterich (Kr. Euskirchen) soll, wie mir mitgeteilt wurde, auf den Trümmern eines Heidentempels erbaut sein; ein Heidengarten (Hünenring) auf dem Hochtürner Weyden, Ahrtal 283; Heidenschlacken Lohmeyer 86; ein Heidenaltar soll auch links von der Bröhlstr., 1 km oberhalb einer Mühle bei Eischeid (Post Neukirchen im Siegkreis) liegen. Auch die Hohensteine bei Barmen deutet eine Sage als Götzenaltar Schell[2] Nr. 422). Von einem versenkten Götzenbild eine luxemburgische Sage, Gredt Nr. 966; ebenda von heidnischen Opferaltären Nr. 965, 967, 971.

Römerwerke: Wirtgen Hochwald 37: Schmitz 135, 136; Hoffmann I 47, 36, 62 (Gression vgl. unten S. 115 ff. dieses Bandes). Hessel Moseltal 10, 13, 20, 55; Lohmeyer 45, 69; Simrock[4], 124. Von einer Diana zu Clüsserath, die in einen Hubertus umgewandelt wurde, Zschr. XIII 145. Das Mithräum bei Schwein-

schied: Bonner Jahrb. IV 94; vgl. ebenda I 105; XLVI 170 u. Rhein. Provbll. 1838 Nr. 54. Römergrab Laven 301; Lohmeyer 60. Römerhauptmann bei [8] Bergen nach örtlicher Überlieferung; ebenso der römische Fürst bei Xanten (nach Mitteilung aus Birten, Kr. Mörs). Das goldene Kalb bei Bergen, Morscholz, [9] Kissental u. Cleve ebenfalls nach dortigen Berichten; das weitere bei Lohmeyer 78, 84; auch im Bergischen ein goldenes Kalb bei Engelskirchen Schell 387; die Sage ist mir neuerdings auch noch im Westfälischen begegnet. Trier und Rom: Hessel 10 f; Laven 30 u. 265. — Abstammung von den Römern: Koelh. [10] Bl. 57.

Helden und Götter. Siegmund u. Siegfried: Symons, die germ. Heldensage, [11] 2. Aufl. (Straßb. 1898 in Pauls Grundriß) 651 f.; Jiriczek, I 36 f.; v. d. Leyen, II 273 ff.; Hessel Rheintal 2. Siegfried bei Regin: nach dem Lied v. Drachenhorst in der „Edda" I übertragen von F. Genzmer (Jena 1920) 116. Wölundlied ebenda 19. Nibelungenstätten: „Neue Beitr. z. Gesch. d. deutschen Spr. u. Lit." 42, 3, und Christ in den Mannheimer Geschichtsbl. XV 79 ff. — Hagen von Tronje: Troja- [12] Xanten z. B. Cramer 247 f. Die Sage von Throneck bei Wirtgen Hochwald, u. Hocker 361 (nach Generalstabsakten in Berlin). — Volker von Alzey: Christ [13] a. a. O. 85. — Dietrich: „daß die Bauern von ihm singen", schreibt die Kölner Chronik freilich Eike von Repgows Weltchronik nach; doch vgl. dazu Jiriczek 183. — Ecke: Jiriczek I 185 ff., Fasolt ebenda 198, 206; Simrock Myth[5] 451, [14] derselbe Rheinland 428; Grimm Myth.[4] III 494. Vgl. f. v. d. Leyen II, 71 u. 224. — Goldemer: Jiriczek 249; Wilh. Grimm, Die Deutsche Heldensage (3. Ausg.) Nr. 80; „Deutsches Heldenbuch" hg. v. Zupitza, 5. Teil (Berl. 870) 201. — Etzel: [15] Koelh. Bl. 87 u. 89. Die Hunnen: Wirtgen Hochwald 80. Attila im Mühlenwinkel nach Mitteilung aus Rumeln.

Christen- u. Kirchentum. Chlodowechs Bekehrung: nach Gregor v. Tours [16] Buch II, Kap. 30 u. 31. Die ersten Glaubensboten: Crescentius Simrock Rheinl.[4] 122. Maternus Jüngling zu Nain z. B. Weyden[1] 119. Lubentius zu [17] Kobern: Menk 30. Vgl. auch den hl. Lutwin: Lohmeyer 51. — Martyrium u. Sieg: Trierische Marterung nach Laven a. a. O.; Hessel Moseltal 53. Athanasius ebenda 17. — Einsiedler: Hessel Moseltal 17, 124; Lohmeyer 49; Hoffmann I 43; Trinius 48 (dagegen Simrock Rheinl.[4] 254). St. Castor bei Karden: Stramberg I 3, 506. — Remaclus: Schmitz 114 (Ähnlich vertreibt St. Michael den [18] Teufel aus einem Tempel bei Vlatten: Hoffmann I Nr. 25). Über die Heiligen Wendel, Nikolaus, Clemens s. Register in Bd. 2 dieser Ausgabe. — Heilige auf dem Strom: Lohmeyer 61, Gredt 458 f. Yngvifreyr: Grimm Myth.[4] I 286; v. d. Leyen I 205 ff., II 18 f. Vgl. weiter St. Theonest zu Kaub, St. Nikolaus. Ein Marienbild kam u. a. zu Koblenz geschwommen. Ähnliches wird von Christusbildern erzählt (z. B. Schell 109; Gredt 439). Ferner die an Land treibenden Schiffe mit Gebeinen der Heiligen wie z. B. des Maternus in der Kölner Sage. — Heilige Orte: Schmitz 136; Schell 223; vgl. die Gräfrather Sage [19] in Bd. I 222. — Maria im Baum: Schell 470 und Neue berg. S. 85; Hoffmann II 36; vgl. auch die Sage von Kevelaer Bd. I 100 meiner Sammlung; Maria in der Stauden: Schmitz 108 u. 111, ferner in der Kyllburger Sage des Abschnitts „die Geistlichkeit und das Heilige" in diesem Bande. Bild im Wasser: Gredt 505. — Adelheidspützchen in der Sage aus der Bonner Gegend, oben S. 5. — Auf dem Hahner Hofe bei Mundt (Kr. Jülich) diente ein frommer Schäfer, Irmundus (Erimundus); er war von vornehmer Abkunft, hielt es aber sorgfältig

geheim. Einst bei einer großen Dürre, als Menschen und Vieh nah am Verschmachten waren, stieß er seinen Stab in die Erde und betete um Wasser, da entstand an derselben Stelle ein großer Weiher, der niemals versiegen wird. Später hat man dem Irmundus dort eine Kapelle gebaut und jeden Mittwoch in den Fasten (früher jeden Freitag) pilgert viel Volk dahin (Zs. Aach. Gesch. V. XIV 106). Eine Martinusquelle: Gredt 446 u. 502. — Helenabrunnen in den Trierer Sagen dieses Bandes. Mancherlei Legenden z. B. noch bei Schmitz 75 ff. — In manchen Fällen mag bei solchen Legenden früherer heidnischer Kult zugrunde liegen. —

20 **Die Kirchenbauten und der Teufel**: Zu Malmedy: Schmitz 113; Hoffmann I 1. — Die Sage von der Clemenskirche in Mayen von dort mitgeteilt: Der Turm steht „über 1,40 m aus der Senkrechten." — St. Gerich: Schell 106. — Vgl. ferner den Kirchenbau zu Herkenrath Schell 302; zu Paterberg Stramberg II Bd. 5, 36; die Wette zwischen dem Pfarrer zu Cleve und dem Teufel: Wolf 425. — St. Michael und der Teufel Hoffmann I Nr. 26 u. 27. — Das alte Kloster Mariental (jetzt Ruine) östl. von Brünen (Niederrhein) wollte der T. auch mit einem Felsen zerschmettern, den holte er vom Haarstrang. Aber die Mönche wurden es vorher gewahr und bannten ihn. Der Stein mit den tiefen Spuren der Teufelsfaust liegt noch 1/2 Stunde südlich vom Kloster („Rheinischer Bote" VIII Nr. 3, 1922). —

21 **Andere Wunder vor u. bei dem Bau**: Leiche des heiligen Ludger bestimmt ihre Ruhestätte Schell 8; ähnliches z. B. Lohmeyer 90; Schmitz 123; sowie nach Mitteilung aus Oberbolheim (Kr. Düren), wo das Grab des Heiligen sich immer wieder öffnete u. eine Hand oder ein Fuß heraus kam, und die Ochsen dann ohne Führer mit dem Sarg geradeswegs nach Ollesheim gingen. Vgl. f. die Sage von Heisterbach, oben S. 13. — Zu den vielen bereits gedruckten Sagen von den wandernden Bausteinen, die den Bauplatz bestimmen, notiere ich noch die mündl. Überlieferung von folgenden Orten: Dedenbach (Kr. Ahrweiler), Lind, Kesseling und Kirmutscheid (im Kreise Adenau), Hülm (Kr. Cleve), Dietscheid (Kr. Mayen). — Marienbilder im Traum gesehen, z. B. bei Gründungssage Bödingen: Simrock Rheinl. 440; ferner die bergischen Sagen Schell 143, 443; Muttergottesbilder bestimmen den Ort ihrer Verehrung ebenda 63, 398. — Im Walde Verirrte stiften für ihre wunderbare Rettung eine Kapelle: Schell 525; Neue berg. S. 142; eine Stiftung von einer im Soonwald verirrten Gräfin ist auch die Kapelle in Winterbach (nach dortiger Überlieferung). — Von der alten Pfarrkirche zu Hatzenport (Kr. Mayen), die auf einem Felsen steht, erzählt man dort: Als die Gebeine des hl. Castor von Karden auf einem Nachen nach Koblenz gebracht wurden, wäre das Schiffchen beinahe gekentert. Da tat der Fährmann das Gelübde, er wolle auf dem nahe gelegenen Felsen eine Kirche bauen; u. die Fahrt ging nun glücklich von statten. Als dann die Steine zum Bau angefahren wurden, waren sie am andern Morgen verschwunden u. auf dem Felsen stand eine Kirche. — Zum Dank für wunderbare Errettung aus Räuberhand erbaut: die Büschkirche b. Gerolstein Schmitz 114; weiteres ebenda 115, 121; Hoffmann I Nr. 102, 161, 201, vgl. auch die im folgenden öfters vorkommenden Rittersprungsagen u. die Genovevalegende von Fraukirchen. — **Albertus Magnus**: Wie die Dominikaner gegen die Sage arbeiteten, zeigt z. B. die Legende Alberti Magni

22 des Petrus de Perusia an vielen Stellen. — Trithemius und Faust in Bd. II; dazu die Bonner Sage von Agrippa von Nettesheim (ebenda). — **Glockensagen**: vom Glockengießer, Schell 440; Unkel 94 (Schell 523 u. 525); andere Glockensagen: Schell 266, 403; Glockenguß in Kerpen, nach dortiger Ortsüber-

lieferung; Glocken zu Knechtstein und St. Cäcilien nach Wolf DS Nr. 321 u. 451. Weiteres z. B. Hoffmann I Nr. 279. Ebenso wird in Obermörmter (Kr. Mörs) erzählt, daß der Teufel die ungeweiht aufgehängte Glocke holte und auf Scholtenhof in den Weiher warf. — Die Sage von Büdlich usw. mitgeteilt von Herrn P. Schröder in Trier. — Vgl. f. die Sage vom Dürener Glockenspiel in Bd. I 114. Versunkene Glocken ferner Bd. II S. 185 u. Hoffmann I Nr. 226, sowie die Sagen von in Kriegszeit vergrabenen oder versenkten Glocken. Eine luxemburgische Sage von der Gl. zu Remsch, die der Geistliche versenkte, als die Leute wieder ins Heidentum zurückfielen. Gredt Nr. 968. — Sagen von Wetterglocken z. B. in Bd. II in dem Abschnitt „die Geistlichkeit und das Heilige". Endlich auch Überlieferungen, die auf Stiftungen beruhen: An glücklich überstandene Gefahr sollte z. B. das Ginkesläuteu in Koblenz auf der Kastorskirche erinnern, das bis 1802 regelmäßig in den Wintermonaten von Oktober bis April abends von 7—8 Uhr war. Ein Reisender, der in einer Bergfahrt auf dem Rhein von einem dichten Nebel überfallen wurde und jeden Augenblick glaubte, sein Ende sei gekommen, fand durch das Läuten einer Glocke von St. Kastor die Richtung wieder u. stiftete dies Geläut (Stramberg I Bd. III, 530). 24

Die Kaiser. Die Sagen von Karl in Bd. I 67 ff., 85 ff., Bd. II (Ingelheim) — Heinrich IV. Bd. I 193 u. Bd. II (Hammerstein u. Böckelheim). — Die Stauferzeit, Bd. I 142, 271 und Bd. II (Stahleck bei Bacharach); Kaiser Rudolf Bd. II (Sooneck u. Reichenstein). Wenzel ebenda (Bacharach). 25

Fürsten, Ritter und Herren. Kampf mit den Habsburgern z. B. Bd. I 92 u. 108; mit Burgund Bd. I 155 u. Bd. II (Andernach). — Erlösung des gefangenen Kreuzritters Gräter Iduna 1812, 184 u. Vogt III 116 Zs. XIII 148; Schmitz 82; Schell 330; Gredt 437, 441. — Heimkehr des Verschollenen. Leibing Nr. 20; auch zum Teil die vorhergenannten Sagen, ferner Schell 454. An die Sage von Heinrich d. Löwen erinnert die Erzählung von dem „Löwenritter von Lövenich" (oder Nierhoven) bei J. v. der Hart 13 (auch in Leo Sels' „Sagen des Erkelenzer Flachsgefildes", Erkelenz 1921, S. 10; aber zu sehr novellistisch ausgesponnen, um hier wiedergegeben werden zu können). — Maria als Schwan. (Schwanenkirch b. Carden) Hessel Moseltal 143; Simrock Rheinl. 309; Schmitz 121 (hier eine abweichende Erzählung). — Rückführung durch den Teufel: Nach einer Erzählung aus Dorsel. Die Mantelfahrt des Ritters Gerhard von Holenbach (Cäsarius Dial. VIII 59) erzähle ich in den Nassauischen Sagen (vgl. dazu weitere anschließende Sagen bei Kaufmann, Cäsarius 133 mit freilich sehr weitgehenden Kombinationen). — Weitere Kreuzfahrersagen z. B. Bd. I 257 Der Ritter im Pflug; Wicker von Bacharach Bd. II. — Das goldene Spinnrad zu Windeck: Schell[2] 353; vgl. desselben Neue berg. Sagen 14. Mitgebrachte Heiltümer Bd. I 257, die Spanheimer Sage Bd. II; Calvarienberg z. B. Bd. I 272. — Marienverehrung u. Ordensritter: Tempelherren Bd. I 268 ff. — Vom bösen Leumund der Burgherren. Feindliche Brüder: Bd. I 219, 259, 276 u. Bd. II. Vater vom eigenen Sohn eingekerkert Bd. I 216. — Ferner die Räuber Moor-Geschichte von den Sickingen auf der Sauerburg, bei Simrock Rheinl. 306. Gefangenschaft: Bd. I S. 105 u. 215, ähnliche Sagen z. B. Schell 88; Hessel Moseltal 137 (von der Winneburg). Eine Folter- oder Hinrichtungsmaschine nach Art der eisernen Jungfrau z. B. Bahlmann Ruhrtal 8 f.; vgl. dazu die Weckschnappsage u. von den „Neun Vögelein" Bd. I 163. — Rittersprungsagen z. B. Bd. I 274 (dazu Anm.); Schell 439. — Belagerungssagen 26 27 28 29

Bd. II (Ebernburg); ferner z. B. Hoffmann I Nr. 70, 176 (in neuere Zeit übertragen); Gredt 516. — Ritter Boos in Bd. II bei der Sage vom Rheingrafenstein; ferner gehören hierher Bruno von Flittard Bd. I 218, und Ritter Huhn Bd. I 236. — **Von den Burgfrauen**: Die Frau, die ihren Mann auf dem Rücken aus der belagerten Burg trägt: Schmitz 79; Schell 373, 433, 440; Hessel Moseltal 120. Im Text Bd. I S. 29 Z. 18 muß es „Manne" heißen. Die Sage von Merode Bd. I 125. Die „schlimme Urschel" Hoffmann I 75. Das Froschteichmotiv kommt oft vor, z. B. auch Gredt Nr. 975. — Vgl. ferner die bekannte Sage von den

80 „7 Hunden" bei Lohmeyer S. 113. — **Frevel und Vergeltung**: Schuß auf den Pfarrer, Schell 142, 387; Hoffmann I Nr. 215—217. Vgl. ferner Schell 105, 391. In Hüls (b. Krefeld) erzählt man: Der Graf von H. geht noch im Dorf um. Er soll bei einer Fronleichnamsprozession sich an dem Priester vergriffen haben und kann daher keine Ruhe finden. — Der letzte Graf von Geistberg (in der Nähe von Capellen b. Xanten) kam zur Totenmesse, die für seine Ahnen im Kirchspielsorte gestiftet, mit Büchse und Hunden; da das Amt schon begonnen hatte, schoß er über die Gemeinde weg den Priester am Altare tot. In der Nacht versank bei furchtbarem Gewitter sein Schloß („Niederrheinischer Geschichts- u. Altertumsfreund" V Heft 5 (1907). — Ein Überfall auf ein Rittergeschlecht in einer Kirche zu Wiesdorf, bei Cäsarius Dial. VIII. 26. — **Wilde Jäger**: Der Maldit: Lohmeyer Nr. 133. Vgl. den Abschnitt über den wilden Jäger in Bd. II.

81 — **Versunkene Burgen**: Hoffmann I Nr. 175, 140, 171. — „Niederrheinischer Geschichts- u. Altertumsfreund" V Nr. 5 (1907) = „Geldersche Volks-Almanak voor 1835" („Het verzonken Slot"). — Schell 357. — Das Geisterschloß bei Echtz: Hoffmann I 86. — Vgl. ferner die Eifelsagen S. 258 f. des 1. Bandes u. 253.

82 — **Versunkene Klöster**: Lohmeyer 85. Vgl. die Gräfrather Sagen Bd. I S. 222 f., das Kloster im Laacher See S. 253, Kloster Machern und die Klöster im Hochwald in Bd. II. — Vgl. auch Lohmeyer 8.

83 **Glaubenskrieg.** Die Kölner Vision von 1591 bei Buchelius II 54. **Kriegsvor-**

84 **zeichen** von 1615 bei Noppius 247. — **Gustav Adolf in Mainz**: Simrock[4] 135; Dielhelm 599. — **Das Standgericht**: Lohmeyer Nr. 240. **Das Kind in der Wiege**: Zs. VIII 80 (ähnlich der Auerbäumer Hannes Bd. I S. 47 dieser

85 Sammlung). — **Die Hungergasse**: Stramberg II 2, 745 ff. — **Die Jammer-**

86 **eiche**: Lohmeyer 103. — **Wachteiche**: Schmitz 139. — **Tütersburg**: Schell[2] Nr. 436. — **Kaiserherberg**: Schmitz 138. Schwedenkreuz bei Kruft mündlich; vgl. auch Zs. XI 296. — **Drei Männer überleben den Krieg** Schell[2] 139;

88 vgl. desselben Rheinsagen Nr. 322. — **Schwedensteine b. Remscheid**: Schell[2] Nr. 543. — **Schwedenspuk**: Stramberg II Bd. 4, 29. — Andre Schwedenschätze: Zs. XII 201. — Vgl. ferner Schell[2] 133; Simrock Rheinland 280; Hoffmann I Nr. 238; die Sage vom Werwolf an der Karthause in Bd. II dieser Ausgabe. — Über das Zauber- u. Hexenwesen dieser u. der früheren Zeit vgl. E. Pauls in den „Beiträgen zur Gesch. des Niederrheins" XIII (1898) 134—232; J. Joesten, z. Gesch. der Hexen und Juden in Bonn" (B. 1900); C. Binz, Joh. Weyer (Zs. Berg. GV. XXI 1—171) Mering II 93, 174; III 154.

Türken und Franzosen. **Die Türkenschlacht**: Schmitz 134; Hoffmann II Nr. 94 u. 247; Lohmeyer 31. — **Der Graf mit den zwei Frauen**: Schell[2] Nr. 861. — **Ludwig der Böse**: Gredt 504. — **Die französische Revolution**: Stramberg II Bd. 2, 147 u. 510; Hoffmann II 37, 144; „Die Heimat" 1876 Nr. 29; Lohmeyer 52 u. 64; Stramberg II Bd. 4, 429; Lohmeyer 91. Eine ältere Sage

von dem Clausener Gnadenbild Stramberg III Bd. 2, 233. — Totenlager, der kleine Tambour: Hoffmann II Nr. 28. — Abzug: Hoffmann II 103, 21, 133; Lohmeyer 6, 95, 101. — Die Kosaken: Hoffmann II Nr. 272, 273 u. 30; I 204. In Gymnich erzählt man: Die Russen und Kosaken plünderten und raubten alles, was zu erreichen war. Sie aßen meistens alles roh, rohen Kappus und Zwiebel mit Vorliebe. Die Leute in der Gegend verarmten sehr und gerieten oft in großen Schrecken durch sie; wer Wertsachen hatte, tat sie in Töpfe und Kisten und vergrub die. Mädchen und Frauen hatten die meiste Furcht, sie gingen vielfach in Männerkleidern (mitgeteilt von Frl. Wildenburg-Gymnich). Tanz um den Freiheitsbaum: Hoffmann II Nr. 60; Stramberg I Bd. 3, 97 u. II Bd. 43
4, 473. — Franzosen und Geisterwelt: Stramberg I Bd. 1, 198; Hoffmann 45
I, 21; II 30. Zu der Koblenzer Sage paßt die vom Diable in Mesenich, Zs. III 145. — Papst Pius und Napoleon: Hoffmann I 43. Napoleonsage: 46
Stramberg II Bd. 5, 48; Hoffmann II S. IX u. 136; Zs. VIII 152; Simrock Nr. 73. — Weitere Franzosensagen z. B. Hoffmann I 82, 47, 71, 79; II 144; Schell 92; Lohmeyer 6; Gredt 973, 978, 983.

Räubersagen. Der Auerbäumer Hannes: Schell 87 (vgl. 56 u. 68). — Andere 47
Räubersagen: Schinderhannes in den Nahegau-Sagen Bd. II dieser Samm- 48
lung, die Bockreiter, Möcher u. Hopsa in Bd. I. Zu der Schnur mit der Glocke noch u. a. folgende Sage: An dem Wege, der von Frintrop durch die Bauernhöfe nach Dellwig führte, wo heute der „Erlenhagen" ist, soll vordem ein Räuberhaus gestanden haben, die Kerle darin hatten auch eine Schnur über den Weg gespannt, an der im Hause eine Schelle war. Ebenso soll es auf dem Wege vom Wasserturm Frintop nach „Hagedorns Hof" gewesen sein. Da war das Räubernest auf dem Rauenberge (Unterhaltungsbeilage zur „Essener Volksztg." vom 12. 11. 22.) — Vgl. auch Schmitz 140. Der dankbare Räuber: Stramberg II 252.

Kriegszeit u. schwarzer Tod. Allgemeine Kriegssagen z. B. Zs. XII 196, 200; 49
Lohmeyer Nr. 129; Hoffmann mehrfach. Vorzeichen: Hoffmann II 6 u. 16 — Siehe auch vorher Bd. I S. 33 und S. 231 dieser Sammlung: die Trierer Sage in Bd. II. — Pestgäßchen: Hoffmann I Nr. 50 u. 164. — Verödete Orte: 49
Schmitz 139; Zs. XII 196; Schell 383; Hoffmann II 401. — Pestkirchhof: 50
Hoffmann II 18. — Prozessionen: Hoffmann Nr. 206 und 259; „Niederrheinischer Geschichtsfreund" V 189 (1883). — Pestflämmchen: Zs. VI 47; 51
Lohmeyer 104; Hoffmann an mehreren Orten (z. B. II 206 u. 259). — Vgl. ferner Wolf, Deutsche Märchen u. Sagen 310; Lohmeyer 64.

Die Städte, Handel u. Wandel. Eisenbahnen und Dampfer: Bahlmann, Rh. 52
Seher 38; Schell 169, 378. Die Geschichte von den Halftern: mitgeteilt aus Kripp.

Vom Niederrhein

Erdgeister. Geliehen Geschirr: Sagen aus dem Selfkant Zs. 4, 123. Zwer- 55
genrache: ebenda u. Wolf D.M.S. 187. Die übereinstimmende Sage bei Zurmühlen „Aus des Dülkener Fiedlers Liederbuch" (vgl. Rheinischer Bote" Jahrg. 7. [1921] Nr. 30) entstellt den Namen in „Ofenmännchen". Vgl. ferner zu dieser Gruppe: Korth Zs. Aach. GV. XIV. 82. — Zwergenkessel: Niessen II 41. 57
Zwerge u. Ackerleute: Niesen II 71; Hoffmann I Nr. 263; II 285. Kabouterchen: Wolf Nl. S. 478. Todesbotschaft mitgeteilt aus Hüls, u. Niessen I 106. Ende des Zwergenvolks: Niessen II 71 u. 63. Quärresmännchengrab:

Hoffmann II Nr. 252. — Aus mündlicher Überlieferung (Hüls b. Krefeld): „Als das Hülser Bruch noch dichter war, sollen im Hülser Berg Zwerge gehaust haben, die lauerten den Kaufleuten auf, die nach Mörs zu Markt gingen. Einst hatten sie ein Seil über den Weg gespannt. Ein Kaufmann kam nachts an diese Stelle u. fiel darüber; dem nahmen sie alles fort." Eine Vermischung mit der Räubersage, vgl. die Anmerkung zu S. 48.

62 **Riesenwerk.** Wie der Hülser Berg entstand: Nach mündlicher Überlieferung aus Hüls u. Niessen II 70 u. 72. Wisseler Dünen: von Lehrer Buczkowski aus Wissel. Monre- u. Eltenberg: ebendaher. Riesen backen: ebendaher.

Sterk-Helmus. „Sagen des Erkelenzer Flachsgefildes" von Leo Sels (Erkelenz 1921) 15 = Julius v. der Hart, Gesch. u. Sagen des Erkelenzer Flachsgefildes (Erk. 1874) 10ff. = Montanus-Waldbrühl, Vorzeit I 29. Nach Montanus I 362 gab es früher im Bergischen die Redensart: „so stark wie der Hermel".

67 **Aachen, die Kaiserstadt.** Gründung Aachens: Nach der legendarischen Vita Caroli Magni „De sanctitate meritorum" lib. I cap. 16. (G. Rauschen, die Legende Karls d. Gr. im 11 u. 12. Jahrhundert. S. 41) und der Reimchronik
68 Philipp Mouskets V. 2410—70 (Zs. Aach. GV. XXIV 67). — Wie die Pfalz erbaut wurde: Nach Notker, Taten Karls d. Gr. Kap. 30 u. 31 (Gesch. d. d.
9 Vorz.[5] XXVI. 39). — Münsterbau: Nach dem „Buch vom heiligen Karl" (Bachmann u. Singer, Deutsche Volksb. a. e. Züricher Handschr. d. 15. Jahrh., Bibl. d. Lit. Ver. Stuttg. Nr. 184). — Die Klappergasse: J. Müller Aach. S. 18. — Über die Entstehung der Sage aus einer lateinischen Inschrift im
70 Grabmal St. Servas: Zs. Aach. GV. XXIV 90. — Der betrügerische Glocken-
71 gießer: Notker, Taten Karls d. Gr. I Kap. 29. — Der Wolf und der Tannenzapf: Grimm Nr. 186; Zs. Aach. GV. XVIII 37. — Der Lousberg: Wolf D. S. Nr. 447. Vgl. Zs. Aach. GV. VIII 148 und XVIII 19—64. — Karls
72 Heimkehr aus Ungarland: Grimm Nr. 439. Vgl. dazu die Heimkehrsagen
74 S. 26 des 1. Bandes und Anm. — Karls Zug ins Heilige Land und Einrichtung des Indikts: Nach dem „Buch vom Heiligen Karl" (Bachmann u. Singer „Deutsche Volksbücher aus einer Zürcher Handschr. des 15. Jahrh." S. 22 = Bibl. des Lit. Ver. Stuttg. Nr. 184), Koelh. Chron. Bl. 113b und „Descriptio qualiter Carolus Magnus" etc. (hg. von G. Rauschen „Die Legende Karls des
75 Großen im 11. u. 12 Jahrh." S. 120). — Des Kaisers Glocke: Nach der „Kaiser-
76 chronik" V. 26383ff. hg. von Maßmann, III 996. — Der Ring im See: Grimm Nr. 452. Vgl. Zs. Aach. GV. XVII 1ff. u. XIII 1—73 („Ring der Fastrada) und Bd. XXXI. — Die von Grimm Myth. 405 mitgeteilte Sage von Karl und der mulier fatata (der Fei, quae alio nomine nympha vel dea vel adriades, soll heißen dryas, appellatur, also ein wildes Weib oder eine Wasserfrau) übergehe ich hier, da sie nur in verderbter Form überliefert ist. (Die Sage von Hildegard u. Taland, die J. Müller nach Aachen verlegt, ist in den Quellen nicht lokalisiert. — Karls Beichte: Grimm Nr. 450, vorletzter Absatz. Vgl. Bachmann u. Singer a. a. O. XVI. Simrock 36; Kaufmann 39. — Eginhart
79 u. Emma: Grimm Nr. 451. — Karls letzte Tage: nach Einhard vita C.M. 32, Thegan vita Ludovici 7, „Buch vom heiligen Karl" (Bachmann u. Singer a. a. O.
80 S. 108f.) — Bestattung: Nach Ademar v. Chabannes (Mon. Germ. SS. IV 129); Zs. Aach. GV. XIV 138. Noppius S. 11 weiß zu berichten: „Ist sonsten auch angetan worden mit kaiserlichen Kleidern, mit Szepter u. Schild, mit Reliquien u. Heiligtümern, sonderlich von unseren L. Frauen, welche er gleich er lebendig

allezeit in großen Ehren gehalten, u. wann er wider seine Feinde streiten wollen, deren Reliquien pflegt an Hals zu henken, also hat man ihn auch nach seinem Tode derselben nicht berauben wollen. Und zwar sind es diese drei Stücke gewesen: 1. In einem runden christallinen Glas von den Haaren unserer L. Frauen, 2. die Contrafeihung derselben, so der Hl. Lucas gemacht, und in einem lichtgrünen Steinlein etwan zweier Finger breit ausgestochen, u. fürs 3. ein Stück vom heiligen Kreuz.") Otto III. in Karls Gruft: Chron. Novalic. Lib. III c 32, Zs. Aach. GV. XIV 136. — Das Folgende ebenda S. 168 f. u. 192. — Napoleon im Aachener Münster: „Aachens Vorzeit" I 33 u. 135. — Karl als Heiliger und im Wetterkalender: Zs. Aach. GV. II 327 u. VIII 204. — Otto III. u. Pfalzgraf Ezzo: nach „Brunwilarensis monasterii fundatio", Mon Germ. SS XI 396; vgl. Ann. f. d. Niederrhein VII 15; Kaufmann Quellen 34. — Der Schmied von Aachen: Noppius 164; J. Müller Aach. S. 104. Weitere Aachener Sagen (außer J. Müller): „Aach. Vorzeit" I (1887) 25—37, 117; Alfr. Reumont, Aachener Liederkranz u. Sagenwelt (S. 124 ff. Quellenangaben); Karl Franz Meyer, Aachensche Geschichten. — Vom Bachkalb Bd. II dieser Sammlung (unter Dorftiere u. Stadtgespenster); weiteres ebenda, in den Anmerkungen zu „Musikanten"; der Hinzenturm s. Bd. I S. 56; über die „Mobesin" vgl. die Anm. zu den Hexensagen in Bd. II. — Die Quellen zu Schillers „Graf v. Habsburg" werden an anderer Stelle, in den Schweizer Sagen mitgeteilt, die anderen Krönungssagen (vgl. Kaufmann Quellen 52) sind neben der Karlssage zu unbedeutend.

81 82 83

Wundergeschichten aus Burtscheid. Von St. Nikolaus: Noppius 144; Cäsarius Dial. VIII 76. Von einem Mönch: ebenda VI 9 (Kaufmann a. a. O.) 84

Aus Kaiser Karls Jagdrevier. Lüftelberg: Kaufmann 56; Acta Sanct. 22. Januar II Appendix 1146. Die Verslegende aus dem 14. Jahrh. in Westdeutsche Zeitschr. XXI 284. — Arnoldsweiler: Acta sanct. Juli IV 449—52. — Karls Jagdschlösser: Hoffmann II, S. VIII, 29, 473. Schmitz 137. Die Kapelle in Palmberg (Kr. Geilenkirchen) soll, wie man dort sagt, eine Jagdkapelle Karls gewesen sein. — Kaiser Karls Mutter: Hoffmann II Nr. 205. — Vgl. A. Feist, Zur Kritik der Berthasage (Ausgaben u. Abhandlungen aus dem Gebiete der roman. Philologie Nr. 59, Marburg 1886); Gaston Paris, Histoire poetique de Charlemagne (Paris 1865) 440. 85 87 88

Von Cleve bis Kevelaer. Der Schwanenritter: nach Gerts v. d. Schüren Chronik, herausgegeben von Troß (Hamm 1824) 77 u. Caspar Abel, Samml. etlischer noch nicht gedruckter alter Chroniken (Braunschw. 1732) 55; Kurs 22; Grimm Nr. 536; Kiefer 12. — Der Schwanenturm: Bonner Jahrb. XXII 23; Ann. f. d. Niederrhein IX. X 93, 106. — Die Sage von Otto dem Schützen teile ich unter den Hessischen Sagen mit. — Der Schwöppenstock zu Aspel: nach K. Heck im „Rheinischen Boten" VIII Nr. 2 (1922). — Die abgehauene Hand: „Der Niederrhein" 1878, Nr. 3. — Der Goliath von Emmerich: Pick, Monatsschr. VI 182. — Poorte-Jäntge: Ann. f. d. Niederrhein XVI 7 ff.; Weddigen, Westf. Magazin Bd. 1 Heft 3, 31. — Der Weisenstein zu Viersen: „Die Heimat" 1876 Nr. 2. — Das Bäumchen zu Ürdingen: „Die Heimat" 1876 Nr. 24. — Die Schöffen zu Gräfrath: ebenda. — Weitere Gerichtssagen Schmitz 77, 70; Weyden, Ahrtal 285; Schell 182. — Ze Santen: Niessen II 26. — St. Gerebernus in Sonsbeck: nach mündl. Überlieferung von dort mitgeteilt. — Luther und Calvin in Xanten: ebenfalls mündlich, 89 90 91 92 94 95 96

97 aus Großenbaum (Landkr. Düsseldorf). — Irmgardis: Niessen I 101; II 37; Stramberg II Bd. 5, 491. — Wo das Paradies lag: mündlich aus Düsselward. — Kloster Meer u. der Schlafkamp: Acta sanct. Februar II 918;
99 und nach Firmenich I 398. — Kevelaer: „Die Wallfahrt zum Gnadenbilde in Kevelaer . . . Herausgegeben von zwei Priestern in K." (Geldern 1885) S. 38; als Gedicht bei Niessen II 44.

Geldern und Jülicherland

101 **Aus der Gelderschen Chronik.** nach dem Original auf dem Stadthause in Erkelenz mitgeteilt von Studienrat Pomp dortselbst.

Erkelenz u. Frau Erka: Dieselbe Chronik enthält unter anderm auch auf Bl. 100 das Bild einer Jungfrau mit Schild u. Schwert, es ist die Jungfrau Erka, Patronin der Feste Erkelenz, wie ein Band mit lateinischer Inschrift sagt, das um ihr Haupt flattert. Auf dem Schild steht, ebenfalls lateinisch: „Von der Erka unter der Linde als Mutter soll eine Tochter stammen, die Erkelenz genannt wird." Das wird dann noch, teils deutsch teils lateinisch, von dem Chronisten weiter ausgeführt: Die Stadt Erkelenz habe den Ursprung u. Namen von einer edlen Frauen Erka, die gemeinlich die Frau ter (zur) Linden genannt u. ein männlich Weib gewesen sei. Sie habe allen Männern ein Beispiel der Tapferkeit gegeben; wie eine Löwin für ihre Jungen sich dem Tode entgegenstellt ohne Furcht vor den Geschossen der Jäger, so habe sich einst die Jungfrau Erka zum Schutze der Vaterstadt dem Tode entgegengestellt.

Man meint nun in dieser Frau Erka, aus der die Chronik eine Heldin der städtischen Frühzeit u. Retterin bei einer Belagerung macht, dieselbe Frau Harke zu finden, die von der Mittelmark etwa bis über den Harz zu Hause ist, eine Art Frau Holle, eine Waldfrau, welcher das Wild des Waldes als ihre Herde gehört, die sich auch dem Landmann freundlich zeigte, u. dann vor allem in den Zwölften, von Weihnacht bis Drei Königen, in die Spinnstuben kam u. nachsah, ob in dieser heiligen Zeit die Spindeln ruhten u. der Rocken sauber abgesponnen war. Solche Sagen von einer Frau Harke finden sich nun im Rheinland nicht, es sind nur die Namen, Erkrath u. Erkelenz, auf die man sich stützt — in Urkunden des 10. bis 15. Jahrhunderts wechseln die Formen Herklenze u. Erklenze oder Erklenz. (Bonner Jahrb. XXI 97 u. 111; Julius v. d. Hart, Gesch. u. Sagen des Erkelenzer Flachsgefildes, Erkelenz 1874).

102 **Der Löwe im Wappen von Jülich.** Wolf Nl. S. 122.

103 **Von der Strafe Wilhelms von Jülich.** Cäsarius Dial. VII 5; die mündliche Überlieferung bei Hoffmann I 64. Vgl. Wolf DS 215. — Der starke Helmes auf Nideggen. Hoffmann I 67. Es scheint eine Vermischung von einer alten Riesen-, Naturgeister- oder Wilden-Jägersage mit einer späteren von einem gewalttätigen Burgherrn vorzuliegen.

106 **Geldrisch-jülichische Händel.** Hubertusschlacht bei Linnich: Simrock Rhein-
107 land 478. — Der Graf von Hatsfeld: Hoffmann II Nr. 311f. — Der
108 Ritter ohne Arme und Beine: ebenda Nr. 313. — Der Krieg mit Karl V. Stramberg III Bd. 3, 282. Zerstörung Dürens: Gülich. Chron. 275; Hoff-
110 mann I Nr. 202f. — Der Sürthgen-Musel: Hoffmann I Nr. 76. — Die Wilden: Stramberg III Bd. 3, 282f.

Die Bockreiter. Ihre Herkunft: Nach Stramberg III Bd. 3; Korth. in Zs.
111 Aach. GV. XIV 96. Ihre Zunft: Stramberg a. a. O. Hoffmann II Nr. 448;

Korth. a. a. O. — Ihre Bekämpfung: Stramberg u. Hoffmann a. a. O. — Ein Bockritt: Hoffmann a. a. O. — Vgl. zu der ganzen Sage auch, was man den Templern nachgesagt hat. 112

St. Anna die Schutzpatronin v. Düren. Hoffmann I Nr. 193—198. Um denselben Preis wie das Glockenspiel haben auch die Kölner die schwerste Glocke, die „Merg", in Ratingen kaufen wollen, wie man noch heute in R. erzählt. 113

Die untergegangene Stadt Gression. Zs. Aach. GV. II 141; III 138; XIV 126; Ann. f. d. Niederrhein LII 13; Hoffmann I 214, 230; II Nr. 78f, 106, 113, 119, 181 f., 233f. 115

Von alten Bergwerken. Die Römermännchen: Hoffmann II Nr. 235f., 237, I 101. — Der Berggeist: Hoffmann II Nr. 239f. — Das verfluchte Bergwerk: ebenda Nr. 479. 119 121

Weiteres vom Jülischen Adel. Der Graf von Schellaert: Hoffmann I Nr. 215—217. — Die reichen Bauern von Heerdt: Niessen II 16. Burg Eschweiler: Ann. f. d. Niederrhein XVI 231, Hoffmann II 357. Der Kapitän: Hoffmann II Nr. 388. — Kellersberg: Hoffmann II Nr. 451. — Die Merode: ebenda Nr. 136, 139, 144, 137, 138, 142, 146. (Vgl. zu der treuen Tochter die Sage bei Gredt 512). Schwarzenbroich u. Wenau: ebenda Nr. 203f u. 201. 122 123 124 127

Von der Erft zum Rhein. Die Leffels-Ann: aus dem Volksmund, mitgeteilt aus H. — Der Gymnicher Ritt: Zs. XI 226. W. Capitaine, Der Gymnicher Ritt, dessen Geschichte und Feier (Eschweiler 1912) S. 27 u. 39; ausführliche Darstellung der Prozession S. 32ff. 128 129

Von der Buße des Verräters Steinhard: Cäsarius Dial. IV 88 (z. T. nach Müller-Holm). — Der Schultheiß von Lechenich: Cäsarius Dial. XII 8; Vgl. die ganze Gruppe dort Kap. 7—13; Beispiele vom Feuerberg als Ort der Verdammten auch bei Kaufmann Cäsarius 143ff. — Gebhard Truchseß u. Agnes von Mansfeld: Mering I 73; Stramberg III Bd. 1, 269. — Johann v. Werth: Stramberg III Bd. 1, 100; Hoffmann II, 112; Ann. f. d. Niederrhein XLII 143, LXXIII 123; Weyden[2] 349; „Sagen, Mythen" 36; über die Entstehung der Sage von „Jan u. Griet" s. Vorwort Bd. I. 130 131 132

Coellen

Colonia Agrippina. Gründung der Stadt: Koelh. Bl. 36ff. — Marsilius: ebenda Bl. 49b, 52b. — Die Notiz Buchels I 63. 133

Das heilige Köln. Maternus: Koelh. Bl. 55f. 61f.; Weyden[1] 147; vgl. dazu die Sage aus Trier, Bd. II dieser Sammlung. Nach andrer Überlieferung war Maternus sogar ein naher Verwandter Jesu und derselbe Jüngling zu Nain, den der Herr vom Tode erweckte, so daß M. dreimal gestorben und zweimal wieder erweckt wäre. Zum drittenmal ereilte ihn der Tod als er eben das Evangelium vom Jüngling zu Nain, also von sich selber, verlesen hatte (Stramberg III Bd. 14, 442). — St. Severin: Koelh. Bl. 85b u. 86a. — Von St. Gereon u. seinen Gefährten: Nach Weyden[2] 76ff., 83. — St. Ursula und die elftausend Jungfrauen: Gekürzt nach der „Passio regnante domino" (Bonner Jahrb. 88, u. Kessel, St. Ursula u. ihre Gesellschaft, 183); das weitere nach Koelh. Bl. 89a (von der Kölner Chronik übernommen aus Eike von Repgow, wo es von dem Schwert heißt: das was Martis des wichgodes. Vgl. die Sage bei Grimm Nr. 380) Hagen V 152ff. Cäsarius Dial. VIII. 85 u. 88. Koelh. 136 137 138 139

142 Bl. 223b. Buchelius I 33 u. 37. — Die heiligen drei Könige: Weyden[1] 33; Koelh. Bl. 174. Wolf, DS 165. Über den Teufelstein berichtet schon Buchel.

143 **Von andern Heiligen und Bischöfen.** Der heilige Reinold: Gekürzt nach dem Volksbuch (Simrock, Deutsche Volksbücher Bd. II 210ff.) — Von diesem heiligen Baumann wird auch gesagt, was man sonst wohl von den Riesen erzählt, daß er nämlich einst seinen Hammer hoch in die Luft geworfen habe. Das Werkzeug soll in der Nähe von Solingen niedergefallen sein, dort wurde ihm zu Ehren

144 die Reinoldkapelle erbaut. (Kaufmann Quellen 22). — Die Wahl des Bi-

145 schofs Hildebold: Koelh. Bl. 115; vgl. Wolf DS 382. — Erzbischof Bruno in Paris: Nach Koelh. Bl. 129: vgl. Pick Monatschr. I. Bischof Pilgrim: nach Koelhoff Bl. 155b: geht zurück auf Vincent. Bellovac. speculum hist. XXVI c 12 (wo weder der Namen des Kaisers noch des Bischofs genannt wird) u. diese Erzählung auf Wilhelm v. Malmesbury gesta reg. Angl. ed. Hardy I, 286. vgl. Pick Monatsschr. I. 81. — Vom heiligen Anno: Nach Koelh. Bl. 158—162; Annolied, hg. von Roth. 50ff. Vita Annonis (Mon. Germ. SS. XI 462.) II c. 21, 25; III 5; vgl. Picks Monatsschr. I 83. Anno soll auch an den Häusern der geblendeten Schöffen riesige augenlose Köpfe haben anbringen lassen, die Grinköpfe nannten die Leute sie, die hier und da an alten Häusern in Köln noch zu sehen sind. Doch sind das Vorrichtungen gewesen, um das Aufziehen der Lasten zu erleichtern. (Hessel 259) — Von Wundern, geschehen durch die Gebeine des hl. Anno in Siegburg, berichten Sagen bei Äg. Müller I 152, u. J. Görres Christliche Mystik II 573.

148 **Um Recht u. Freiheit.** Geschlechter u. Zünfte: Weyden[1] 48ff. Das Folgende ist bei Koelh. sehr weitläufig behandelt, ich erzähle danach u. nach Gottfried Hagens

149 Reimchronik in knapperer Form. Die neuen Schöffen: Koelh. Bl. 198b—205. (=Gottfr. Hagen V 655—1260). — Hinterlist des Bischofs: Koelh. Bl. 206f.

150 (=Hagen V 1482—1585). — Die Gefangenen zu Ahre: ebenda 207—9

152 (=Hagen 1593ff.). — Abenteuer im Mönchshof: Bl. 209b (=Hagen 1850ff.).

154 — Der Richter zu Remagen: Bl. 210 (=Hagen 1921ff.). — Bürgermeister Hermann Gryn: Koelh. Bl. 217b Wolf DMS. 542. Wie die Kölner den

155 Stadtschlüssel erstritten: Koelh. Bl. 241. — Evert vom Pfau: Kreuter, Kölns Sagen IV 55. — Der gespenstische Bürgermeister: Koelh. Bl. 322. Der Bürgermeisters Sohn ff. nach Weyden[2] 307.

156 **Von Stiftsherren, Pfarrern u. Klosterleuten.** Vom guten Dechanten Ens-

159 fried: Cäsarius Dial VI 5 (teilweise in Kaufmanns Übertragung). — Maria erteilt eine Ohrfeige: ebenda VII 55 (vgl. Kaufmann a. a. O.) — Der ein-

160 fältige Werinbold: ebenda VII 7 (Kaufmaun a. a O.) — Die knienden Esel: Cäsarius Dial. IV 98; Wolf DS 287. — Der selige Hermann Joseph: nach Rademacher u. Schewe, Geschichte der Stadt Köln, 264 u. Weyden[1] 168;

161 Acta Sanct 7. April I 686ff. Der Idasbrunnen: Weyden[2] 303. — Das Kreuz bei den weißen Frauen: ebenda 49, Wolf DS 299; Buchel I 76.

162 **Albertus Magnus.** Wie A. ein Dominikaner wurde: Legenda Alberti Magni ord. praed. Petri de Prussia, (Kölner Bibl. Inkunabel 927. Im folgenden zitiert: Petr. de Pr.) cap 2. Wie er die Philosophie von der Muttergottes empfing: Schöppner, Sagenbuch der bayr. Lande (München 1852)

163 414. — Die neun Vögelein: Nach „Sagenbuch der Städte: Gundelfingen, Lauingen, Dillingen usw." (hg. von Mittermaier. Dillingen 1849) 24 „nach einem vor alter Zeit vielgesungenen Meistergesange von Martin Schleich"; „Des

Knaben Wunderhorn", ges. von Arnim-Brentano, hg. v. J. Ettlinger (Halle a. S.) II 451 („Die Königin blickt zum Laden aus"). — „Er erforschte mit solcher Begier die Geheimnisse" usw. Naudé 370. — Albertus in Paris: Petr. de Pr. 165 cap. 6, 50. — Das Abenteuer mit der Königstochter ausführlicher bei Görres, Altteutsche Volks- u. Meisterlieder (Frankf. 1817) 195. — Albertus traktiert den römischen Kaiser: Nach Joh. de Bela (wo diese Erzählung zum ersten Male auftritt) bei Böhmer Fontes rerum germ. II 438. Die spätere Sage bei Weyden[1] 176. — Die Männer im Sack: nach Schöppner 415, und „Sagen 167 Mythen usw." — Stein der Weisen: „les Alchymistes .... lui donner la connoissance de la pierre Philosophale, comme a fait depuis peu leur grand fauteur et partisan Mayer, qui n'a point eu honte d'asseurer en ses Symboles de la Table d'or des douze Nations, que S. Dominique l'avoit premierement euë; que ceux à qui il l'avoit laissée la communiquerent à Albert le Grand, qui acquitta par le moyen de cette pierre en moins de trois ans toutes les debtes de son Evêché de Ratisbonne, et qu'il l'enseigna depuis à saint Thomas d'Aquin . . . (Naudé 373). Des Papstes Urlaub 168 zur Magie: Petr. de Pr. cap. 6 u. 51; Schöppner 416. — Das Pantöffelchen: Petr. de Pr. cap. 51 kann nicht umhin diese ärgerliche Geschichte aus Vincent. speculum historiale II lib. 20 cap. 3, anzuführen, wo sie aber von Erzbischof Antidius und dem heiligen Vater erzählt wird; man solle sie also nicht dem Albertus anhängen. Der Verf. der Legende war wie Albertus Dominikaner, führt also hier zugleich die Sache seines Ordens. Aber eben durch das heftige Eifern gegen die unwissenden und leichtfertigen Fabelanten (hier wie an andern Stellen) die so etwas von Albertus sagten, u. gegen die er fortwährend mit gelehrten Waffen kämpfen muß, verrät er uns, daß damals diese Sagen eben auch von Albertus umgingen, u. ich durfte sie also hier für diesen in Anspruch nehmen. — Albertus als Baumeister: Koelh. Bl. 183a; Merlo 18ff.; Weyden[2] 139. — 169 Die redende Bildsäule: Naudé 379ff.; Mittermaiers Sagenb. d. Städte 170 Lauingen usw. 31 Ennen Volksb. 28. — Agrippae ab Nettesheym . . . de occulta, Philosophia libri tres [1531] p. XXVIII. Albertus zwingt den Teufel: Sächs. Weltchronik (Mon. Germ. Deutsche Chroniken II) 326. Will das Fegefeuer erforschen: Petr. de Pr. cap. 49. — Seine letzten drei Jahre: Henric. de Herford. cap. 94; Schöppner 414f.

Vom Dombau und Ferneres von Kölner Meistern. Der Dombaumeister: 173 Grimm Nr. 204; Weyden[1] 181, Weyden[2] 1; Hessel Rheintal 287. Vgl. auch die Eifelsage vom der „Düvelsoder" „Rheinische Geschichtsbl." II 337. Weitere Variante „Sagen, Mythen u. Leg. d. St. Köln" (K. 1880) 24 ff. — Die Minoritenkirche: Merlo 135. — Meister Goswin: Merlo 154 (nach Ghibertis Chro- 175 nik, hg. von A. Hagen, 137—140). — Das Bild in der Marien-Ablaß-Ka- 176 pelle: Simrock Nr. 24; Wolf DS. Nr. 188; Weyden[2] 175ff.; vgl. Kaufmann 177 27. — Meister Stephan: Merlo 437. — Wie Augustin Braun sich rächte: Merlo 58.

Von den Heimlichen und anderem Gericht. Der elendige Kirchhof: Weyden[1] 178 85. — Die Weckschnapp: ebenda 186. — Aufhebung der heimlichen Ge- 179 richte: ebenda 188. — Das Haus der Feme: Buchel Ann. 84, 28 f. — Das 180 Hahnentor und Adolf Klarenbach: Weyer De praestigiis S. 390 (Buch 5. Kap. 37).

Weiteres von Kaufleuten, Geschlechtern u. Bürgerhäusern. Vom Lügen u. 181

182 **Meineid**: Cäsarius Dial. III 37; Kaufmann. Ann. f. d. Niederrhein XLVII 119.
— **Von einem reumütigen Wucherer**: Cäsarius Dial. II 32; Kaufmann
a. a. O. — **Die gestifteten Bausteine**: ebenda VIII, 63. — **Die lebendig ge-
wordenen Krebse**: Weyden[1] 198. — **Der gute Gerhard**: Nach Simrock
Der gute Gerhard (Bonn 1856) 2 ff.; Bäßler, Der gute Gerhard, deutsche Volks-
184 novelle aus dem Mittelalter (Berl. 1848). — **Das Marienbild auf der Brücken-
straße**: Weyden[2] 25. Alter Legendenstoff; vgl. die demnächst erscheinenden „Ma-
rienlegenden", hg. v. Paula Jaunert. — **Richmodis von der Aducht**: Koelh.
Bl. 286; vgl. Grimm 340 („Die Pferde aus dem Bodenloch"); Weyden[1] 192.
185 — **„An der weißen Frau"**: nach Weyden[2] 44. — **Huppet Hubot**: nach
Weyden[1] 203.

Das Bergische

188 **Heidenzeit und Glaubensboten. Veledas Turm**: Tacitus Germania cap. 8;
Historiae IV 61, 65; V 22, 25. Bahlmann Ruhrtal. Stangefol Annales cir-
culi Westfal. (Cölln 1640) S. LVIII. — **Hexenmeister Buttermann**: Bahl-
189 mann Ruhrtal 46; ebenda **Die Hexentaufe**. — **Der Horkenstein**: Bahlmann
a. a. O.; Firmenich I 366. Picks Monatsschr. IV 109. „Unter den Eichen" sagt
v. Steinen, westf. Gesch. IV 721.

Einige Reste der Riesensage aus dem Bergischen bei Schell 3. B. 182 (Riesen-
steine b. Laake, in der Schürze dahingetragen); 400 (Riesengrab bei Homburg);
543 (Schrittsteine der R. in der Wupper bei Krähwinklerbrücke); Firmenich I 372
(Riese v. Mechtenberg, Variante zu Bd. 1, S. 62 dieser Sammlung).

190 **St. Ludgerus gründet Werden**: Vita St. Ludgeri in „Geschichtsquellen
des Bist. Münster" IV, 75. Andere Version: dem hl. Ludgerus gefiel die Gegend
so, daß er kurz entschlossen rief: „Hier soll ein Kloster werden!" Das letzte Wort
schallte wieder aus dem Wald zurück. Davon bekam die Stadt, die später da
entstand, den Namen (mündl. aus Werden). Bahlmann a. a. O. 58; A. Kuhn,
Westf. Sagen 96. — **Das krause Bäumchen bei Essen u. das Münster**:
192 Bahlmann Ruhrtal 48 ff. — **Der heilige Suitbert u. Kaiserswerth**: Schell
467 ff. — **Der Stein am Judenkirchhof**: nach Mitteilungen aus R. — **Die
Ratinger Daumenklemmer**: Mündl. Überlieferung. Nach Schell 542 sind
193 die Gefährten Suitberts im Sackerschloß ermordet. — **Kirche u. Taufstein zu
Kalkum**: Schell 467.

194 **Zwerge, Bauern und Schmiede. Zwergkönig Goldemar**: Vgl. die Anm.
zu S. 14; Cosmidromius Gobelini Person hg. von Max Jansen (Münster 1900)
196 S. 59; v. Steinen, Westf. Gesch. IV 778. — **Frauenraub**: Bahlmann Ruhr-
tal 20; Schell 54. Eine harmlosere, vielleicht nicht ganz ursprüngliche Geschichte
bei Vos und Weinand 10. Vgl. die Eifelsagen. — **Wechselbalg**: Schell 325,
198 386, 458, 351. — **Bäurin als Wehmutter bei den Zwergen**: Schell 242.
199 — **Der Bauer beim Schahölleken**: ebd. 138. — **Zwerge als Hirten**: ebd.
200 173, 249, 375. — **In Haus u. Hof**: ebd. 35, 245, 359, 374, Neue berg. Sagen
109. — Im Dörnken, wenige Minuten von der Burg (Altendorf) waren früher
Erdmännchen, die jede Nacht alle stumpfgewordenen Messer, Sensen, Pflugscharen
usw. scharf machten, bis eines Nachts ein Schuster sie mit Schimpfen und Stein-
würfen vertrieb. Einer von den Zwergen hieß Meister Fickfeck, er half den Leuten
in allen Nöten, schenkte ihnen Sachen oder flickte die alten; bis ihm einst ein
Prachtgewand geschenkt wurde, da war er ein „Junker" und kam nicht mehr

(Bahlmann Ruhrtal 13). — **Die witten Frouwen oder heiligen Holden:** 201
Kaufmann Nachträge 4. — **Der Tanz auf der Waldwiese:** Schell 149, 359.
— **Im Lande der Schmieden u. Schleifkotten:** ebd. Nr. 194, 206. — **Die** 202
Schätze der Zwerge: ebd. 188, 207, 346. — **Wie die Zwerge fortzogen:** 204
ebd. 204. — **Über den Rhein:** ebd. 449, 480; vgl. Weyden[2] 229. — **Der** 205
Grinkenschmied: ebd. 485; vgl. Kuhn Westf. Sagen Nr. 76 ff. — **Schmiedegeheimnisse:** Matthis Quad von Kinkelbach, Teutscher Nation Herligkeitt. Ein außfuhrliche beschreibung usw. (Cölln 1609) S. 458.

Vom Bergbau. Das erste Steinkohlenbergwerk: Bahlmann Ruhrtal 42; 207
Chron. bel. mag. (Rer. germ. scriptores, ed. Joh. Pistorius, Tom. III, 208
Francof. 1653) 208; quidam senex venerandus alba veste indutus, so wird die Erscheinung beschrieben. — **Grubengeister:** Nach Bahlmann Ruhrtal. — **Silberkaul:** Schell 363, 303, Neue berg. Sagen 80, 106. — **Der Eselsberg b. Hamm:** Horn, das Siegthal 60 (dort mundartlich). — **Der Lüderich:** Simrock Rheinland 441; Montanus-Waldbrühl I 102, 215; II 12; Leibing 42; Weyden Siegtal 44.

Bergische Schlösser und Gräber. Die bergische Rose: Montanus-Wald- 210
brühl II 2. — **Friedrich von Isenberg:** Schell 5 f.; Teschenmacher 430. —
Die Gründung v. Altenberg: v. d. Schüren Chron. v. Cleve (hg. v. Troß) 5. 211
— **Neugründung:** Montanus-Waldbrühl I 213. — **Der Wasserteufel:** Mon- 212
tanus II 192. — **Der Ave Maria-Ritter:** Cäsarius Libri III 71. (Meister 195) 213
Der Schluß, den ich hier wegließ, lautet: Da verwunderten sich die Brüder und gruben das Grab auf und fanden, daß die Wurzel gewachsen war aus dem Munde des Ritters. — Ähnliche Stoffe z. B. Meister 129 und 175; vgl. ferner Kaufmann Quellen 20. — Unsere sehr verbreitete Erzählung z. B. auch in „Der Sielen Troest" (Haerlem 1484, fol. 35a) und der Legenda aurea. Vgl. Index mir.
Nr. 578. — **Die Bienenkapelle:** Schell[2] 581. — **Die Burgfrau von Neuen-** 214
berg: Montanus II 3. Eine ins Sagenhafte umgeformte und lokalisierte Variante
des bekannten Märchenmotivs (bei Grimm „Die kluge Bauerntochter"). — **Erz-** 215
bischof Siegfrieds Rache: Seb. Münster 730; vgl. Mering IV 57. Ähnlich die Gefangenschaft des Erzbisch. Engelbert v. Köln auf Nideggen 1267. Der Zug überhaupt häufig in der Sage; vgl. z. B. die Jülicher Sage Bd. 1, S. 105. — **Rache an Werner v. Homburg:** Montanus II 246; vgl. dazu Cäsarius Dial.
IX 49 u. Kaufmann, Cäsarius 118. — **Die Gefangenschaft:** Schaten Ann. 216
Paderb. II 476; Ms. Berg GV II 47, 62. — **Arnold v. Geldern:** z. B. Strambеrg III Bd. 3, 249. — **Ein Liebesabenteuer Adolfs I.:** Teschenmacher 449;
Schaten Annales Paderbornenses II 544. — **Der Rüden bei Solingen:** 217
Montanus I 282. — **Wie Bruno von Flittard in den Feuerberg ging:** 218
Montanus II 290; Cäsarius Dial. XII 9 u. 10 (Kaufmann a. a. O.). — **Das** 219
Gottesurteil zu Burg: Leibing Nr. 18. — **Die feindlichen Brüder:** Schell
239; vgl. dazu die Eifelsage von Nürburg. — **Die Gräfin von Bensberg** 220
u. die Muttergottes: Mering IV 53; vgl. die Sage von Veldenz bei Cäsarius Dial. VII 46; Schell Rheinsagen 92; ferner: „Der Affe zu Dhaun" (in Bd. II meiner Sammlung); die Verwünschungssagen bei Hessel, Moseltal 61 u. Schmitz
126. — **Die Böhmen vor Bensberg:** Mering IV 55. 221

Die alte und die neue Kirche: Maria u. die verlaufene Nonne: Nach 222
Schell 78.

Nonnenraub: Leibing 31 u. Montanus I 210. **Die Essigjungfrau:** Schell 223

224 126 ff. — Der Rost des hl. Laurentius: Schell 219. — Die letzte Ernte zu Dünwald: Montanus I 92; Simrock Rheinsagen Nr. 13; Spitz, Rheinischer
225 Sagen- u. Liederschatz I 108. Die Teufelskammer im Neandertal: Schell
226 90. — Die Reformation im Bergischen: Schell 105, 89, 234; vgl. dazu die Stellen Bd. I, S. 32 u. 96 meiner Ausgabe; ferner die Andernacher u. Gerolsteiner Sage. — Die Teufelswiese: Schell Nr. 21. — Holz aus dem Duisburger Wald: Buchel II 73.

228 **Die letzten bergischen Fürsten.** Der Hofnarr zu Düsseldorf: Leibing 74.
229 Auch als Märchen z. B. in meinen „Märchen seit Grimm" I 85. — Jakobe von Baden: Jül. Chron. VI 279b; Stramberg Bd. V, 779 ff.; Historia arcana Juliaco-Clivensis (Stengel, Gesch. des Preuß. Staates I S. 366 ff.); Schell
232 S. 110 u. Neue berg. Sagen S. 29; Zs. Berg GV. XIII 98. — Das Erzbild Johann Wilhelms: Leibing 77; Montanus-Waldbrühl II 27; Schell 115. —
233 Die Kunstkatze der Kurfürstin: Montanus-Waldbrühl II 28. — Das letzte
234 bergische Ritteraufgebot: Schell 106.

Bergische Räubergeschichten. Der Räuber Hopsa: Montanus-Waldbrühl
236 I 167, 184 ff. — Junker Möcher: Schell 551; Neue berg. Sagen 103.

Aus dem Oberbergischen. Ritter Huhn von Broich: Schell 435 ff. — Bertha
238 vom Thal: nach Montanus I 114 aus dem Volksmunde der Gegend um Thal u. Gräfrath: bei Cäsarius am ähnlichsten Dial. IV. 42, wo aber die Nonne durch
239 einen Mann berückt u. des Klosters überdrüssig geworden ist. — Das Gertrudchen bei Seligental: Schell 445. — Die Johannisopfer: Montanus II 419. — Abt Erpho von Siegburg: Schell 451; vgl. dazu die bekannte Heisterbacher Sage, und die vom Kloster Karthaus b. Jülich. Hoffmann I Nr. 273. Ich gehe auf die ganze Sagengruppe noch in einem späteren Bande ein.

Die Eifel

241 **Wilde Leute u. Wichtel.** Die Beschreibung der Eifel bei Münster, 720. Wildfrauensagen bei Schmitz 13. Die Sage vom Üßbach mündl. aus Niederwinkel
242 (Kr. Daun). — Im Wölfragrond: Gredt 68, 544. — Das Felsenfräächen:
243 Gredt 66. — Böschgretchen: ebenda. Frau Holle: Simrock Rheins. und Gredt 52. — Einen Holderberg (mit Beziehung auf Fr. Holle?) bei Mallendar verzeichnet Stramberg III Bd. 1, 57.

An Riesensagen hat sich auf der Eifel wenig erhalten; vgl die S. von der Hohen Acht, und Schmitz 22. Bei dem Manne in der Burglay bei Greimersburg (Kr. Kochem), der nachts mit langem Kamisol, Dreispitz u. großen sibernen Schuhschnallen umgeht u. mit Stahl und Stein gewaltige Funken schlägt, daß es ganz hell ringsum wird, der aber nicht raucht — scheint mir die Riesennatur zweifelhaft (Schmitz 23). In getrübter, vielleicht schon von älteren Skribenten entstellter Überlieferung, liegt auch die Sage von der Kakushöhle hinter Eiserfey bei Mechernich vor. Kakus soll ein Riese gewesen sein, der die Menschen der Umgegend mißhandelte, verstümmelte oder tötete. Ein anderer, Herkules (?), ließ sich auf dem Herkelsteine nieder u. beschützte die Leute. Zuletzt trat er dem K. entgegen u. schleuderte einen Stein nach dessen Höhle, die stürzte zusammen u. begrub den K. (Rehm I 54) Man hat neuerdings dort vorgeschichtliche Funde gemacht (Hoff-
244 mann II S. XII). Die Sage bedarf noch der Untersuchung. Wichtercheslei: Schmitz 15, 18. Ähnliches wird noch heute von den Zwergen zwischen Biers-

dorf u. Wiersdorf (Kr. Bitburg) erzählt. Sie waren nur handhoch, hatten in der Erde ihre Werkstätten u. es gab da Schuster, Schneider, Schreiner, Schlosser, Wagner u. besonders Schmiede. Die abends bestellte Arbeit konnte man morgens fertig abholen. Am Tage war alles ruhig, mit Einbruch der Nacht ging das Hämmern, Sägen und Klappern in ihren Höhlen los. Das dauerte viele Jahre. auf einmal waren sie verschwunden, man sagt, sie seien über den Rhein geflüchtet (mitgeteilt aus Biersdorf). Bergmännchen auf der Kaul mitget. aus Preist (Kr. Bitburg). Krautermännchen: Schmitz 16. — Die Neunhollen: Steinmetz 57. Das Mädchen beim Heinzelmännchen: nach Laven 300 u. 301. — Musik und Tanz: Schmitz 15 u. 19; Wichtelbrot: Gredt 46. — Pferdezucht u. Hirtenzucht: Gredt 54, 57, 58. — Zwergengold: Gredt 46, 51. — Die Bergmännchen auf der Kaul: mündl. aus Preist (Kr. Bitburg). — Der gebannte Zwergenbräutigam: Gredt 59. — Wichtel, Heiden u. Tempelherren: Gredt 48, 53. — Verworrene Überlieferung auch im Bitburger Kreise: Bei Hüttingen liegt das „Kalkeshüttchen", darin wohnten früher die Wichtelmännchen, das waren ganz kleine Menschen. Bei Tage schliefen sie in ihrer Höhle, nachts gingen sie ins Dorf und taten den Leuten die Arbeit. Wer ihnen was gab, wurde reich, wer sie abwies (d. h. wohl: ihnen nichts hinstellte) wurde verhext. Ehe sie schlafen gingen, tanzten sie auf der Tanzlei. Heute sind sie verschwunden, niemand weiß, wohin (aus Hüttingen).

Berggeister. Schmitz 21. — Der Tanzberg: Schmitz 57. — Der Goldberg bei Ormont: Schmitz 59.

Das Maifeld und die Maare. Der Laacher See: Wirtgen I 51 ff., 65 ff.; Schmitz 74; Münster 720 f.; Hessel Rheintal 137. — Geist bewacht einen Weinberg: Cäs. Dial. V 43; Müller-Holm 124. — Der Fisch im See zu Ulmen: Münster 607; Wirtgen I 66. — Die Maarfrau: Schmitz 73. — Der Ritter im Pflug: Schmitz 88. Das Antoniuskreuz ebenda 128. — Der Jungfernweiher: Schmitz 88. — Der Weinfelder See: Schmitz 71. — Der Schäfer am Pulvermaar: Schmitz 72. — Manderscheid: Schannat I 2, 488. Schmitz 89 f.; Wirtgen II 68. — Das steinerne Brot: Steinmetz 64. — St. Mauritius auf dem Speicher: Steinmetz 54. — Das Maifeld: Wirtgen I 22. — Der Kirchenbau zu Münstermaifeld. Schmitz 120. — Genovefa: aus dem lat. Text des Johann von Andernach (abgedruckt bei Sauerborn „Gesch. der Pfalzgräfin Genovefa in der Kapelle Frauenkirchen" Regensburg 1856, u. Felix Brüll, Jahresbericht des Gymnasiums Prünn 1898/99). — Das weitere bei Wirtgen I 19 f. — Goldkreuz- und Grab mündlich; ebenso Genovefas Ring (aus Ettringen). — Johannesknecht und Dicketrein: Wirtgen I 16. Die Templer auf Wernerseck: Wirtgen I 35; Stramberg III Bd. 2, 625. — Andre Templersagen: Zs. XIII 147.; Zs. f. d. Myth, II 414; Rh. Geschichtsbl. IV 134; Hessel Moseltal 152; Menk 42; Simrock Rheinland 578; Hoffmann I Nr. 9: Gredt 507 ff.

Durch das Ahrtal und zur Hohen Acht. Neuenahr und Landskron: Simrock, Rheinland 420; Kurs 152; Kinkel 216. — Der goldene Pflug im Schloßbrunnen: Kinkel 235; Weyden Ahr 110. Philipp v. Schwaben: Schannat III 1, 461; Wirtgen II 149. — Die drei Jungfrauen auf Landskron: Kinkel 210: vgl. Bd. I dieser Ausg. über die Dreimütter. — Zerstörung: Weyden Ahrtal 90. Wahrzeichen von Ahrweiler: Bonner Jahrb. XII 113; Rehm II 69. Weyden Ahr 99, 116. — Der Kalvarienberg: Schannat III 1,



278 454; Strbmberg III Bd. 10, 14ff. — **Die bunte Kuh:** Schmitz 67. — **Der Fisch Einaug:** Weyden Ahr 141 f. — **Die schöne Magd auf der Saffenburg:**
274 Kinkel in den Bonner Jahrb. XII 99: Rehm II 43. — **Der Handstreich und die drei Schüsse:** Kinkel 271; Weyden Ahr 166; Simrock Rheinsagen Nr. 64. — **Der letzte Ritter von Are:** Weyden Ahr 205; Schmitz 98: Gedicht von Wolfg. Müller bei Simrock Rheinsagen Nr. 70; (Kinkel 302). Ältere Quellen liegen nicht vor. Verwandte Sagen führt Kaufmann, Quellen 72 an. Vgl. ferner St. Michael bei Taben in Bd. II, den Rittersprung bei Vianden in Bd. I, 298
275 dieser Ausgabe, ebenda S. 29 u. Schlußanmerkung dazu. — **Teufelsloch bei Altenburg.** Kinkel 321; Wirtgen II 123; Weyden Ahr 211. — **Die Teufelslei bei Denn.** Kinkel 332; Wirtgen II 103; auch mündlich. — **Der Burggraf von Aremberg:** nach der Limburger Chronik (Mon. Germ. Deutsche Chro-
276 niken IV 1, 107). — **Nürburg:** Schannat I 1, 179; Wirtgen II 97; Schmitz 101.
277 — **Frei- und Richtstätte auf der Hohen Acht; Riesenburg:** Zs. XIV 205; Weyden Ahr 290; Rehm II 86; Schmitz 23. — **Der Schatzkeller:** Schmitz 55; das folgende nach Rehm a. a. O.
279 **Von Himmerod bis Steinfeld.** **Gründung des Klosters Himmerod:**
280 Schmitz 103. — **Gesichte der Brüder:** Cäsarius Dial. V 5, VI 51; Kaufmann Ann. f. d. Niederrhein LIII, 7, 23. Dort noch viele andere Klostergeschichten von
281 Himmerod u. weitere Literatur. — **Der Gaukler im Kloster:** Cäsarius Dial. IV 91 (Kaufm. a. a. O. 17). — **Die Nachtigallen:** Leibing Nr. 1; Vgl. Bd. II (Honnef); Kaufmann Quellen 67. Auch Katharina von Hückeswagen bannte die Nachtigallen, weil sie sich im Gebet gestört fühlte, u. seit der Zeit ließen sich keine
282 mehr in Gräfrath sehen (Stramberg III Bd. 6, 40). — **Die Schutzherrin:** Cäsarius Dial. VII 14 (Kaufmann a. a. O. 46). — **Der Marienritter:** Cäsarius Dial. VII 38 (Kaufmann a. a. O. 32ff.); vgl. [Pfeifers] „Marienlegenden" (Stuttg. 1846) S. 34; Zs. f. d. Myth. I 33 (Tilly); Kaufmann, Cäsarius 135. Index mir.
285 Nr. 727. — **Ritter Waleman:** Cäsarius Dial. I 37 (Kaufmann a. a. O. 16). — **Kuno von Malberg:** Schmitz 84. — **Die drei Schwestern zu Auw.** Bonner Jahrb. XII 114. Vgl. die Sage von Landskron und Bd. I, 6ff. dieser Sammlung. Ferner die Sage von der Eselstrapp bei Klüsserath, Zs. XIII. 144. —
286 **Das Zauberer- und Hexendorf Nattenheim:** Jos. Müller in Zs. II 309ff;
287 Schmitz 53; vgl. die Sagen ebenda S. 52. — **Der Negromant:** Cäsarius
289 Dial. V 2. — **Der Teufelsweg auf Falkenstein:** Schmitz 92. Wird auch von Falkenstein im Taunus erzählt: Bechstein Deutsches Sagenbuch 62 u. das Ölgemälde von Schwind „Der Falkensteiner Ritt" im Leipziger Museum. — **Die**
290 **Mädchenversteigerung zu Birresborn:** Schmitz 141. vgl. ähnl. Frevelsagen in dem Abschnitt „Die Geistlichkeit u. das Heilige". **Die Gräfin von**
291 **Eulbach:** Schmitz 86. — **Der belebrte Graf von Gerolstein:** Schmitz 125. — **Kaiser Lothar in Prüm:** P. J. Kreuzberg. Sagen aus den Rheinlanden
292 (Düsseldorf 1912) 28. — **Der Pfeil:** Schmitz 133. — **Johannisabendspuk:** Cäsarius Dial. V 30 (Kaufmann Ann. f. d. Niederrhein XLVII); vgl. Dial. XI 63. u. III 10. — **Die Gründung der Abtei Steinfeld:** Schmitz 104. —
293 **Wie ein Dämon einem Ritter treulich diente:** Cäsarius Dial. V 36: Ms. Berg GV. II 120. Diese ältere Sage erscheint bei Cäsarius nicht lokalisiert. Der innere Zusammenhang mit der vorhergehenden ist ja klar, u. es kam mir hier nur darauf an, die Steinfelder Sage dadurch zu beleuchten, nicht etwa die Cäsarius-Sage dem Hause Are unbedingt zuzusprechen wie man sie ja z. B. auch nach

Elberfeld verlegt hat. (Mſ. Berg GV. VIII 77 u. Schell 204). — Die Kanzel- [295] Lei: Rh. Geſchbl. V 193; Hoffmann I 68. Schmitz 68 erzählt ähnlich von einem Klausner, der von dem Felſen predigte u. ihm dadurch den Namen gab. — Der weiße Hirſch zu Zülpich: Schmitz 115.

Aus dem Hohen Venn. Die Kirche zu Malmedy und der hl. Remaclus: [296] Schmitz 113 u. 133. — Die Gründung Monſchaus: Schmitz 96. — Der erſte Monſchäuer: Hoffmann I 3; — Andere Monſchäuer Schwänke: Zſ. I 273ff.; ebenda ſchon vorher weitere Schilda-Geſchichten; vgl. auch Schmitz 142ff., und die Kochemer Schwänke in Bd. II.

Von der Eifel zu den Ardennen. Der Ritterſprung bei Vianden: Gredt [298] 461; dort unter Nr. 895ff. und 962 noch eine ganze Reihe verwandter Sagen. — Der ſchlimme Graf auf Vianden: Gredt 517 — Der Gehängte zu [299] Burſcheid: Gredt Nr. 975. — Der ſtarke Ritter zu Merſch: Gredt Nr. 949. — Der Zauberring: Gredt 90. — Der ausſätzige Ritter zu Waldbredi- [300] mus: Gredt 530. — Die ſchöne Meluſine: Gredt 5ff., 69.

Zweiter Band (Altrheinland II)

Das Rheintal von Bonn bis Bingerbrück

Das Münſter zu Bonn: Simrock Rheinl. 435; Heſſel Rheintal 228; Stram- [3] berg III Bd. 14, 276ff. — Stiftsherren: „gingen auf die Jagd, hielten Falken u. Hunde (Homilien III p. 58) oder ſuchten ihre Vergnügen bei den übelberufenen Nonnen von Dietkirchen." Dial. VIII 52. Gaukler, Vaganten u. Sänger fanden bei ihnen freundliche Aufnahme. — Ein Prieſter Arnold in der Remigiuspfarre beſitzt eine ſchöne Tochter welche er, propter juvenes et maxime canonicos Bonnenses aufs äußerſte hütet, Dial. III 8; ein Vicarius Peter erhängt ſich, worauf ſeine Konkubine Adelheid ſich in ein Kloſter zurückzieht. Dial. III 13. Der Pfarrer von Dietkirchen wird als weltlich geſinnter Mann von ſchlüpfrigſtem Lebenswandel bezeichnet, der die Kranken, weil er ſich nicht vom Würfelſpiel trennen kann, ohne Wegzehrung ſterben läßt, Dial. V 8 (Kaufmann, Cäſarius 108f.). — Die Geſchichte vom Dechanten Chriſtian bei Cäſarius Dial. VI 3. — Der Erzpoet: Ältere Anſichten z. B. J. Grimm, Ged. des Mittelalters auf König Friedrich I. den Staufer, 15f.; Hofmann in den Sitzungsberichten d. K. bayr. Akad. d. Wiſſenſch. München 1867 II. — Salimbene von Parma Chron. z. J. 1233. — Monatsſchr. d. Berg GV. VIII (1901) 153. — Nachweis, daß Primas u. Archipoeta zwei verſchiedene Perſonen: W. Meyer, die Oxforder Gedichte des Primas, „Nachr. der Kgl. Geſellſch. d. Wiſſ. Göttingen" 1907 I 75; II 113. — Maria und der Schüler: Cäſarius Dial. XII 46 (Kaufmann Annalen XLVII [4] 140). — Das Adelheidispützchen: Simrock Rheinland 439; Rheinſagen Nr. 55; Gelenius 668. — Der Wind vor dem Jeſuitenkloſter: Simrock [5] Rheinſagen Nr. 53, Rheinland 437. Kaufmann Quellen 59. — Agrippa von Nettesheim: nach Weier 98 (der ihn gegen dieſe Sage verteidigt). Während z. B. Melanchthon ſagt (bei ſeinem Schüler Mennel aus Ansbach, abgedruckt in A. v. d. Lindes „Gutenberg" 297, auch in Tilles „Fauſtſplittern") wo er von Fauſt erzählt: „Als er [Fauſt] noch lebte, führte er einen Hund mit ſich, welcher

der Teufel war, wie jener Schelm, welcher von der Eitelkeit der Künste schrieb [nämlich Agrippa v. N.] auch einen Hund hatte, der mit ihm lief, welcher der Teufel war." — Die Sage von Agrippas Ende bei Binz, Zs. d. Berg. GV XXI 22.

7 — Der Godesberg: Cäsarius Dial. VIII 46; Simrock Rheinland[4] 338; Schell 510 (über das Hochkreuz); Koelhoff Bl. 184a.

8 **Das Siebengebirge.** Die Entstehung: Montanus-Waldbrühl I 64. — Der
9 Mönch am Drachenfels: ebenda I 65. — Zwergenhöhlen: Unkel 91ff.; ebenda Timiönchen. Der bucklige Geiger: Hessel Rheintal 157. — Der Drache: Montanus-Waldbrühl I 201; Unkel 91; Simrock Rheinland 427. Die Legende von der Jungfrau u. dem Drachen zuerst bei Voigt II 261, aber schon vermengt mit der Rolandsage; Schreiber trennt sie dann wieder. Vgl. Kaufmann Quellen 64, wo außerdem eine ältere Drachensage bei Quad von Kinkelbach, Teutscher Nation Herrligkeit 293 nachgewiesen wird, d. h. mindestens für Anfang
11 des 17. Jahrh. — Geistervolk: Montanus-Waldbrühl I 4, 7, 51, 53, 119;
12 Schell 494ff; Unkel 90ff.; Simrock Rheinland 432. Der kostbare Stein: Montanus I 94; Schell 500.

Heisterbach. Die Gründung: Montanus-Waldbrühl I 51; Äg. Müller I
13 333. — Maria als Retterin: Cäsarius Dial. VII 29. — Der äffende Teufel
14 und die frommen Störche: Schell 517f. — Der Schlafstein: Cäsarius Dial. IV 37. — Wie Cäsarius ein Mönch wurde: Dial. I 17 (Kaufmann Ann. LIII 83, wo eine ganze Gruppe von Heisterbacher Sagen aus Cäsarius zusammengestellt ist). — Der Bausback: E. M. Arndt, Wanderungen in und um Godesberg 374ff. — Die Sage vom „Mönch von Heisterbach", durch Wolfg. Müllers Gedicht bekannt, würde hier nur eine schwächere Wiederholung der Siegburger Sage vom Abte Erpho (Bd. I dieser Sammlung) sein. — Die Herren von Löwenburg:
16 Unkel 94. — Die Hexe und der Glockenguß: Unkel 94. — Das Nachtigallenwäldchen: Simrock Rheinland 425.

Von Honnef zum Engersgau. Rolandseck: Kaufmann Quellen 67 und Annalen
17 f. d. Niederrhein XLI 15; Dielhelm 751. — Bohnenfeld und Unkelstein: Unkel 91; Dielhelm 750. — Der Apollinarisberg; Sinzig, Konstantins Kreuz: Stramberg III Bd. 9. 53; Simrock Rheinland 419. — Die Schloßjung-
18 frau: Kinkel 195. — Linz u. Andernach: Mering II 140ff. — Die Bäcker-
19 jungen: Hessel Rheintal 133. — Die Reformation in Andernach: Mering
20 II 163. — Hammerstein: Simrock Rheinsagen Nr. 68. Hessel Rheintal 142. die Geschichtsquellen des Mittelalters (Thietmar v. Merseb.. Mon. Germ. SS. III 863, 867; Noten des Rupertus zu Lantberti vita Heriberti ebenda IV 749. Annal. Quedl. ebenda III. 85) enthalten über die Beteiligung Irmgards am Kampfe u. den fröhlichen Schluß noch nichts, die Feste wurde im Herbst 1020 vom Kaiser eingeschlossen u. ausgehungert, u. am Tage des hl. Stephanus zog der Kaiser in die Burg ein. „Otto u. Irmgard schweiften seitdem im Elend umher, ohne auch jetzt noch nach dem Spruch des Kaisers u. der Väter ihre Ehe
21 zu lösen" (Giesebrecht Gesch. d. deutschen Kaiserzeit 1858 II 152). — Der Scholar Hildebrand: Nach Herm. Corneri Chron. in I. G. Eccardi Corpus hist.
22 sive scriptores etc. (Lipsiae 1723) II 591. — Der verschüttete Bergmann:
23 Cäsarius Dial. X 52. — Willewechterhäuschen im Aubachtale; mündl. aus Hardert (Kr. Neuwied). In Jahresfeld (Kr. Neuwied) erzählt man; es seien im Aubachtale Bergstollen und etliche natürliche Gänge, hier seien wille Wichtercher, die tanzten an Frühlingsmorgen (??) auf den nahen Wiesen. Und in

Stromberg (Kr. Siegburg): Ein Mädchen pflückte Heidelbeeren, u. als sie vom Mittagsschläfchen aufwacht, steht ein ganzes Körbchen voll neben ihr u. sie sieht noch, wie ein Zwerg durch das Gebüsch läuft. — Die Teufelstreppe: mündl. aus Goldscheid (Kr. Neuwied). — Die Teufelslad: mündl. aus Ehlscheid (Kr. Neuwied).

Koblenz u. Ehrenbreitstein. Der Rizzapfad: Simrock Rheinsagen Nr. 72; Kaufmann Quellen 78; Stramberg II Bd. 2, 30; Act. Sanct. 30. Aug. VI. 624. Im alten Hofe: Stramberg I Bd. 4, 501, 513. — Der Werwolf an der Karthause: Stramberg II Bd. 2, 152. — Geisterkirche u. Vorgeschichte in Ehrenbreitstein: ebenda Bd. I, 173. Spukgeschichten ebenda 162 ff.

24 25

Stolzenfels und Lahnstein: Hexenunfug beim Königstuhl: Stramberg II Bd. 4, 225. — Das Kloster in der Bäckersbell: Stramberg II Bd. 2, 755; Kurs 192.

29 32

Boppard und Bornhofen. Das Franziskanerkloster in Boppard: Hessel Rheintal Nr. 98. — Bornhofen und die feindlichen Brüder: Simrock Rheinland 372; Stramberg II Bd. 4, 760, Bd. 5, 10 f.; Dielhelm 715. Schon Buchel (Niederrhein, Annalen 84) notiert 1587 eine Sage von feindlichen Brüdern, und der Schwester, die am Fuße des Berges die Kirche gründete. Vgl. auch Kaufmann Quellen 83; ferner meine Anm. zu der Dreimütter-Sage.

33 34

St. Goar und die Lorelei. Rheinfels: Eine ausführliche Darstellung dieser Belagerung bei Alexander Grebel, das Schloß und die Festung Rheinfels (St. Goar 1844) 169—208 u. 235 f. — Es handelt sich hier ja nicht um eine Sage im üblichen Sinne, doch will die Erzählung an dieser Stelle dazu beitragen, daß sich die Erinnerung an Görtz u. seine Schar wieder fester mit dem Namen Rheinfels verknüpft; sie enthält den Keim zu einer Sage.

35

Der heilige Goar: Act. Sanct. 6. Jul. II, 327—346. Grebel, Gesch. der Stadt St. Goar (St. G. 1848); Simrock Rheinland 364 ff. — Wunder mit Karl u. seinen Söhnen und im Weinkeller: ebenda. — Die Werb: Dielhelm 689. — Die Lorelei: Über das angeblich älteste Zeugnis einer Sage vom Lorelei in einem Gedicht Marners (Grimm Heldensage 162): Der Ymelunge (Nibelunge?) hort lît in dem Burlenberge (Lurlenberge?) vgl. Simrock Rheinland 363 (u. 4. Auflage), und Kaufmann Quellen 86, ebenda über das Echo und die Meinung, der Berg sei hohl. Ferner die Ansichten früherer Zeit bei Dielhelm 687. — Die Stelle bei Marquard Freher, Origin. Palatin. II cap. 17 (1612) lautet: Id vero nomen neque unde ductum sit, neque an adhuc hodie in usu sit, satis scio: hoc scio, inter medios illos montes ad dextram paullo infra Wesaliam aliquos esse, in quibus sine exemplo mirifice resonabilis Echo eo nomine (Panas, Sylvanos, Oreades ibi habitare olim putarunt) nautarum vel praetereuntium lascivia lacessi et inclamari solita. De quo Conradus Celtes alicubi ita meminit:

39 40

> Sed cum perventum est obliquae ad cornua vallis
> Quam rapidus vortex saevaque Syrtis habet:
> Vox que repercussis specubus reboabit ab altis,
> Fertur Sylvicolas quos habitasse Deos;
> Quaque sibi caecos memorant quaesisse meatus
> Rhenum, et sub terras fertur habere vias.

Daß Celtes von dei sylvicolae spricht, will bei dem humanistischen Poeten natürlich nicht viel sagen; etwas mehr bedeutet die Parenthese Frehers, aber für

absolut entscheidend halte ich sie auch nicht. — Die „Hanselmännchenhöhle" bei Wehrhan, Sagen aus Hessen-Nassau (1922) Nr. 75, nach dem „Allg. Schulblatt"
41 1873. — Die Hexe von Bacharach: Brentanos Loreley, mit der zuerst dieser Name auf die sagenhafte Frauengestalt übergeht, u. diese selbst zuerst in bestimmten Umrissen auftritt, erschien 1802 in seinem „Godwi" II 392: Kaufmann a. a. O. führt eine Äußerung Brentanos an, „daß er die Lorelei auf keine andere Grundlage als den Namen Lurlei erfunden habe;" (freilich ist das Kaufmann erst 1862 mitgeteilt). — Das Vorhandensein einer älteren Volkssage ist nicht ausgeschlossen. Zehn Jahre nach Brentano erzählt dann Vogt etwas ähnliches im „Rheinischen Archiv" 1811. — Der Teufel und die Lorelei: Simrock Rheinsagen Nr. 87. Nach Kaufmann, Quellen 92, beruht das Gedicht, was den Teufelseindruck betrifft, auf echter Grundlage. Die Bezauberung durch die Lorelei hat also
42 wohl Simrock hinzuerfunden.

Oberwesel, Kaub und Bacharach. Die sieben Schwestern auf Schönberg:
43 Firmenich III 550; Simrock Rheinland 360. — Hufeisen u. goldener Propfenzieher: Dielhelm 681; Hessel Rheintal. Etwas anders erzählt Kaulen, Freud u. Leid im Leben deutscher Künstler (Frankf. 1877) S. 33 u. 37: Im alten Stile heißt Propfenzieher Weinschröter; Ad. Schrödter trug an den Rand eines Kupferstichs, seiner ersten selbständigen Arbeit statt seines Namens eine solche Figur ein. Das gefiel den Freunden so gut, daß er es als Malerzeichen nahm. Später im schönen Weinjahr 1846, als er vom Karnevalsverein Düsseldorf zum Präsidenten gewählt wurde, stiftete er den Orden vom goldenen Pfropfenzieher, nachdem er für die berühmte Weinschenke von d'Avis in Oberwesel sein Zeichen als Wirtshausschild gemalt hatte. — Mit der blutrünstig stumpfsinnigen Legende vom heil. Werner, die schon Trithemius erzählt, geht es mir gerade wie Simrock, es widerstrebte
44 mir, sie zu wiederholen, sie ist ja auch schon durch genug Sagenbücher geschleppt worden. — St. Theonest in der Kufe: Simrock Rheinsagen 89; vgl. Kaufmann Quellen 93. Das Bild im Siegel wird von andern für einen hl. Nikolaus
45 gehalten. — Die Spanier in Kaub: nach Hessel Rheintal 74. — Der Pfalzgrafenstein: Dielhelm 681. Simrock Rheinland 353. Fr. v. Raumer, Geschichte
46 der Hohenstaufen (Leipz. 1878) II, 364 ff. — Der Elterstein bei Bacharach: Dielhelm 678; Simrock Rheinland 351. Hessel Rheintal 2, 7; Gräße 128. — Kaiser Wenzel und der Bacharacher: Dielhelm 679. — Der Kreuzfahrer Wickher: Wolfg. Müller Lorelei, 146.

48 **Sooneck, Reichenstein und der alte Zollhof.** Kaiser Rudolfs Strafgericht: Joh. Trithemius Chronicon Hirsaugiense ad annum 1282. Stramberg II Bd. 9, 138—143. — Die Erzählung vom „blinden Schützen auf Sooneck" lasse ich weg. Wolfg. Müller, der sie in Balladenform bringt, will sie zwar aus dem Volksmunde haben („Lorelei" 479); aber dieser Volksmund kann sehr wohl nacherzählt haben, was bei Schreiber 286 ff. schon früher, und soviel ich sehe, zuerst von dieser Sage auftaucht. Auch Hessel erklärt diese Schreibersche Sage schon als „willkürliche Übertragung einer romantischen Novelle."

Als eine solche weist auch Kaufmann Quellen 99 „Die Braut von Rheinstein" nach, die sich als Gedicht von Adelheid von Stolterfoth bei Simrock
49 Rheinsagen Nr. 94 findet. — Die Klemenskirche: Simrock 345 ff.; Stramberg II Bd. 9, 248 ff. Dies sind jedenfalls die älteren Überlieferungen. Bei Simrock Rheinsagen Nr. 93 noch eine andere dichterische Fassung: Ein Ritter von Rheinstein raubt ein Fräulein vom Wispertal, die ihn verschmäht hat. Als sie im Kahn

auf dem Rhein sind, kommt ein Unwetter. Das Fräulein ruft den hl. Klemens an. Er erscheint und führt sie an seiner Hand trocken über die Flut. Der Kahn mit den Räubern versinkt. Zur Erinnerung daran wurde die Klemenskirche gestiftet. — Diese Version zuerst bei Schreiber 125, mit Berufung auf „ein altes Lied", das sich aber nirgends hat finden wollen. (Kaufmann Quellen 98) — Eine Räubergeschichte vom Zollhof: ebenda 353.

Mosel und Saar

Von der untern Mosel. Die Miseräbelchen: Firmenich I 523; auch bei Simrock Rheinsagen Nr. 75 u. a. — Dieblicher Berg: Hessel 161; Menk 26; Trinius 44; Hocker 358; vgl. die Hexengeschichte des Amtmanns Anton Kraatz von Stolzenfels, S. 29. — Wahrzeichen von Kobern: Hessel 160. — Der rote Ärmel von Gondorf: Hessel 158; Zs. I 261 wird es von Mehring erzählt. — Die Belagerung von Thurant: Hontheim Prodromus antiqu. et annal. Trevir. II 801; Brower II 141; Menk 53; Hocker 357, Anm. zu Nr. 87. — Bischofstein: Simrock Rheinland 309; Hessel Moseltal 149. — Der durchlöcherte Harnisch zu Eltz: Hessel Moseltal 142. — St. Castor zu Carden: Hessel 142; Act. Sanct. 13. Febr. II 663. — Oliver Tempel vor Clotten: nach dem Chorbuch zu Clotten von F. Jodocus Wolff (Stramberg III Bd. 4, 470) und Mechtels Fortsetzung der Limburger Chronik, bei Hontheim. Prodromus antiqu. et annal. Trevir, II 1142. — Kochem: Hessel 134 ff.; Zs. 1, 262 ff. Ebenda die drei folgenden Schwänke. — Burg Arras: „Allseitiges Gemälde der Eifel", S. 140. — Der Keiler Hals: Hessel 110; Trinius 118. — Drei Zecher von Bullay: Menk 107; Trinius 112; Limb. Chron. z. J. 1360.

51 52 53 54 55 56 57 58

Von Trarbach bis Pfalzel. Lauretta von Starkenburg: Hessel 106; Brower II 204, 205; Gesta Trev. II 247; Stramberg III Bd. 1, 250. — Martyrium des hl. Cuno: Brower, I 543 ff.: — Nikolaus von Kues: Menk 157; Hessel Moseltal 73 ff. — Der kranke Erzbischof in Bernkastel: Hessel Moseltal 69. — Der wildernde Kellermeister: ebenda 70. — Der böse Maurus: Menk 160. — Der Treuring: Hessel Moseltal 66. — Von der Frau Jutta von Veldenz erzählt Cäsarius Dial. VII 45 eine ähnliche Sage, wie wir sie schon von der Gräfin von Bensberg (Bd. I, S. 220) kennen. Als die Leute den Spuren des Wolfes folgten, der das Kind geraubt hatte, heißt es da zum Schluß, „um die Überreste des Kindes zu finden und zu bestatten, trafen sie das Mädchen, wie es bei einem Gehölz auf und ab spazierte. Als sie frugen: ‚Woher kommst du, liebes Kind', erwiderte es: ‚Der Mummart hat mich gebissen.' Es zeigten sich auch an der Kehle noch Spuren von Bissen des Wolfs als Zeugnis für das Wunder. Man brachte das Kind zur Mutter, und diese lief hocherfreut und von tiefstem Dank erfüllt zu dem h. Bild, um demselben den Knaben zurückzugeben: ‚Weil du mir mein Töchterchen wiedergeschafft hast, gebe ich dir deinen Sohn wieder!' Dies wurde mir durch den Abt Hermann von Marienstatt erzählt, welcher das Kind gesehen und den Vorfall aus dem Mund jener Dame gehört hat." („Mummart" nach Grimm: Hausgeist, Kobold. Nach H. Müller, Marken des Vaterlandes 189: Wolfsname; Annalen 47, 172 Anm. 2).

59 61 62

Gnadenbild zu Klausen: Hessel Moseltal 60; Menk 165; Trinius 185; Schmitz 123. — Konstantins Vision bei Neumagen: Eusebius Pamphilicus opera (Basil. 1549, 2 vol.) I 657. — Zeile 6 v. o. „unter diesem

63 64

65 Schutz": amuletum heißt es bei Eusebius. — Das Spinnerkreuz bei Meh-
66 ring: Schmitz 130. — Der Zellerhof bei Mehring: aus mündl. Überlieferung
67 mitgeteilt v. Lehrer P. Schröder, Trier. — Die Zauberstiefel: Gesta Trev. I 129 (Kap. 50).

Trier. Gründung Triers: Gesta Trev. I 3 ff. (cap. 1—3); Laven 57, 275 und 316. Gesta Trev. Kap. 3 wird hinzugefügt: error magnus et a Nino, ipsius Heronis avo, adinventus, qui primus patris sui Belis simulachrum fudit et hominem pro deo venerari jussit. Ist hier an einen Zusammenhang mit dem Keltengott Belenus zu denken? — Über den Mons Juranus, das Franzenknöppchen vgl. auch Laven 222 ff. und die weiter unten folgende Sage; danach ist er auch ein Blocksberg gewesen. — Der Kasteller: Gesta Trev. I 8 (cap. 5) u. S. 10, Anm. c; Laven 28 u. 265; Katholdis ebenda 28. — „Kasteller" nach Wyttenbach vom keltischen kaio oder caio = coerceo, ich sperre ein (Gesta Trev. 10, Anm. c). — Ein goldenes Kalb auch in den Römischen Bädern, Laven
69 14. — Arimaspes und Eptes: Gesta Trev. I 14 (cap. 10); Hessel Moseltal
70 15. — Die Porta nigra: Gesta Trev. I 35 (cap. 23). — Der heilige Simeon: ebenda I 125, 130 ff. (cap. 50—51); die sehr ausführliche Erzählung bei Martin v. Cochem 512, von Simeons morgenländischen und Reise-Abenteuern
71 konnte hier nur ganz gedrängt wiedergegeben werden. — Die Teufelskirche: Laven 5 u. 257. Nach einer zweiten Sage wurde dem Teufel weisgemacht, es solle ein Huren- u. Spielhaus werden, worauf er mithalf; u. als er sich nachher betrogen sah, wollte er seine Wut an den Altären auslassen, wobei er eine Kralle einbüßte. Als Abraham Ortelius (Verfasser des Itinerarium per nonnullas Galliae Belgicae partes, Antwerpiae 1584 p. 61) 1575 Trier besuchte, hing an der Mauer der Simeonskirche ein Horn, das man die Teufelsklau nannte (Laven 276 f.). — Auch den Stein beim Domportale soll der Teufel geworfen haben
72 (Laven 56). — Der Basilisk: Laven 32 u. 266. — Wie das Christentum nach Trier gekommen ist: Martin von Cochem 873 ff. (Maternus); Laven
73 200, 285 u. 310; Hessel Moseltal 16. — Rictius Varus: Gesta Trev. I 44 f., 47, 87; Laven 73 ff.; Schmitz 27; Firmenich III 530. — Von der Thebaischen
74 Legion auch eine Eifelsage („Martertal", Zf. III 55). — Die heilige Helena: Laven 63, 270, 279; Gül. Chron. 133; Gesta Trev. I 47 ff.; ebenda Anm. c und d und Animadv. 13. — Die hl. Helena fand das hl. Grab, das hl. Kreuz, den Kreuztitel und die hl. Nägel und den hl. Rock. Eine andere Legende über letzteren, mit der Orendelsage verwoben, übergehe ich hier, da mit dieser Überlieferung der Orendelsage hier wenig anzufangen ist und für eine Analyse derselben hier nicht
75 der Ort. — Helena-Brunnen Laven 178 u. 306. — Der Hunneneinfall
76 u. der Kreuzregen: Brower I 462; Hocker 124. — Poppo u. die beiden
77 Adalbero: Gesta Trev. I 122 (cap. 47). — Die falsche Jeanne d'Arc: Brower II 276. — Das Balduinshäuschen: Laven 170 ff. und 304. Nach v. Stramberg, „Das Moseltal zwischen Zell u. Konz", Koblenz 1837, S. 280 u. 498, hat es nicht vom Kurfürsten, sondern von einem Meister Balduin von Bern-
78 kastel, um 1337 Bürger zu Trier, den Namen. — Das Franzenküppche: Brower II 344; Laven 222 ff. u. 319 ff.; Bonner Jahrb. VI 196. — Der Prozeß gegen Niklas Fiedler: Menk 260. Von einem Schwarzkünstler zu Trier (1584), eine Sage bei Wolf DS. 556.

Aus dem Saarlande. Das Römergespenst bei Conz: Laven 188 u. 307. —
79 St. Matthäus zu Kolosleiken u. St. Michael bei Taben: Lohmeyer

Nr. 116 u. 117. — Der Neunhäuser Wald: H. Nießen Saartal 118. — 80
Der Teufelsschornstein: Görgen 86; H. Nießen Saartal 108. — Die Wa- 81
genfahrt auf dem Breitenstein: H. Nießen Saartal 101. — Aus Saar- 82
brücker Fürstenzeiten: Lohmeyer 9ff. 19f. — Die Riesen an der Blies:
Lohmeyer 44. Auf dem Hahn, einem Berge bei Rissental (Kr. Wadern) soll ein
Riesenschloß gewesen sein. Ihren großen Goldschatz haben sie begraben, der wird
jetzt vom Teufel bewacht, Schatzgräber haben ihn schon gesehen (mündl. aus
Rissental). — Die Nixe bei Eschringen: ebenda Nr. 62. — Die drei 83
Wiesenfräulein: ebenda Nr. 56. — Nix und Zwerg: ebenda Nr. 57. — 84
Das graue Männchen im Eschertal: ebenda Nr. 54. — Der große
Stiefel: ebenda Nr. 67—71. — Der Bauer von Bönningen: ebenda 85
Nr. 60. — St. Wendel: Stramberg. II Bd. 5, 481; Act. Sanct. 21. Octob. IX 348.

Hunsrück und Nahegau

Die drei Männer aus Löffelscheid: Zs. XIII 233. — Der Riese im 89
Treiser Schock: Zs. XII 197 nach der Schulchronik in Lütz.

Auf dem Hochwald. Die Hunnen: Wirtgen Hochwald 80. — Die Klöster: 90
ebenda 82. — Die französischen Siedler: ebenda 84. — Die Prinzessin 91
im Vorkastel: ebenda 81. Weitere „Chaisen": Lohmeyer 88, 97, 101; Zs. XI 228 92
(bei Otzenhausen im Hunnenring in einem versiegten Brunnen). — Die Schmidt-
burger Sage mitgeteilt aus Schneppenbach (Kr. Simmern).

Durch das Nahetal. Die Rübenritter bei Neubrücken: Lohmeyer 96f. — 93
Die Felsenkirche bei Oberstein: Simrock Rheinland[4] 233; Hessel Nahe- 94
tal 55; Lohmeyer Nr. 221. — Der Teufelsfels bei Bruschied: Mündlich 95
aus Schneppenbach (Kr. Simmern); die andere Version Zs. XI 228. — Die Sage
ist auch sonst bekannt, so im Kreise Gladbach wo der Teufel sagte: nur et
Klenebrock mußte mer losse" (Kleinenbroich). — Der Schinderhannes: Stram-
berg II Bd. 6, 459, 464, 598. — Die Mitteilung über die Schwägerin des Schin-
derhannes: von Frau Kirsch-Puricelli in Rheinböllerhütte. — Der Affe zu Dhaun: 97
Simrock Rheinsagen Nr. 107, Rheinland 314; Kinkel in den Bonner Jahrb.
XII 118. — Die Gründung von Disibodenberg: Schneegans Nahetal 212. 98
— Der Schatz im Klosterkeller: Hessel Nahetal 86. — Der Jude und der
Schatz: ebenda. — Kaiser Heinrich von seinem Sohn gefangen ge- 99
nommen: Schneegans Nahetal 204. — Die Gründung von Sponheim: 100
Simrock Rheinsagen Nr. 106. Rheinland 331 nach mündlicher an Ort und
Stelle vernommener Erzählung, über die Frömmigkeit der andern ebenda 333;
vgl. Schneegans a. a. O. 49ff. — Graf Walram der wilde Jäger: Joh.
Trithemius Chr. Hirs. II 227. — Nach Mitteilung aus Eckweiler (Kr. Kreuz-
nach) wird die Sage vom Grafen Walram, dem wilden Jäger im Soon, noch
heute erzählt. — Abt Trithemius ein Zauberer: nach Augustin Lercheimer, 101
Christlich Bedencken und Erinnerung von Zauberey, in Theatrum de veneficis
(Frankf. a. M., C. Nic. Basseus 1586) 274f. — Die Quecksilbergruben in 103
Lemberg: Hessel Nahetal 69. — Die Ebernburg: Simrock Rheinland 323; 104
vgl. Schneegans Nahetal 91ff. — Franz von Sickingen: Die Flersheimer
Chronik, herausgeg. von O. Waltz (Leipz. 1874) S. 81. — Die Kugeltaufe:
Stramberg II Bd. 5, 221; Hessel Nahetal 46. — Das Huttental und das Rehre-
bacher Knüppchen: ebenda. — Die Erbauung des Rheingrafensteines: 106
H. Stumpf, Geschichten u. Sagen des Nahetals 51. — Der Trunk aus dem

Stiefel: Simrock Rheinland 326; vgl. Kaufmann Quellen 109. — Der Rhein-
107 graf im Faß: Schneegans Nahetal 89. — Die Gründung Kreuznachs: Simrock Rheinsagen Nr. 102; Schneegans Nahetal 20; Vogt III 123. — Michel Mort: nach Scholl Chronik von Bingen, herausgeg. v. Sander, 129 f.
108 (bei Kaufmann Quellen 109); Stramberg II Bd. 16, 444. — Dr. Faust: Joh. Trithemii . . . Epistolarum familiarium libri duo . . . Haganoae 1536 II p. 312. Schneegans Nahetal 36 f. Daß Franz von Sickingen, dem Beispiel seines Vaters folgend, von früher Jugend an einen Hang zur Magie gehabt, schreibt auch Brower, der freilich als Jesuit hier Partei ist. — Wie die erste Kreuznacher Solquelle gefunden wurde: Zs. VI, 44. vgl. die andere Schatzsage ebendort u. Lohmeyer Nr. 228.

Bingen, der Rheingau und Ingelheim

110 Der Binger Mäuseturm: Grimm Nr. 241 Vgl. auch S. Feist, die Sage vom Binger Mäuseturm Progr. Bingen 1893, u. Zs. f. deutschen Unterricht IX 505 ff. — Gegen die Fabel, Deutz sei von einem Bruder des hl. Heribert, einem Grafen in Rotenburg gegründet (um 540!) aus Reue über eine Untat wie die des Hatto (Vgl. Schell 487) wendet sich schon Gelenius de admiranda magn. Col. 380 (Ann. f. d.
111 Niederrhein LXXXIV 44). — Adelbert v. Babenberg; Grimm Nr. 462. — Herzog Heinrich u. die goldene Halskette: Grimm Nr. 463. — Binger Blei-
113 stift: Hessel Rheintal 47. — Der Kaplan von St. Rochus: ebenda 51. Der Wisperwind: Simrock Rheinland 305; W. Müller, Rheinhessisches Heimatbuch I 132. — Die Teufelsleiter bei Lorch; Dielhelm 674; Simrock Rheinland 305; weiter ausgesponnen u. ausgeschmückt bei Gräter, Iduna (1812) 184; Vogt III. 119. — Kaiser Karl pflanzt Reben: Hessel Rheintal 42. — Karls Winzella: Stramberg II Bd. 11, 151 u. 156 nach P. Herm. Bär. — Rhabanus und die Ratten: Goethe, Rheingauer Herbsttage, 4. September; Hessel Rheintal 39;
115 Simrock Rheinland 289. — Weinprobe zu Eberbach: Hessel Rheintal 36. — Ein Brenner: Die Stelle aus Riehl, Land u. Leute (11. Aufl. 1908) 188. Der Schwank selbst, in Versen, bei Kaufmann Quellen 103 f. — Von dem Rheingauer, der sich erhängen wollte: Riehl, Land und Leute, 187. — Die
118 Ingelheimer Pfalz: Münster Kosmographie (1588) 204; Dielhelm 648. — Wie Kaiser Karl stehlen ging: Karl Meinet, herausgeg. von Ad. v. Keller (Stuttg. 1858; Bibl. d. Lit. Ver. 45) V. 575 ff. (dort übersetzt aus dem niederländischen „Karel ende Elegast", herausgeg. von Hoffmann v. Fallersleben, Horae belgicae IV Lipsiae 1836). Vgl. Pauls Grundriß II 1, 425. Elegast, ursprünglich Elbegast, u. wie der Name sagt ein elbischer Geist, wie sie in der Sage oft als geschickte Diebe auftreten, in der vorliegenden Fassung, wie oft in den Ritterromanen, als Ritter kostümiert. — Eine Märchen-Variante dazu bei Ulrich Jahn, Volksmärchen aus Pommern u. Rügen 158; dazu Zs. d. Ver. f. Volksk. XXIII 299 mit weiterer Lit. — Ein Engel bringt Karl das Siegesschwert nach Urkunde Karls IV. von 1354 (Kaufmann Quellen 113) u. einer neueren Überlieferung bei Andreas Saalwächter, Sagen u. sagenhafte Überlief. aus d. Ingelheimer Grund (Darmstadt 1921) 4.

Mainz

121 Drusus' Tod und Grabmal: Cassius Dio, Buch 55, Kap. 1 u. 2. Das Grabmal: Dielhelm 607; Matth. Merian, Topographia archiepiscopatus

Moguntiaci etc. (1646) fol. 5; Simrock Rheinl. 168, der auf Eigelsteine zu Köln u. bei Trier (Igel; dazu Laven 185 u. 307) hinweist; vgl. darüber auch O. Keller, Vicus Aurelii oder Oehringen zur Zeit der Römer (Bonn 1871) 36, (hier wird Simrocks Erklärung (Eigel von aquila) abgelehnt u. der Name mit dem Eigel der deutschen Sage in Verbindung gebracht.

Die Fabeln über die Gründung von Mainz durch einen von Trier verjagten Zauberer Nequam übergehe ich; vgl. dazu Dielhelm 595; Simrock Rheinl. 150ff. — Die goldene Luft: Nach dem Rückertschen Gedicht bei Simrock Nr. 111. Der Verfasser hat wie er dort selbst sagt, die Sage aus dem Munde eines Mainzers. Vgl. Simrock Rheinl. 157. — St. Alban: Simrock Rheinl. 170; Joh. Bened. Schultheis, Von Mainzer Heiligen II 752; Nic. Serrarius Rerum Moguntiac. (Frankf. 1722) II 784. Falk „Quartalbl. d. Hist. Ver. f. Hessen 1877, Nr. 2—4; S. 27; Wilh. Müller, Heimatb. An der Kapelle Albansruhe soll der Heilige mit seinem Haupt in den Händen abgebildet gewesen sein. So war er auch auf dem jüngeren Konventssiegel der Albansabtei zu sehen, nach der bei enthaupteten Märtyrern üblichen ikonographischen Darstellung, und daraus mag sich wohl die Sage gebildet haben. Vgl. Stramberg II Bd. 19, 735. — Die silbernen Spindeln: Frz. Werner, Der Dom von Mainz usw. (Mainz 1827—30) I 264; H. Schrobe, Mainz in s. Beziehungen z. d. dtsch. Königen u. d. Erzbisch. usw. (= Beiträge z. Gesch. d. Stadt Mainz, Heft 4, Mainz 1915) 8; W. Müller Heimatb. 80. — Erzbischof Willigis: Thietmar v. Merseburg, Buch III. Kap. 3 (Mon. Germ. SS. III 759); Flores temporum auctore fratre ord. Minorum, Mon. Germ. SS. XXIV 237; Adam Ursinus Chronicon Thuringicum (bei Mencken Scriptores rer. Germ. praecipue Saxon. Tom. III, Lipsiae 1730) p. 1252. — Der Teufel auf der Schleppe: aus Cäsarius Dial. VIII 7 (Kaufmann a. a. O.). — Rabbi Amram: Nach F. J. Kiefer, Sagen des Rheinlandes (2. Aufl. Mainz 1867) 88; W. Müllers Heimatb. — Frauenlob: Zedlers Universallexikon Bd. IX (1735) S. 1775 nach Wagenseil De civitate Norenberg. (Altdorf 1697) S. 509, und Albertus Argentinus (= Mathias v. Neuburg; Böhmer Fontes IV) ad. ann. 1317. Vgl. Simrock Rheinl. 192. — Das Lumpenglöckchen: Alfr. Börckel u. Phil. See, Hessen i. Munde d. Dichter (1907) 174; (= Wilh. Müller Heimatb. 108). — Wie Mainz verraten wurde; Stramberg II Bd. 17, 652; Simrock Rheinl. 190; Clemens Kissel, Altmainzer Häuser (1909) 64; Korrespondenzbl. des Gesamtvereins 28 (1880) 84; W. Müller, Heimatb. 50 u. 73.

Was man in der Literatur hin und wieder an „Sagen" über Gutenberg und Fust antrifft, scheint alles auf Gelehrtenfabelei zu beruhen. So: daß die Klosterbrüder im Buchdruck eine gefährliche Konkurrenz für ihre handgeschriebenen Bücher gesehen und daher den Fust als Zauberer verschrien hätten; oder daß man in Paris, wo er seine Bibel selbst vertrieben, ihm den Prozeß habe machen wollen, weil er sich der Magie zur Herstellung seiner Bibel bedient habe. Daß ferner aus solchen Erzählungen die Faustsage entstanden sei, wofür sich noch Simrock eingesetzt hat. Das alles sind endgültig abgetane Dinge. Vgl. A. v. d. Linde, Gutenberg. Geschichte u. Erdichtung (Stuttg. 1878) 295—301. — In Mainz weiß man von keiner wirklichen Gutenberg- oder Fust-Sage. Eine sentimentale, sehr fragwürdige „Legende" über die beiden in einer furchtbaren mundartlichen „Bearbeitung"; „Der Meenzer Mench" bei H. Künzel, Geschichte von Hessen usw. in Chronik- und Geschichtsbildern, in einer Liederchronik aus dem Munde der Dichter, in Mundarten usw. (Friedberg 1856) 482.

127 **Der arme Spielmann**: Nach dem Gedicht von Görres bei Simrock Nr. 117; vgl. Kaufmann Quellen 117. Eine andere Fassung aus Oberösterreich wird in den demnächst erscheinenden „Deutschen Märchen aus dem Donaulande" mitgeteilt. — **Die silbernen Apostel**: W. Müller Heimatbuch 143. — **Die Bäckerjahnin**: Simrock Rheinl. 175. — **Die gespenstige Tafelrunde**: vgl. H. K. Schneider 36. — **Der Hauptmann Fuchs**: ebenda 51. — **Der dicke Ostein**: Stramberg II, Bd. 10, 385. — **Der Klubist Fagiola**: H. K. Schneider 41.

Volksglaube der Gegenwart und kommende Dinge

133 Geistermesse z. B. Zs. VIII 113; Gredt 624. — Die Lenorensage bei Hessel Rheintal Nr. 41. — Der Teufel mit dem Fell in der Kirche Hoffmann II Nr. 27.

135 **Von Leuten, die etwas können.** **Die Wochenstube**: Zs. II 178. — **Das behexte Kind**: von Dr. med. Schüler in Büchenbeuren (Hunsrück) und aus Schneppenbach (Kr. Simmern). Die bergische Sage bei Schell Neue berg. Sagen

137 46. — **Hexenobst**: Hoffmann II 8, 75, 134, 156; vgl. Schell 21, wo ebenfalls wieder P. Crementines hilft. Auch in Meiderich noch Fälle aus den 1880er und 90er Jahren, wo man an Behexung von Kindern glaubte (Rh. Geschichtsbl. I 348). — **Die alten Geschichten**: z. B. Hoffmann II 53, 56, 76, 9, 20; Zs. II 203, 291; Schell 41 f., 50 f., 75, 168 f., 182, 288 usw. — Sprüche beim Buttern Zs. X 267. Aus Mehring noch folgende Geschichte:

Mein Vater war Schmied. Unsere Schmiede lag dem Wohnhause gerade gegenüber, daß man von dort aus das Wohnhaus übersehen konnte. Oft arbeitete mein Vater mit seinem Gesellen bis gegen Mitternacht. Als er eines Abends nach Feierabend ins Haus ging, sah er, daß einer auf den obersten Treppenstein seine Notdurft verrichtet hatte. Es war Menschenkot. Am andern Tage war an derselben Stelle ein gleichgeformter Haufen. Es war klar, daß die Beschmutzung der Treppe mit Absicht geschah. Am dritten Tage stellte sich einer auf die Lauer. Kein menschliches Wesen war zu sehen, und trotzdem war die Treppe nach Feierabend wieder so beschmutzt. Da kam zufällig der „Wunderdoktor" ins Haus. Der gab dem Vater den Rat, die Exkremente auf dem Schmiedefeuer zu verbrennen. Der Übeltäter werde sich dann bemerkbar machen. Mein Vater tat so, und während er tüchtig am Feuer stocherte, kam in aller Hast ein altes Weib aus der Nachbarschaft, das im Rufe einer Hexe stand, gelaufen und rappelte mit Ungestüm an der verschlossenen Haustür. Die Mutter ließ sie nicht ein, so wild sie sich auch gebärdete. In seiner Wut ging mein Vater mit dem glühenden Stocheisen auf sie zu. Da nahm sie Reißaus, und von nun an blieb die Treppe sauber.

Vom Hunsrück: In einem Hause war allerlei Unfug getrieben worden, die Schüsseln waren verstellt, die Bilder von den Wänden geholt, die Möbel verkehrt gerückt usw. Der Mann ging zu einem im Nachbardorf, der in Zaubermitteln u. dergl. Bescheid wußte, u. der sagte ihm, sein Haus sei verhext, er solle nach Hause gehen, solle sofort das Wagenrad am Wagen im Hofe herumdrehen. Nach welchem Hause die Radspeiche, die er dann in der Hand habe, schaue, in diesem wohne die Hexe. (Von Dr. Schüler-Büchenbeuren).

Eine Hexe am Hohen Venn, zwischen Conzen und Mützenich im Wildewifges-

loch hatte den bösen Blick (Eifelvereinsbl. XVII 140); man wird dabei an die Schwägerin des Schinderbannes (Bd. II 97) erinnert.

Der Hexenbanner: Zs. VIII 229. — Der Jude: von Lehrer P. Schröder in Trier. — Die Mittel gegen Behexung in dem bereits zitierten reichhaltigen Beitrag von Pfr. Wolf (Zs. II 203), der noch mancherlei über Hexenaberglauben bringt. — Weitere Mittel gegen Hexen z. B.: die Wachskreuze aus der geweihten Kerze, mit welcher der Hausvater an Maria Lichtmeß nach dem Hochamte Haus, Kinder, Vieh segnete (Rehm II 182). — Das Mittel gegen den Wolf: mitgeteilt aus Icken a. d. Ruhr. — Das Katzenmähen: Niederrhein I (1914) 60; vgl. „Echo der Gegenwart“ 26. 2. 1910 (= Hoffmann II 173; ferner ebenda 173; sowie Zs. Aach. GV. XIV). — Drückche und die Katze: K. Simrock, Deutsche Märchen (Stuttg. 1864) Nr. 44. — Belauschte Liebesleute: Hoffmann II 17. — Hexen als Hasen: Hoffmann I Nr. 85, 99, 129 u. öfter; auch bei Schell 213 f. u. öfter. — Die Laus auf dem Brautkleid: Hoffmann II 149. — Hexe als Sau in einer Eifelsage: Zs. V 221; als Fuchs der unter eine Kuhherde, bei Much auf dem Köscheider Feld, springt und sie behext, daß sie nachher rote Milch geben: Bergischer Volkskalender 1920, 64. — Wettermachen: Ann. f. d. Niederrhein XXXVIII 96; Hoffmann II 63 f. Vgl. Schell neue berg. Sagen 115 und Zs. IV 117. — Liebste als Hexe: Hoffmann II 30. — Fahrt zum Tanzplatz: Hoffmann II 27. — Hexeneiche: aus Metternich (Kr. Euskirchen) mitgeteilt. — Hexenzaum: von Lehrer Buczkowski aus Wissel (Kr. Kleve). — Oberhexe: Hoffmann I 104, 169, 265. — Walpurgisnacht auf dem Schäferplacken: nach Hessel Nahetal 66. In Angermund sagt man: Von Weihnachten bis Drei Königen kommen die Hexen von Ratingen und ziehen über Schloß Heltorf an den Rhein. — In Wichterich (Kr. Euskirchen) sagt man, im „Dallhof“ (einer Flur, früher Hof Dollendorf) wäre nachts eine Katzenmusik zu hören. — Andere Tanzplätze z. B. auf dem Papelsberg bei Römlinghoven, und bei der Oberdollendorfer Mühle (beides Siebengebirge; Hessel Rheintal 167); Növerskuhl bei Lützenkirchen, Boxberg bei Waldbröhl (Schell Neue berg. Sagen 53 u. 89); vgl. F. Hoffmann I 54, 74; II 69, 88. — Hexenkränze: Lohmeyer 183.

138 139 140 141 142 143 144 145 146

Zu dieser Gruppe gehört auch die alte in vielen Sammlungen wiederholte Sage von der Mobesin zu Aachen, die einmal bei einem der in ihrem Hause gefeierten nächtlichen Hexenbankette von ihrer Köchin belauscht wurde. Wenn dann der durchs Schlüsselloch spähenden Lauscherin „die Lichter ausgelöscht“ werden, so erinnert das an die Selfkanter Zwergensage (Bd. I 55). Ein andermal sitzen wieder die Hexen im Hause ihrer Oberin, der Mobesin, als Katzen um den Tisch, und in dieser Gestalt schleicht die Mobesin auch sonst im Hause umher und belauert und schikaniert die Arbeitsleute (wie oft solche hexenden Meisterinnen tun; besonders häufig von der Müllerin und dem Mühlknecht erzählt, z. B. von der Oberdollendorfer Mühle, am Siebengebirge, von Hessel Rheintal 167 nach Unkel; vgl. auch „Drückchen und die Katze) und wird auf die bekannte Weise durch Abhacken dreier Zehen, d. h. Finger, entlarvt. Die „Mobesin“ bringt also altbekannte Typen der allgemein deutschen Hexensage. — Auch „Die buckligen Musikanten“ der Aachener Sage (z. B. bei Jos. Müller Aach. S. 122 = Grässe 94) geraten in eine nächtliche Hexengesellschaft, es geht hier ähnlich wie bei dem buckligen Geiger von Honnef (Bd. II 10); also auch wieder ein der Elben- und Hexensage gemeinsamer Zug; die Aachener Sage fügt mit der im Märchen beliebten Entgegensetzung zu dem guten bescheidenen den frechen gierigen hinzu, der dann zu seinem



Buckel noch vorn einen Höcker bekommt (vgl. Grimm Nr. 182 Von „den Geschenken des Kleinen Volks"; Musäus „Ruprecht mit dem Höcker"). Vgl. ferner die Sage von Spielkäffer auf dem Friedhof (in Bd. II unter „Musikanten") und die Anm.

Alles ein Oremus: Hoffmann II 76. — Hexendörfer: über Nattenheim s. Bd. I S. 286 und Anm. dazu; Hexen-Odental und Hexen-Olpe Schell 263 f. u.
147 338. Über Haaren Zs. III 193. — Das Ende der alten Util: Zs. IV 117. — Die Hexe in Eschweiler: Hoffmann II 142. — Die Bessemo'er: ist ein Kinderschreck z. B. in Ückinghoven (Kr. Grevenbroich); ähnlich in Kerpen. — Weitere Hexensagen aus neuerer Zeit besonders bei Schell, Hoffmann, verstreut in Zs. Einige ältere Hexensagen z. B. auch bei Wolf 466 u. 481.

Mahren und Werwölfe. Nachtmahr bei Kindern und Männern: von Dr. Schüler aus Büchenbeuren, u. nach Zs. XI 212. Mahrenfang u. -ehe auch
148 Zs. VI 275. — Mahr und Hexe: Die Großkatrin: Lohmeyer 22. Das Mädchen
149 in Thum: Hoffmann I Nr. 113. — Mahrreiten: Hoffmann I 114. — Gestalten: Hoffmann II 156; Lohmeyer Nr. 7. — Mahr in der Eifel: Schmitz
150 39; Zs. VI 275. — Die dicke Liebste: Schell 51. — Seele als Maus: Schell Rheinland Nr. 93. — Abwehrmittel: Zs. Aach. Gesch. Ver. XIV 100; Hoffmann I Nr. 113; Zs. VI 275. — Der Nachtmahrbann bei Wrede 96 und Zs. IX 61. — Will man den „Draach" aber töten, so muß man sich im Bette einen zinnernen Teller auf die Brust legen und darüber ein spitzes Messer halten (aus der Eifel bei Schmitz 39; aber auch in andern Gegenden Deutschlands). —
152 Mädchen als Werwolf: Schell[2] Nr. 61; vgl. ebenda 187. — Das zerrissene Tuch: Hoffmann II Nr. 170; vgl. ebenda I Nr. 35 u. 105; Weyden[1] 202; Schell[2] Nr. 134. Einige andere Werwolfsagen ebenda Nr. 212, 411; Schmitz 33. Verblassen der Werwolfsage z. B. Schell 30, 32, 473.

153 **Von Büchern, Zauberdingen und Wünschen.** Erblichkeit: z. B. Schell[2] Nr. 596. — Bücher: in der Essener Gegend nach Mitteilung von Rektor Pesch, Essen-Frintrop. — Matthiasbüchlein z. B. bei Hoffmann. Von dem Büchlein des Mannes aus Preist berichtete mir Lehrer P. Schröder in Trier. Die Sage aus Horn im Hunsrück in Zs. XI 212. Der Junge mit dem Zauberbuch z. B.
154 Schell[2] 57. — Zauberdinge: Vom Heckpfennig z. B. „Märchen seit Grimm" II 136; eine andere, die mir in ihrer Verquickung mit der Zwergensage aber nicht ganz volksmäßig scheint, bei Hessel Rheintal 199. Schell Sag. d. Rheinlandes Nr. 88. Wünschelrute Zs. VI 136. Einen Bildzauber übte eine Frau in der Dreifaltigkeitsnacht, indem sie die Bilder von Bismarck u. Wilh. I. schlug. Zs. IV
155 118. — Liebeszauber: Zs. XII 56; II 201; Schell[2] 311. — Verwünschung: Schell Neue berg. Sagen 74; „Die Heimat" 1877 Nr. 36; Zs. IV 232. — De
157 zwei Boore am Raderdbale: Weyden[1] 205. — Zauberzeiten: Matthiasnacht Zs. Aach. Gesch. Ver. XIV 91; Hoffmann II Nr. 226; siehe auch weiter unten „Vorgeschichten u. Geisterseher". Der Zauber in der Christnacht: aus Kretz (Kr. Mayen). Die Sage vom Deilbach bei Schell[2] Nr. 99.

158 **Noch von Leuten, die was können.** Der Schmiedegeselle: von Lehrer P.
159 Schröder, Trier; von demselben: Der Mann aus Preist, Glockenfett, Fern-
160 wirkung, Die lahmende Kuh. — Gute Arznei: Schell[2] Nr. 105. Der alte Bötschert, aus derselben Gegend, Schell[2] Nr. 40. — Doppelt gesehen: „Ex relatione cujusdam qui haec omnia ex marito posteriori Schilling, qui obiit circa annum 1597, et ex familiaribus audivit Stramberg I Bd. 3,

755. — Vierfach: Färber, Historische Wanderungen durch die alte Stadt Düssel- 161
dorf (D. 1889) I 119. — Mann an zwei Orten: Schell 24. — Durch ver-
schlossene Türen gehen: Schell 48. — Hemm am Hexenbäumchen: eben-
da 194, 198. — Die sieben festgesetzten Männer: Schell 27. — Das fest- 162
gebannte Fuhrwerk: Leibing Nr. 68; Schell[1] 77. — Zwei Schlaue: aus 163
Ickten nach Erzählung von F. Flothmann. — Zahlreiche Geschichten vom Fest-
bannen besonders bei Schell, auch bei Hoffmann. — Diebe ermitteln: eben- 164
falls aus Ickten. — Rattenfänger: Zs. II 91; Hoffmann II Nr. 462. — Der Not- 165
haken: Schell 302 u. 299. — Der geheimnisvolle Mäher: Hoffmann I 166
Nr. 114; vgl. Unkel 97. — Freischützen: Hoffmann I 14; Schell 15, 307. Vgl. 167
Unkel 95. — Feuerbannen: Die Metternicher Sage nach Mitteilung von dort. — 168
Weitere Sagen Hoffmann I 63 u. II 86; Schell 317, 104, 155. — Blutent-
ziehen: Schell 270. — Weitere Schwarzkünstler z. B. Hoffmann II 15, 76, 119;
auch bei Schell. — Brandsegnen durch Geistliche Hoffmann II 86; Schell 317;
Zs. II 201; Feuerbesprechen im Hunsrück noch 1907, ebenda IV 121. — Von den 169
Zigeunern: Schell 47, 232, 157; Zs. Aach. Gesch. Ver. XIV 17; Hoffmann II
60; Unkel 93; Zs. III 229; IV 120.

Musikanten. Die Kapelle in Kleinenbroich, nach dortiger Überlieferung. — 170
Spielkäffer: Schell 261, 268, 310, 319. — Der Spielmann von Mon- 172
heim: Schell 476.

Die Geistlichkeit und das Heilige. Der Priester Bann des Pfarrers: Schell 174
293. Die Sage aus Mehring von Lehrer P. Schröder, Trier. Die vom Oster-
felder Pastor von Rektor Pesch, Essen-Frintrop, auch schon im „Rhein. Boten"
(Beil. d. Weseler Ztg. Nr. 7, 1922). — Die heimlichen Begleiter: Schell 183; 176
vgl. 167 u. 205. — Bestrafte Bosheit: nach Mitteilung von dort. — Pater
Crementines: Schell 64ff. 177

Heilige Dinge und Zeichen. Die Kreuze an der Egge: Nießen II 42; Schell[2]
40. — Glocken: Zs. VII 64. Zs. Aach. Gesch. Ver. XIV. — Wetterglocke zu 178
Denerew: Zs. IV 67. — Holz und Stein vom Kreuze: Zs. II 242; vgl. Zs.
XIII 150. Auch die Sagen vom Schuß auf das Kreuz (z. B. Schell 414; Neue
berg. S. 152; Hoffmann I 87; Schmitz 131). Von einem Hostienraub: Voß und
Weinand Nr. 9. — Klostertrümmer: Hessel Moseltal 143. — Das Gelübde: 179
aus Mehring von Lehrer P. Schröder, Trier. Vgl. weiter unten die Sage vom
schlecht erfüllten Gelübde, sowie von dem Schiffer u. dem hl. Nikolaus. Hier ist
ferner zu denken an die Sagen von Frevlern, die während des Hochamtes jagten,
Karten spielten, tanzten usw. In Keldenich (Kr. Euskirchen) — so erzählt man
dort — soll einmal während des Hochamtes Ball gewesen sein. Da versank bei
der Wandlung der Tanzsaal mit den Tanzenden. Noch heute soll in stillen
Nächten unter der Erde die Ballmusik zu hören sein.

Kirchen u. Bilder. Aus Nerdlen (Kr. Daun) und aus Palmberg. — Das Kreuz 180
zu Linn, nach Nießen I 41. — Die Muttergottes zu Kyllburg: Schmitz 181
110. Die schmerzhafte Muttergottes in Mehring nach Mitteilung von Lehrer
P. Schröder, Trier. — Die Prozession in Wittlaer: Schell 466.

St. Nikolaus. Der Heilige und die Kinder: Die Kindtaufgeschichte nach 182
Korth, Ann. f. d. Niederrhein LII 54. Die verschiedenen Vorstellungen vom
Wohnsitz u. vom Kommen des Heiligen nach der mündlichen Überlieferung der
einzelnen Orte. — Warnung: aus Mering von Lehrer P. Schröder, Trier. — 183
St. Nikolaus und die Schiffer: am Rhein häufige Sage, Zs. II 315; III 184

185 138; Lohmeyer 62; Zs. XII 200; Laven 34; Gredt 29; Simrock Rheinsagen Nr. 101; dazu Kaufmann Quellen 106.

186 **Der ewige Jude.** Hoffmann II Nr. 118, 297, 323, 383; Schell 46, 199; Loh-
187 meyer 51.

Der Teufel. Wenn man von ihm spricht: aus Wichterich (Kr. Euskirchen). — Die vorwitzigen Protestanten: Hoffmann II Nr. 476. — Kartenspieler: Schell 159, 57, 202; Zs. XI 288. Vgl. Schmitz 64; Schell 420, 220, 293; Hoffmann II Nr. 409; I 131, 264, 173; Gredt 76ff. — Vom
189 geprellten Teufel: Nießen I 83, 99. Der Lorscheider Müller und der Teufel: von Lehrer P. Schröder, Trier. Von demselben aus der Mehringer Gegend noch folgende Mitteilung: In einem Nachbarorte waren Leute auf einmal sehr reich geworden. Niemand wußte, woher das gekommen war, aber, daß etwas nicht richtig war, das war allen klar. Einige munkelten, der Teufel sei im Spiele, andere glaubten an die Hebung eines Schatzes. Man will in manchen Nächten ein Feuerchen aus der Dachluke schimmern gesehen und dabei das Klirren von Ketten oder Goldstücken gehört haben. Das Haus kam in Verruf, und ich weiß, daß ich als Student auf meinem Schulweg von Trier niemals zur Nachtzeit an diesem Hause vorüberging, sondern immer eine andere Straße zog. — Vielleicht liegt hier auch eine verblaßte Erinnerung an die Sage vom geldbringenden Drachen vor; vgl. die Anm. zu den Freimaurersagen. — Vom geprellten T. auch Zs. IV
191 131. — Der starke Mäher: Wolfg. Müller Loreley 296ff.

192 **Die Freimaurer.** Zs. V 229; VI 2ff. 146. — Zu dem Zuge, daß der Teufel Geld durch den Schornstein bringt, ist an die Sage vom feurigen Drachen zu erinnern (vgl. meine Natursagen, S. 58f.), wie es denn auch vom Hunsrück heißt, daß dort früher der Glaube auch daran geherrscht habe; man habe ihm die Seele verschreiben müssen (Zs. II 204); besondere Sagen darüber haben sich aber noch nicht gefunden.

193 **Vorgeschichten u. Geisterseher.** Vorgesicht der Leidensstationen: Schell[2]
194 Nr. 935. — Schiffszusammenstoß: von Lehrer Buczkowski in Wissel, ebenso die folgende und das Gesicht des Totengräbers. — Die Vorgeschichte des Brandes bei Radevormwald (Schell 160) wird von Bahlmann, Rhein. Seher 15 angezweifelt; die von dem Koblenzer Schloßbrande (Stramberg I Bd. 4, 115) rationalistisch aufgefaßt; während nach der den Ereignissen näherstehenden Darstellung Gerh. von Breunings („aus dem Schwarzspanierhause", Wien 1874, S. 3ff.), dessen eigener Großvater dabei umkam u. das Vorgesicht der Schildwache auch auf seinen Tod bezogen hatte, die Vision des Soldaten in der
195 Breuningschen Familienüberlieferung als echt galt. — Leichenzug auf der Landstraße: Schell 52. — Hirt und Pferdeknecht: Schell 73. — Das Schnaps-
196 maß: Schell Neue berg. S. 104. — Schreinerlehrling: nach der Erzählung einer Frau in Wissel, mitgeteilt von Lehrer Buczkowski. Vorgeschäfte und dgl. in der Schreinerei werden noch jetzt gern erzählt; vgl. auch z. B. Schell[2] 345. — Der Alte am Fenster: Schell 70. — Matthiasnacht: Ann. f. d. Niederrhein XXX 147; Stramberg II Bd. 1, 220; Hoffmann I Nr. 152 u. 132; II 226 aus
197 Gymnich von Frl. Wildenburg; Schell[2] 238, 342. — Fronsonntagskinder: Schmitz 142, Zs. XII 190. Vgl. ferner die Rheinberger Sage von der Sylvesternachtsvorgeschichte; Nießen I 94.

198 **Der Tod. Vorzeichen und Ahnungen** Weissagung der Tiere. Nießen II 56. — Die Pferde: Schell 403; Neue berg. S. 105 u. 107. — Über Tiere vgl.

auch Zs. XI 258, Hoffmann II Nr. 24. — Herbrand: Von Lehrer Buczkowski in Wissel. — Der Junge mit dem Kranz: Hoffmann II Nr. 2. — Das 199 Kreuz in der Wäsche: von Lehrer P. Schröder in Trier. — Andere Vorbedeutungen z. B. Stramberg II Bd. 1, 166; Wolf DMS. 208, 209; Müller Aach. S. 108; Hoffmann II 2f. 141 usw. Zs. XII 55; VI 27. Eine Cäsarius-Sage von einem Toten, der einem Lebenden winkt: Wolf DMS. 463. — Ein Feld- 200 grauer erzählt: mitgeteilt von Rektor Reinartz in Kerpen. — Der schwarze und der weiße Rabe: Schell 426. Die Kerpener Sage von Rektor Reinartz, Kerpen.

Die letzte Stunde. Anmeldungen von im Felde fallenden Kriegern: von 201 Lehrer P. Schröder in Trier. Eine ähnliche Mitteilung aus Büchenbeuren (Hunsrück) von Dr. Schüler: Im Kriege hörte eine Frau nachts deutlich ans Fenster klopfen. Da stand sie auf und sah nach, ob wohl der Sohn aus dem Nachbarhause heim auf Urlaub gekommen sei. In derselben Nacht fiel er durch eine Fliegerbombe. Später hörte dieselbe Frau nochmals ein Klopfen am Fenster, sie glaubte die Stimme des Mannes eines andern Nachbarhauses zu hören, stand auf und ging ans Fenster, aber es war niemand da. Einige Zeit später kam die Nachricht, daß in jener Nacht der Mann gefallen sei. Die Sage aus Lüttringhausen Zs. 1915, 127. Ebenda V 120 eine andere Anmeldung. Aus älterer Zeit z. B. Stramberg II Bd. 2 78. Von der Luxemburger Wachtstube: mitgeteilt von Lehrer P. Schröder, Trier. — Der Hund: Von demselben. — Das Feuer 202 Schell Neue berg. S. 45.—Der Kampf zwischen dem Guten u. dem Bösen:: Schell 16. — Eine sterbende alte Frau schreit auf einmal entsetzlich auf: „Da hebt einer das Bett in die Höhe!“ Die Kinder, die aus dem Nebenzimmer kommen, sehen erst nichts, hören aber ein Fauchen und Zischen unter dem Bett, und wie sie genauer zusehen, sitzt da der Teufel. (Aus Kerpen von Rektor Reinartz). Die Kramtsvögel: Schell 234.

Der Leichnam. Nicht erstarrt: Hoffmann II 3.— Der lächelnde Tote: von 203 Lehrer P. Schröder, Trier.— Die Kinderhand aus dem Grabe: Schell 118.— Der Meineidige: Schell 66 und Neue berg. S. 13. — Der Gang auf den 204 Kirchhof: Lohmeyer 99.

Gespenster u. Geister. Der Spuk bei Kaldenhoven: von Lehrer Buczkowski aus Wissel. — Die Erscheinungen im Gebück bei Hurst: Schell 430. — Auf dem 205 Schemmannsfeld: von Rektor Pesch, Essen-Frintrop. — Ohnekopf z. B. in Menschenseifen bei Roßbach (Kr. Neuwied), Kopflose Männer und Pferde bei Wahlscheid (Siegkreis). — Bömann z. B. Königsfeld (Kr. Ahrweiler); Bullemann, Bullekähl, Stüpper: Wolfsum (Kr. Dinslaken). Nachts-Ühl: Kerpen. Nachtsrabe: Wollendorf (Kr. Neuwied). Dorfmops oder = möppel Dedenbach und Westum (Kr. Ahrweiler). Jöbbelsdeer in Oloven, Deelen, Uckigloven (Kr. Grevenbroich u. a. Orten. — Die Dorftiere u. Stadtgespenster: Zs. XI 141 ff. Unkel 97. Hoffmann I Nr. 76, 240. II Nr. 92, 310, 468. Zs. Aach. Gesch. Ver. XIV 82, 206 107 f. Schell 461, und Neue berg. S. 119. — Der „Uhrschmann“: aus Metternich. Verwünschter als Hund: Kövenich (Kr. Euskirchen) mit glühender Kette: aus Werden. — Der dolle Jan: Zs. Aach. Gesch. Ver. XIV. — Der dreibeinige Hase: aus Orsfeld (Kr. Bitburg). 207

Ruhelose Tote. Die Mutter: H. K. Schneider; Schell 422. Das Erlebnis 208 aus dem Weltkriege: von Rektor Reinartz, Kerpen. — Die Frau auf dem Hofe Lützeler Hoffmann II 38. — Die Erbteilung: Schell 178 (vgl. 156). Der alte 209



210 Hofbauer in Keppeln: aus Neuhusendorf. — Die unausgeführte Wallfahrt: Die Großmutter in Mündelheim: aus Großenbaum (Landkr. Düsseldorf). In Kerpen erzählt man von einem Vater, der bald nach dem Tode wiederkam, aber nur von dem Kinde gesehen wurde, die Mutter hörte nur ein Geräusch, wie ein Kratzen am Schrank. Und ähnlich von der toten Mutter, die dem mit dem Vater am Grabe betenden Kinde erschien, während der Vater nichts sah. Im ersteren Falle handelte es sich auch um einen Gang nach Kevelaer, im andern um fünf Vaterunser, die der Vater vor der Marienkapelle beten sollte (mitgeteilt von Rektor Reinartz in K.) Ähnliches wird oft erzählt. Die Sagen aus Langer-
212 wehe u. Weisweiler, bei Hoffmann II 73 u. 131. — Die Nachricht aus dem Jenseits: Hoffmann II 4. Vgl. Gredt 463. — Versäumte Messe: Aus Großenbaum (Landkr. Düsseldorf) u. Brück (Kr. Adenau). Ein Priestergeist im Kölner Dom: Wolf DMS. 230. Vgl. ferner H. K. Schneider Nr. 31; Gredt Nr 841. — Der Versehgang: von Lehrer P. Schröder, Trier. — Das schlecht erfüllte
213 Gelübde: Steinmetz 33. — Das versprochene Kopftuch: Rhein. Geschbl. I. 348. — Der Geizhals: aus Sievernich. — Milchpantscherin: Lohmeyer 18. vgl. Schell 118; Weyden[1] 199. — Der Weinhannes: Lohmeyer 87. Eine Sage von einem geizigen Wirte, dem Röderfränzchen, Zs. XII 195. — Der be-
215 trügerische Kornhandel: Schell 68; vgl. die Siebengebirgssagen. — Grenzsteinversetzer: Die typische Sage mit der einen oder andern Abweichung wird z. B. noch jetzt erzählt in: Jahrsfeld (Kr. Neuwied), Kretz (Kr. Mayen), Oberdürenbach (Kr. Ahrweiler, hier geht der Spuk besonders an den Vorabenden hoher Feste um), Stramberg (Kr. Siegburg; der Geist mit einer Hacke), Dedenbach (Kr. Ahrweiler), Büchel (Kr. Kochem), Bermel (Kr. Mayen; mit Hacke und dreieckigem Hut, sucht die Steine richtig zu setzen, kann sie aber nicht mehr herausfinden; ohne Erlösungsmotiv), Schneppenbach (Kr. Simmern), Mennekrath (Kr. Erkelenz). Büchenbeuren (Hunsrück). Die Kerpener Sage mitgeteilt von Rektor Reinartz dort. Die folgenden Züge nach Zs. XIII 149; III 56 u. aus dem Volksmunde in Kretz (Kr. Mayen). Das „Boorstücksmännche" bei Hessel Nahetal 84. Der Bauer Heinrich bei Cäsarius Dial. XI 47 (vgl. eine ähnliche Cäsarius-Sage Ann. f. d. Niederrhein XLVII 25). — Der Bauer auf dem Mehringer
217 Berg: von Lehrer P. Schröder, Trier. — Der Grund und der Schöpfer: aus Bergen (Kr. Wadern). Die Mesenicher Sage Zs. III 142. Die von Ochtendung und Polch aus dortiger mündlicher Überlieferung. Eine Meineidsage auch Lohmeyer 93. Ein Gegenstück zu dem gespenstischen Kölner Bürgermeister: Der Hummelsberg bei Hargarten gehörte früher der Gemeinde H., wurde zirka 1830 für ein Spottgeld an die Stadt Linz verkauft. Der Bürgermeister von H., der diesen Kuhhandel mit dem Gemeinderat abschloß, geht noch auf dem Berge um
218 (Mitgeteilt aus H.). — Der dicke Vogt: „Rhein. Bote" (Beil. z. Weseler Ztg.) VIII (1922). Nr. 3. — Der Brotreinert: aus Morscholz (Kr. Merzig-Wadern. —
219 Das Walterburger Männchen: aus Niederwinkel (Kr. Daun). — Geist des Mörders: aus Röckenfeld (Kr. Neuwied) und Eischeid. — Der Telliger Mann: Zs. III 141. — Der Förster in Wehlen: von Lehrer P. Schröder, Trier. — Vgl. ferner Schell Neue berg. S. 20, 27. Häufiger Spukort sind die Kreuze, an Stellen, wo ein Mensch verunglückte oder ermordet wurde. An einem Steinkreuz bei Dietscheid (Kr. Mayen) geht heute noch der Geist eines Köhlers um. Der Mann war oben auf seinen Meiler gestiegen, darin versunken und umgekommen.
220 **Die weiße Frau u. die Erlösung.** Todankündigend: Ann. f. d. Niederrhein

XLVII 60 nach Cäsarius Dial. XI 63. Hoffmann II 109, 136. — Burgfräulein: Die ruschige Juffer von Weisweiler Hoffmann II 128. — Die Juffer am Ernstberge: Schmitz 11. — Halb schwarz, halb weiß: Hoffmann II 160, 124. — 221 Die weiße Frau bei Mehring von Lehrer P. Schröder, Trier. — Die beinah Erlöste: Unkel 90 u. 93; Hessel Rheintal 149; vgl. Schell Neue berg. S. 138. — 't Schooper Männche: Zs. IV 147. — Der Hochwälder Bauer: Wirtgen 222 Hochwald 77. — Die Erlösung eines niesenden Geistes z. B. Wolf DMS. 368. Auf dem Heimweg von Scheiden nach Bergen (Kr. Wadern) sah einer einen Geist, der sprach: „Das nächste Jahr auf diesen Tag sollst du mich hier erlösen." Der Mann lief weg und erzählte es im Dorfe. Große Beratung. Eine Frau rät zu einer Prozession. Die wurde dann auch an dem bestimmten Tage gehalten, der Mann in der Mitte, der hatte viel Angst. Aber der Geist ließ sich nicht mehr blicken. — De gläunige Wagen: Der Niederrhein I (Düsseldorf 1914) 60. — Der Unerlöste: Schell Neue berg. S. 67; vgl. Schell 379. 223

Naturspuk. Bann durch den Papst: Hoffmann II Nr. 157 u. 177. — Geistliche 223 als Geisterbanner kamen schon wiederholt vor. Auch einem Pastor in Wissel (vgl. die Sage S. 204) wird es nachgesagt: er sperrte die Geister in hohe Bäume ein und ließ diese gut verstopfen. — Der Geist im Siebengebirge: Stramberg 224 I Bd. 2, 108. — Lömdalshärche: Aus Kretz (Kr. Mayen). — Ühnelweische: aus Blasweiler. — Spinnerinnen: Schell 129, 312, 309, 336, 344. 228 Die Sage aus Vierbaum (Kr. Mörs) aus der dortigen Überlieferung. — Das Linder Mädchen: aus Denn (Kr. Adenau). — Suter-Michel: Schmitz 28; 229 dort 24 ff. noch weiterer Naturspuk. — Der Baumstumpf: Zs. III 165. — Der Lummelter: von Lehrer P. Schröder, Trier. — Die scheerige Eiche: 230 Lohmeyer 71. — Eine riesengroße Frau, irreführend, Zs. Aach. Gesch. Ver. XIV 116; Feuer im Walde mit darumtanzenden Gestalten, ebenda. — Im Bedhard und andern großen Wäldern (Biersdorf = Hammer Wald) soll das Pu-Männchen umgehen. Es gibt noch alte Leute, die fest glauben, es gehört zu haben. Es hat seinen Namen von dem Ruf „Pu pu!" und erscheint, als Jäger ohne Kopf, besonders am Vorabend hoher Feste (nach dortiger Erzählung).

Hol über: Zs. XII 199. — Fischergeschichten: von Lehrer P. Schröder, 228 Trier. — Das Fulerde-Dier und die Juffel: von Frl. Wildenburg in Gymnich. 229 — Fackelmännchen: von Lehrer P. Schröder, Trier. — Feuermann: 230 Hoffmann II Nr. 11, 12, 120, 246; Zs. Aach. Gesch. Ver. XIV 116. — Gerichtsschöffe Steffens: Unkel 91. — Handwerksmeister aus Thum: Hoffmann I 49. — Feuermann leuchtet: ebenda 52. — Noch ein Vaterunser: ebenda 49; vgl. 71 und Zs. Aach. Gesch. Ver. XIV 116. — Der versäumte Segen: Hoffmann II 22. — Feuermann bei Obergeich: ebenda 45. — Ähnliche Sagen aus andern Landesteilen, z. B. in Kriegsdorf (Siegkreis) sagt man: an der Magdalena verfolgt ein glühender Mann den einsamen Wanderer und tritt ihm auf die Hacken (?), er kommt nach bis zur Viehgasse, da kehrt er wieder um, ohne einem was getan zu haben, außer dem Schrecken. — Irrlichter: Nottaufe bei Werden, aus Volksmund; 232 ähnlich erzählt Wolfg. Müller Lorelei 292 und fügt hinzu: das getaufte Flämmchen stieg gen Himmel und wurde zum Stern. „Waslichter" vom Geistlichen getauft, auch Nießen II 42. — Die Jülicher Sagen bei Hoffmann I Nr. 78, 128, 137; II Nr. 10, 120, 261. — Eifelsagen von Erlösung Zs. III 57; Schmitz 39. — Dröglicht gibt Maulschelle: Schell 166. — In Büchenbeuren (Hunsrück) wird erzählt: In einer dunklen Nacht gingen Burschen und Mädchen

von einem Nachbardorfe, wo sie zu Maie waren, wieder nach Hause. Sie sahen ein „Treulicht" (Dröglicht), spotteten es aus und riefen: Dröglicht komm und leucht mer wie der (mir wie dir). Da ist ihnen das Licht nachgekommen, hat ihnen Gesicht und Hände verkratzt. (Von Dr. Schüler in B.)

233 **Der wilde Jäger und die wilde Jagd.** Der ewige Jäger: aus Löf (Kr. Mayen); Ehlscheid (Kr. Neuwied); Zs. 1917. — Der ew. J. im Hochpochten 234 Zs. II 247. — Der blechene Jäger: Schell[2] 422. — Der hölzerne Jäger: 235 Zs. III 300; vgl. Schell Rheinland Nr. 24. Der beinlose Jäger, am Sinzenköpfchen, aus Westum (Kr. Ahrweiler); in der Moselgegend: von Lehrer P. Schröder, Trier; vgl. Zs. VIII 179. — Der wilde Jäger und die weiße Frau: Hoffmann II Nr. 161; Cäsarius Dial. XII 21 (Kaufmann a. a. O.); 237 Schell 130. — Die fürige Jaag: Hoffmann I 45. — Die wilde Jagd: Zs. XII 200. — Wodesheer: Schmitz 2; Zs. XIII 150. — De well Jaag: mitgeteilt von Rektor Reinartz, Kerpen. Vgl. ferner Hoffmann II Nr. 133 u. ö.; Schmitz a. a. O.; Zs. Aach. Gesch. Ver. XIV 115, 126 (die „schwarze Jagd"). — Die Geisterkutsche: Hoffmann II 71; Zs. Aach. Gesch. Ver. XIV 231, 266; 238 Lohmeyer 49, 141; Schmitz 2. — Tanz mit einem Weibe in der wilden Jagd: Hoffmann I 84.

Naturgeister und geheimnisvolle Tiere. Heinzelmänner „jit et net mie" (Hoffmann II Nr. 66), höchstens noch die „Hieze" aus Weißbrotteig, für Kinder im Dezember „vom Heiligen Mann" (Rh. Geschbl. IV 369). Und in Redensarten; so, wenn in der Küche Geschirr zerbrochen war und kein Dienstbote wollte es getan haben, sagte die Bonner Hausfrau zum Spott: „Dann wirds wohl das 239 Heezemännchen gewesen sein." (Bonner Jahrb. XII 116). — Kornwolf: Aus dem Volksmunde in Kerpen, und Hoffmann II. Nr. 70. Die Kornhex ebenda Nr. 163, 469. Ennongderzitt: ebenda Nr. 59, 101. Über die Mittags-Mutter: besonders Leonh. Korth, Mittagsgespenster (Köln 1915) S. 21 ff. Über den Namen heißt es dort: er wird von den einen mit „Under" westerwäldisch „onner", eifelisch „unger" in Zusammenhang gebracht, das bedeutet eine Unterbrechung, Ruhezeit zwischen der Tagesarbeit, besonders wohl eine mittägliche, für Menschen oder auch Vieh; oder von Non abgeleitet; d. i. ursprünglich die neunte Stunde nach Sonnenaufgang also Mittnachmittag, da aber die Vesper schon früh vom Abend in den Nachmittag vorgeschoben wurde, rückte die None (Aachen Nong) in die Tagesmitte u. bezeichnete die Zeit der Mittagsruhe, wie noch diese selbst: Jedenfalls also ist die Ennongersmoer die Mittagsfrau. — Juffer Fey: nach dor- 240 tiger Überlieferung. — Meerfrau im Altwasser: Montanus-Waldbr. I 56. — Wassergeist: Hoffmann II Nr. 347, 363, 395 I Nr. 237; Hessel Nahetal 66; aus Mehring von Lehrer P. Schröder. Der Rhein hält seine Opfer drei Tage und 241 gibt sie dann erst frei („Am Urquell" III 209). — Die großen Schlangen: Schell 242 339. — Von der Unke: Rh. Geschbl. III 280. Zs. VI 272; Stramberg II Bd. 4, 384. — Der Drache: Zs. VI 274. — Die Alte mit den sieben Eulen: Berg. Volkskalender 1923, 63.

Schätze. Eine goldene Wiege z. B. auf dem Hochtürmer bei Kirchsahr (Kr. Ahrweiler), aus der Burg, die dort gestanden haben soll. Goldenes Kegelspiel und goldene Krone: aus Jährsfeld. Die Glocken bei Dabacherbrücke nach dortiger Überlieferung.

Geldfeuer: Noch heute viele Sagen. Auf dem „Eselsgarten": Mitteilung von Lehrer P. Schröder, Trier. Die Tabakspfeife: aus Niederelz. — Ähnliche

Sagen z. B. aus Essen-Frintrop (in Schemmannsfeld), Wenau, Kr. Düren (auf d. alten Rittersitz Holzheim); ferner Lohmeyer 64 u. 111; Hoffmann I Nr. 60, 75, 267; II 5, 14, 46, 60, 140. — Der Schatz unter der Rübe: Lohmeyer 17. 244 Die Eischeider Sage aus dem Volksmund. — Den „Traum vom Schatz auf der Brücke" (Zs. VI 46; Lohmeyer Nr. 228) übergehe ich hier, da ich schon unter den Kreuznacher Sagen Ähnliches brachte. — Der Teufel als Schatzhüter: aus 245 Wyler. — Die reiche Frau in Horn: Zs. XI 211. — Von der Ruine Olbrück b Hain führt ein heimlicher Gang nach einem Tale, in dem Gange soll ein ungeheurer Schatz ungemünzten Goldes und Silbers sein, von einem großen schwarzen Hund bewacht. Nur ein Fronsonntagskind kann ihn heben (Oberdürenbach, Kr. Ahrweiler). — Jungfern: aus Vierscheid u. Honnef. Schlüsselblumen: Lohmeyer 73; Zs. VI 138 f. — Wünschelrute: Zs. XI 266. — Die Fork: aus Röhe. 246 — Schirpenhennes: Aus Plaidt. — Wie es heute dabei zugeht: aus Strohn (Kr. Daun) und Essen-Frintrop (v. Rektor Pesch).

Vom Kaiser im Berg und vom kommenden Reich. Der Türkenpascha: Hoffmann II 103. — Propheten und Prophetinnen: P. Bahlmann, Rheinische Seher und Propheten (München o. J.) 34 ff.; Th. Beykirch, Prophetenstimmen (Paderborn 1849) 75, 91, 97 ff. — Priesterschlacht: Schell 538. — Die Brücke: 248 Bahlmann a. a. O. 48; Beykirch a. a. O. 102. — Prophezeiungen über Köln: ebd. 102 und Bahlmann 22. 39. — Die Prophezeiung aus Brüggen mit- 249 geteilt von Frl. Wildenburg-Gymnich. „De helige Lin" ist jedenfalls die Helena Wallraff, von der Beykirch und Bahlmann berichten. — Die Kriegsvorbedeutung von der Mosel, von Lehrer P. Schröder-Trier. Neuere Kriegsprophezeiungen und Kriegsendeproph. z. B. in Zs. XIII 266; XV 131; Zs. VR XXVII 245, 247. — Die Geschichte von dem Fuhrmann auf der Wahner Heide nach Stramberg. — Der schlafende König im Berg: Schell 448. — Der Schmied im Wols- 251 berg ebd. 446. — Nach der letzten Schlacht: Beykirch a. a. O. 102. Bahlmann 49. — Das Reich des Friedens und des Rechts: Beykirch 76 f. 103.

(Marginal page references: 244, 245, 246, 247, 248, 249, 251)

Personen- und Sachregister

Anno, Bernhard, Genovefa u. a. Heilige s. unter Sankt

Ortsregister

Inhalt

Altrheinland (zweiter Teil)

Volksglaube der Gegenwart und kommende Dinge

Anhang

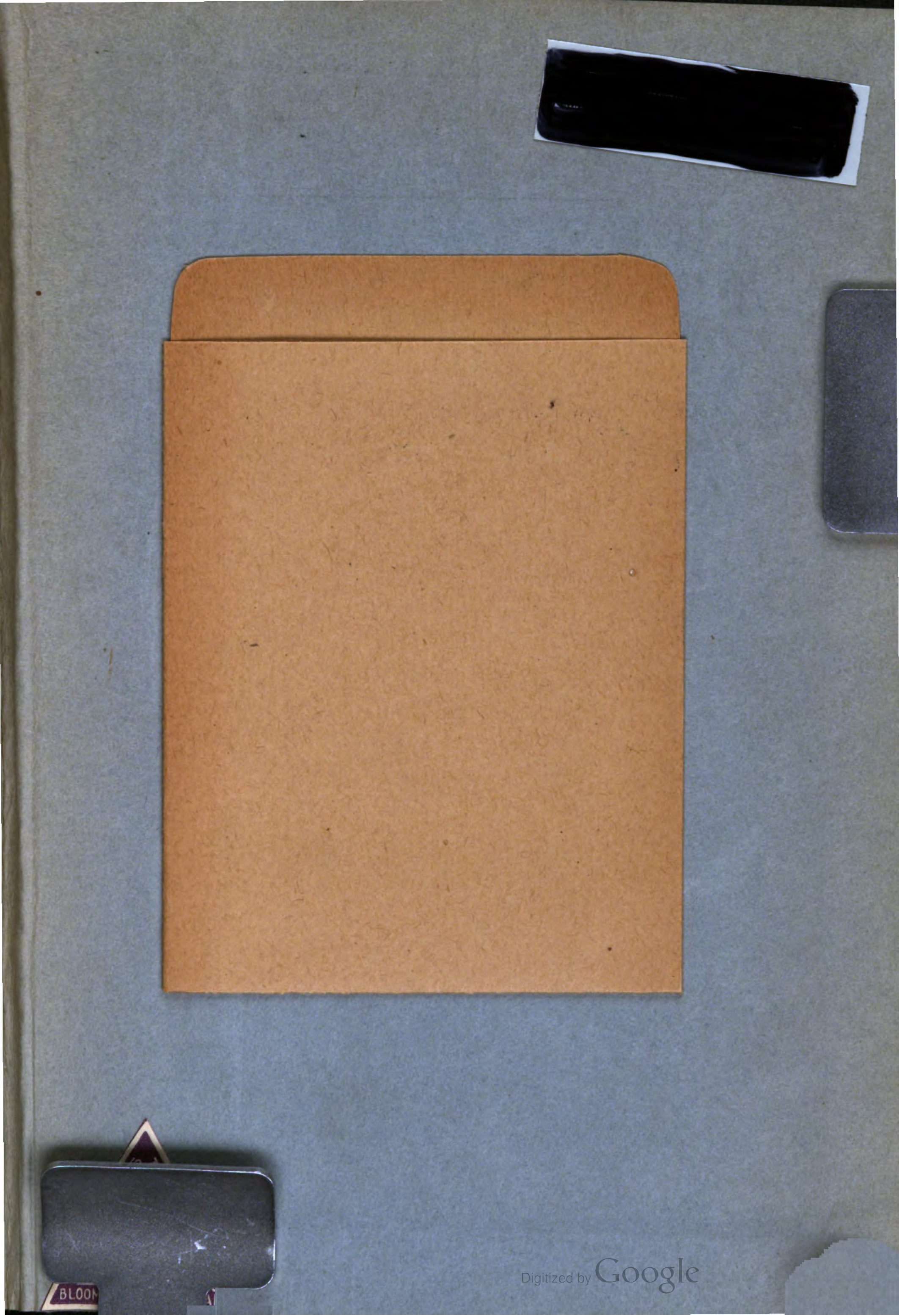
Abbildungen auf Tafeln

Abbildungen im Text

chronik) S. 61 / Erzbischof (aus Stumpf, Keyser Heinr.) S. 67 / Teufel säet Unkraut (Holzschn. aus Geiler von Kaysersberg. Augsb., Othmar, 1517) S. 78 / Zwei Bettelmönche (Kupfer v. Franz Brun) S. 91 / Oberstein (Kupfer) S. 94 / Kaiser Heinrichs Gefangennahme (bei Stumpf a. a. O.) S. 99 / Gelehrter (aus Hartmann Schedel) S. 101 / Ritter in Königl. Rüstung (bei Stumpf a. a. O.) S. 104 / Hatto v. Mainz (aus Hartmann Schedel) S. 110 / Weinlese und -probe (Titelholzschnitt vom Augsburger Monogrammist HWS, zu Arnoldus de Nova Villa, Traktat von der Bereitung des Weines. Augsburg, Joh. Sittich um 1515) S. 116 / Jngelheimer Saal (Holzschnitt) S. 118 / Säulenrest v. d. Jngelheimer Pfalz (Radierung) S. 120 / Erzbischof und Mainzer Wappen aus (Hartmann Schedel) S. 123 / Butternde und melkende Bäurin (Kalenderbild für April von H. S. Beham) S. 138 / Alte mit Besen und Forke (Holzschn. v. J. G. F. Unger d. Jüng. zu einem ABC-Buch für Kinder 1779) S. 146 / Frau und Teufel im Kampf, von Hans Weigel (?) S. 188

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig




BLOOM


ALF Collections Vault
3 0000 118 514 581